

VOM INDUSTRIEAREAL ZUM STADTTEIL : ZÜRICH WEST

Räumliche Transformationen – Planungsprozesse – Raum(um)nutzung



Fee Natalie Thissen

*Titelbild: Modell Zukunftsvision
(Eigenes Foto)*

VOM INDUSTRIEAREAL ZUM STADTTEIL : ZÜRICH WEST

Räumliche Transformationen – Planungsprozesse – Raum(um)nutzung

Von der Fakultät für Architektur der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen
zur Erlangung des akademischen Grades einer Doktorin der Ingenieurwissenschaften
genehmigte Dissertation

vorgelegt von

Fee Natalie Thissen

Berichter:

Universitätsprofessor Dr.-Ing. Klaus Selle

Universitätsprofessor Dipl.-Ing. Kunibert Wachten

Tag der mündlichen Prüfung: 16.07.2015

Diese Dissertation ist auf den Internetseiten der Hochschulbibliothek online verfügbar.

Ein persönlicher Abschiedsbrief zum Vorwort

Liebe Diss,

erinnerst Du Dich an unsere erste Begegnung? Es war ein sonniger Sonntag im Sommer 2008. Wir fuhren mit dem Schiff über den Vierwaldstättersee von Luzern in Richtung Kastanienbaum. Mit an Bord war der Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtentwicklung der RWTH Aachen, der eine Exkursion nach Zürich und Winterthur unternahm und mich um eine Führung in Luzern gebeten hatte. Juliane von Hagen (geb. Pegels) und ich standen an der Reling, der Wind wehte uns die Haare ins Gesicht und unsere Blicke schweiften von den Wellen über die Villen am Ufer bis zur Spitze der Rigi. Die Königin der Berge baute sich vor uns auf, während wir über die Zukunft sprachen und ich mein grundsätzliches Interesse an einer Promotion bekundete. Erinnerst Du Dich an diesen Ausflug? Erst nach einigen Wochen sollten wir uns wiederbegegnen:

Auslöser dazu war eine Mail mit Texten zu öffentlich nutzbaren Räumen im Schnittbereich privater und öffentlicher Interessen. Die perfekte Lektüre für einen Badetag an der Uffschöttli!¹ Ohne zu wissen, dass dieser Nachmittag der Beginn unserer Beziehung sein sollte, verbrachte ich ihn auf der Wiese liegend, sprang ab und zu zur Abkühlung ins klare Seewasser und las...und las...und las. Mein Interesse war geweckt und ich bekam eine leise Idee von Dir. Eine vage Ahnung, an der ich festhielt und die ich zu einem konkreten Konzept zu entwickeln versuchte. Es tut mir leid, Dir das so klar und deutlich sagen zu müssen, aber Du warst genau das: Zunächst eine Idee, dann ein Konzept, später ein Leitfaden, der mich und mein Leben enorm beeinflusste. Du warst von Anfang an Herausforderung und Bereicherung zugleich. Du warst eine treue Begleiterin, ließest mir aber auch Atempausen und Luft für anderes. Du warst meine Gedanken und meine Taten, denn Du hast mir beigebracht, neugierig zu bleiben, zu hinterfragen, wo nötig zu bohren. Du hast mich gelehrt, mich zu motivieren und zu disziplinieren, aber auch offen zu bleiben für Neues. Und so führtest Du mich immer wieder nach Zürich West, zeigtest mir jeden verborgenen Winkel, brachtest mich mit interessanten Menschen zusammen und teilstest mit mir die Spannung, die von diesem Gebiet ausgeht. Mit jedem Besuch entdeckten wir etwas Neues, wieder hatte sich etwas verändert. Die Entwicklungen rasten, wir kamen kaum hinterher...

¹ Die „Uffschöttli“ (Schweizerdeutsch) ist eine künstlich angelegte ‚Aufschüttung‘, die der Luzerner Bevölkerung als stadtnahes Erholungsgebiet mit Grünfläche und Badestrand dient.

Du schon, ich weiß, Du hättest mehr Zeit gehabt! Manchmal warst Du beleidigt und hast mich schräg angeschaut, wenn ich viel im Architekturbüro war und keine Zeit für Dich hatte. Irgendwann hattest Du mich soweit, dass ich mir eine Auszeit nahm – sechs Wochen nur für uns! Das war im Sommer 2013. Es war eine intensive Zeit, die wir miteinander verbrachten. Wir waren zunächst in Luzern, zogen für knapp zwei Wochen ins Kraftwerk 1 nach Zürich und fuhren spontan ins Ruhrgebiet. Ziemlich schnell kam die Erkenntnis: Wir brauchen mehr Zeit zusammen! Denn Zürich West wartete nicht auf uns, es wandelte sich unaufhaltsam, überall standen Baukräne, Hochhäuser sprengten bisherige Maßstäbe, mit den Kontrasten stieg die Spannung.

Irgendwie haben wir es geschafft, uns ein Jahr Zeit füreinander zu nehmen und ‚dranzubleiben‘. Und was ist das Ergebnis? Heute bist Du kein Leitfaden mehr, sondern ein Text, angereichert mit Bildern und Karten. Die Taten und Gedanken wurden zu Buchstaben, die sich zu Wörtern, Sätzen, Abschnitten und Kapiteln fügten. Wie wir alle hast Du Deine Ecken und Kanten, bist unvollendet und unperfekt. Aber gerade diese Unvollkommenheit wird dazu führen, dass Du für Denkanstöße sorgst und Fragen aufwirfst. Das wäre der schönste Impuls, der von Dir ausgehen kann: Dass Du zum Weiterdenken und -forschen anregst und weitere Menschen motivierst, neugierig zu sein und nachzufragen!

Danke für die spannende Zeit,

Deine Fee

Dank

Ich bedanke mich herzlich bei Herrn Prof. Dr. Klaus Selle für die konstruktive und motivierende Beratung und Betreuung. Seine Konzentration auf das Wesentliche, ohne jemals Kapazitäten und den Faktor Zeit aus dem Auge zu verlieren, haben mir vor allem Einstieg und Abschluss der Arbeit sehr erleichtert.

Besten Dank an Herrn Prof. Kunibert Wachten für sein Interesse an meiner Arbeit und für die Betreuung als zweiter Gutachter.

Herrn Prof. Dr. Christian Schmid danke ich sehr für seine Betreuung und Unterstützung in Zürich. Insbesondere von der Möglichkeit, zwei Forschungsseminare zu Zürich West durchzuführen, gingen wichtige Impulse für diese Arbeit aus und bereicherten sie maßgeblich.

Herzlichen Dank an Hans Cometti und Norbert Truffer von Cometti Truffer Architekten aus Luzern für ihre Flexibilität und Unterstützung, ohne die diese Arbeit berufsbegleitend nicht möglich gewesen wäre.

Herzlich danken möchte ich Juliane von Hagen (geb. Pegels) vom Büro für Stadtforschen.de für die Motivation zu dieser Arbeit und alle folgenden konstruktiven und freundschaftlichen Gespräche. Vielen Dank an Jan Silberberger für sein stetes Interesse und seine wertvollen Ratschläge. Den Mitgliederinnen und Mitgliedern des ‚Kolloquium Dissertationen‘ der ETH Zürich danke ich für die aufschlussreichen Kritiken und Diskussionen. Stellvertretend erwähnen möchte ich Andrea Hagn, Rahel Nüssli, Monika Streule und Caroline Ting. Ein weiterer Dank gilt Philipp Klaus für die gute Zusammenarbeit in Zürich.

Einen besonderen Dank an alle Interviewpartnerinnen und Interviewpartner, die sich Zeit für die Gespräche genommen haben. Besten Dank auch an die Studierenden des Wahlfachs Soziologie (Herbstsemester 2013), die einige Interviews geführt und diese Arbeit durch ihre engagierte Mitarbeit bereichert haben.

Ein großes Dankeschön an Andreas Hofer und die weiteren Bewohnerinnen und Bewohner der ‚Suite 37‘ vom Kraftwerk 1 für ihre Gastfreundschaft. Sie ermöglichten mir, zeitweise in Zürich West zu wohnen und das Quartier zu erleben. An dieser Stelle danke ich auch ‚Züri rollt‘ für das Bereitstellen erstklassiger Fahrräder, mit denen ich mich vielmals auf Erkundungstour begab.

Meinen Eltern, Christa und Hans Thissen, danke ich für ihr Vertrauen und die Zuversicht, die sie mir und meiner Arbeit entgegenbringen. Vor allem das Bereitstellen eines ruhigen Schreibparadieses im letzten Jahr dieser Arbeit war eine große Unterstützung.

Vielen Dank an alle Freundinnen, Freunde und meine Schwester für viele ermutigende Gespräche und ausgleichende Unternehmungen an Land und zu Wasser. Ihr ward mir eine große Stütze.

Insbesondere mein Partner Oliver sorgte in der intensiven Endphase regelmäßig für Abwechslung und Entspannung und bereicherte diese Zeit um viele schöne Erlebnisse. Danke Dir für alles!

Inhalt

Zusammenfassung	1
Summary	5
Einleitung	9
1 Zürich West und die drei Dimensionen	19
1.1 Das Untersuchungsgebiet und seine Veränderung	20
1.2 Drei Dimensionen der Transformation	25
1.3 Räumliche Transformationen	32
1.4 Planungsprozesse	39
1.5 Raum(um)nutzung	43
1.6 Untersuchungsgegenstand, Ziel und Forschungsfragen	47
1.7 Methodisches Design	49
1.7.1 Quellen- und Dokumentenanalyse	50
1.7.2 Mapping	51
1.7.3 Experteninterviews mit Schlüsselakteuren	53
1.7.4 Narrative Interviews mit Zeitzeugen	56
1.7.5 Teilnehmende Beobachtung und Mapping von Alltagsräumen	58
1.7.6 Vignetten	60
1.7.7 Synthese	62
2 Räumliche Transformation des Industriequartiers zum neuen Stadtteil	65
2.1 Räumliche Veränderungen im Quartier	66
2.1.1 Städtebauliche Situation 1990	66
2.1.2 Umnutzung zur Dienstleistungs-Zone (1965 - 1990)	70
2.1.3 Pionierhaft zum durchmischten Stadtteil (1989 – 2006)	72
DOKUMENTATION A: Technopark, Schiffbau, Kraftwerk 1, Limmatwest	75
2.1.4 Entstehung öffentlich nutzbarer Räume (2002 – heute)	84

DOKUMENTATION B: Turbinenplatz, Gleisbogen und Limmatuferweg, Pfungstweidpark, Viadukt und Josefswiese	89
2.1.5 Vertikale Verdichtung (2008 – heute)	99
DOKUMENTATION C: Primetower	103
2.1.6 Informelle Entwicklungen	107
DOKUMENTATION D: Freitag-Flagship-Store	109
2.2 Veränderung der Industrieareale durch Um-Nutzung	113
2.2.1 Umnutzung in drei Phasen: Industrie – Dazwischen – Neunutzung	113
DOKUMENTATION E: Steinfels-Areal, Schöller-Areal, Löwenbräu-Areal, Maag-Areal, Toni-Areal, Hardturm-Areal	117
2.2.2 (Un)klare Entwicklungen	131
DOKUMENTATION F: Geroldareal, Stadion Hardturm	133
2.3 Das Wichtigste in Kürze: Räumliche Transformationen	139
3 Planungsprozesse zu Zürich West	147
3.1 Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung: Visionen und Skandale	148
3.1.1 Durchmischte Stadt versus Financial District	149
3.1.2 Debatten um die Bau- und Zonenordnung Koch (BZO 92)	155
3.1.3 Bau- und Zonenordnung Hofmann (BZO 95)	161
3.1.4 Auflösung politisches Patt	165
3.1.5 Bau- und Zonenordnung Ledergerber (BZO 99)	166
3.1.6 Nadelstiche	168
3.1.7 Aktuelle Teilrevision der Bau- und Zonenordnung	171
3.2 Aushandlungsprozesse: hinter verschlossenen Türen	173
3.2.1 Akteure und ihre Interessen: im Dialog	173
3.2.2 Gesamtbetrachtung Zürich West: verpasste Chance	176
3.2.3 Verhandlungen hinter geschlossenen Türen: black box	178
3.2.4 Differenzen	181
3.2.5 Aushandlungen mit wechselnden Verhandlungspartnern	185
3.2.6 Wer profitiert?	186
3.3 Partizipative und kooperative Verfahren: nur Zuckerguss?	188
3.3.1 Das Stadtforum	189
3.3.2 Kooperative Entwicklungsplanung	196
3.3.3 Diskrepanzen in der Beteiligung	203

3.3.4 Informationsplattformen	204
3.3.5 Gebietsmanagement	207
3.3.6 Quartierkoordination	208
3.3.7 Engagement der Bevölkerung	209
3.4 Kreativwirtschaft in der Planung: no money but ideas	211
3.4.1 Potenziale der Rucksacktouristen	211
3.4.2 Einbezug in die Planung	213
3.5 Das Wichtigste in Kürze: Planungsprozesse	219
4 Raum(um)nutzung und Aneignung des Quartiers	229
4.1 Entwicklung der Zwischennutzungen: vom Geheimtipp zur Insel	231
4.1.1 Das Industriequartier als Geheimtipp (Ende 80er – 1995)	231
VIGNETTE I: Illegale Party in der Escher-Wyss-Unterführung	235
VIGNETTE II: Ein Ausflug in den Glacégarten	241
4.1.2 Entwicklung zum Trendquartier (1995 – 2001)	248
VIGNETTE III: Umzug vom Schöller ins Löwenbräu	251
4.1.3 Zeit der Clubs und Ausgänge (2001 – 2010)	254
VIGNETTE IV: Eine Nacht in der Dachkantine	257
4.1.4 Oasen in der Wüste (2010 – heute)	261
VIGNETTE V: Ein Besuch im Stadiongarten	263
4.2 Lokale Akteure: Freaks, Yuppies und Krawattenträger	269
4.2.1 Aufbruchstimmung und Standortwahl	270
4.2.2 Wertsteigerung, Verdrängung und ein Marketingartikel	273
4.2.3 Veränderung Nutzerinnen und Nutzer	282
4.2.4 Netzwerke und Engagement im Quartier	287
4.3 Heutige Nutzung öffentlicher Außenräume	291
4.3.1 Öffentlich nutzbare Räume	292
4.3.2 Zentralität und Inselurbanität	293
4.3.3 Pulsierend versus ausgestorben	302
4.4 Das Wichtigste in Kürze: Raum(um)nutzung	309

5 Was lernen wir von Zürich West?	317
5.1 Zusammenhänge und zentrale Befunde zu Zürich West	318
5.2 Ansätze und weiterführende Fragen: über Zürich West hinaus	330
5.3 Rolle der Stadtplanung: nur noch kurz die Welt retten?	347
Literatur	353
I. Allgemeine Literatur	353
II. Zeitungsartikel	365
III. Internet	366
IV. Filme	367
Anhang	368
A Leitfaden Interviews mit Städtebauexperten (ES)	368
B.1 Leitfaden Experteninterviews Staffel I (PE)	369
B.2 Leitfaden Experteninterviews Staffel II (PE)	371
C Leitfaden Zeitzeugeninterviews (ZZ)	373
Curriculum Vitae	375

Abbildungen

Trotz großer Bemühungen ist es der Autorin nicht gelungen, alle Bildrechtinhaberinnen und -inhaber ausfindig zu machen. Sollten ungeklärte Rechtsansprüche bestehen, bittet sie die Inhaberinnen und Inhaber darum, sich bei ihr zu melden.

Titelbild: Modell Zukunftsvision

<i>Abbildung 1: Aufbau der Arbeit</i>	15
<i>Abbildung 2: Lage in der Stadt</i>	20
<i>Abbildung 3: Grenzen Untersuchungsgebiet Zürich West</i>	20
<i>Abbildung 4: Rockband ‚Züri West‘</i>	21
<i>Abbildung 5: Zürich West 1991</i>	22
<i>Abbildung 6: Zürich West 2014</i>	23
<i>Abbildung 7: Bevölkerungsentwicklung</i>	24
<i>Abbildung 8: Lefebvres dreidimensionale Dialektik nach Bertuzzo</i>	27
<i>Abbildung 9: Lefebvres dreidimensionale Dialektik nach Schmid</i>	28
<i>Abbildung 10: Untersuchungsperimeter und Teilräume</i>	59
<i>Abbildung 11: Eichung: Soziale Dichte</i>	60
<i>Abbildung 12: Städtebauliche Situation 1991</i>	66
<i>Abbildung 13: Dienstleistungs-Zone</i>	70
<i>Abbildung 14: Förrlibuckstraße 1985, Abtragung der Gebäude 1986/88</i>	71
<i>Abbildung 15: Hardturmstraße 1985, Abtragung der drei Gebäude 1987</i>	71
<i>Abbildung 16: Städtebauliche Situation 1999-2000</i>	73
<i>Abbildung 17: Giessereihalle um 1990</i>	75
<i>Abbildung 18: MAN Werkhof</i>	75
<i>Abbildung 19: MAN Eingang Hardstraße</i>	75
<i>Abbildung 20: Technopark</i>	75
<i>Abbildung 21: Halle Puls 5</i>	75
<i>Abbildung 22: Technopark, MAN Turbinenprüfstand und Puls 5</i>	75
<i>Abbildung 23: Lage Technopark und Puls 5</i>	75
<i>Abbildung 24: Schiffbau 1939</i>	75
<i>Abbildung 25: Schiffbau Seitenansicht</i>	75
<i>Abbildung 26: Schiffbau Außenansicht</i>	75
<i>Abbildung 27: Ansichten und Schnitte Ortner + Ortner, Wettbewerb 1995</i>	75
<i>Abbildung 28: Schiffbau Bühne</i>	75
<i>Abbildung 29: moods im Schiffbau</i>	75
<i>Abbildung 30: Mischpult und Bühne</i>	75
<i>Abbildung 31: Restaurant La Salle</i>	75
<i>Abbildung 32: Lage Schiffbau</i>	75

<i>Abbildung 33: Grundstück für das Kraftwerk auf dem Escher-Wyss-Areal</i>	75
<i>Abbildung 34: Brasserie Bernoulli im Kraftwerk 1</i>	75
<i>Abbildung 35: Groß-WG auf zwei Ebenen im Kraftwerk 1</i>	75
<i>Abbildung 36: Gemüselieferung für die Kraftwerk-Bewohner_innen</i>	75
<i>Abbildung 37: Kinder – seltene Bewohner in Zürich West</i>	75
<i>Abbildung 38: Limmatwest mit Hardturmstraße</i>	75
<i>Abbildung 39: Limmatwest mit Limmat</i>	75
<i>Abbildung 40: Zwischen den Zeilen</i>	75
<i>Abbildung 41: Erschließungs- und Gartenhöfe</i>	75
<i>Abbildung 42: Quartierladen Läbis5 in der Limmatwest-Bebauung</i>	75
<i>Abbildung 43: Lage Kraftwerk 1 und Limmatwest</i>	75
<i>Abbildung 44: Zürich West 2005/06</i>	85
<i>Abbildung 45: Zürich West 2010</i>	86
<i>Abbildung 46: Turbinenplatz mit Gießereihalle</i>	89
<i>Abbildung 47: Luftbild Sulzer-Escher-Wyss</i>	89
<i>Abbildung 48: Studienauftrag 2000, ADR</i>	89
<i>Abbildung 49: Studienauftrag 2000, Rotzler Krebs Partner</i>	89
<i>Abbildung 50: Studienauftrag 2000, planetage</i>	89
<i>Abbildung 51: Gestaltungsplan Sulzer-Escher-Wyss</i>	89
<i>Abbildung 52: Turbinenplatz mit Puls 5</i>	89
<i>Abbildung 53: Turbinenplatz mit Puls 5 und Schauspielhaus</i>	89
<i>Abbildung 54: Lichtspektakel 1</i>	89
<i>Abbildung 55: Lichtspektakel 2</i>	89
<i>Abbildung 56: Lage Turbinenplatz</i>	89
<i>Abbildung 57: Entwurf Gleisbogen</i>	89
<i>Abbildung 58: Kostenbeiträge privater Anrainer</i>	89
<i>Abbildung 59: Gleisbogen im Bau</i>	89
<i>Abbildung 60: Brücke als Verbindung über die Pfingstweidstraße</i>	89
<i>Abbildung 61: Angrenzender Park eines privaten Grundeigentümers</i>	89
<i>Abbildung 62: Gleisbogen in Richtung Bahnhof Hardbrücke</i>	89
<i>Abbildung 63: Limmat</i>	89
<i>Abbildung 64: Limmatuferweg</i>	89
<i>Abbildung 65: Sitzplätze im Sphères</i>	89
<i>Abbildung 66: Ampèresteg</i>	89
<i>Abbildung 67: Lage Gleisbogen und Limmatuferweg (Ausschnitt)</i>	89
<i>Abbildung 68: Familiengartenareal</i>	89
<i>Abbildung 69: Beiz im Familiengartenareal</i>	89

<i>Abbildung 70: Familiengärten</i>	89
<i>Abbildung 71: Wettbewerbspläne Projekt ‚WeidWest‘ 1</i>	89
<i>Abbildung 72: Wettbewerbspläne Projekt ‚WeidWest‘ 2</i>	89
<i>Abbildung 73: Modell Schulhaus-Entwurf 1</i>	89
<i>Abbildung 74: Modell Schulhaus-Entwurf 2</i>	89
<i>Abbildung 75: Brachfläche nach Rückbau der Gärten</i>	89
<i>Abbildung 76: Beginn der Bauarbeiten</i>	89
<i>Abbildung 77: Gestaltungselemente</i>	89
<i>Abbildung 78: Die Passerelle verbindet Westpark und Pfingstweidpark</i>	89
<i>Abbildung 79: Lage Pfingstweidpark</i>	89
<i>Abbildung 80: Viaduktbögen mit Gewerbebetrieben</i>	89
<i>Abbildung 81: Viaduktbögen mit Zwischennutzung</i>	89
<i>Abbildung 82: Grundrissausschnitt em2n</i>	89
<i>Abbildung 83: Viaduktbögen vor Baubeginn 2008</i>	89
<i>Abbildung 84: Viaduktbögen nach Umbau 2010</i>	89
<i>Abbildung 85: Markthalle innen</i>	89
<i>Abbildung 86: Blick von der Josefswiese</i>	89
<i>Abbildung 87: Durchgang zur Josefswiese</i>	89
<i>Abbildung 88: Spielwiese im Park Josefswiese</i>	89
<i>Abbildung 89: Wasserbecken und Kiosk Josefswiese</i>	89
<i>Abbildung 90: Lage Viadukt und Josefswiese</i>	89
<i>Abbildung 91: Übersichtsplan 2014</i>	99
<i>Abbildung 92: Maßstabssprung</i>	103
<i>Abbildung 93: Geroldrampe ohne PrimeTower</i>	103
<i>Abbildung 94: Visualisierung 2000: Diener + Diener</i>	103
<i>Abbildung 95: Wettbewerb 2004: Mateo und Chipperfield</i>	103
<i>Abbildung 96: Wettbewerb 2004: Sauerbruch Hutton, Herzog & de Meuron</i>	103
<i>Abbildung 97: Grundrisse Gigon / Guyer Architekten</i>	103
<i>Abbildung 98: Bautafel PrimeTower und Nachbarbauten</i>	103
<i>Abbildung 99: Rezeption PrimeTower</i>	103
<i>Abbildung 100: Café – Restaurant Clouds 35. OG</i>	103
<i>Abbildung 101: PrimeTower</i>	103
<i>Abbildung 102: Lage PrimeTower</i>	103
<i>Abbildung 103: Idee der Tasche aus recycelten Materialien</i>	109
<i>Abbildung 104: Axonometrie Containerturm</i>	109
<i>Abbildung 105: Grundriss Ebene 1</i>	109
<i>Abbildung 106: Ansicht Nord</i>	109

<i>Abbildung 107: Freitag Flagship Store</i>	109
<i>Abbildung 108: Innenansicht Shop</i>	109
<i>Abbildung 109: Taschenregal Shop</i>	109
<i>Abbildung 110: Freitag Flagship Store bei Nacht</i>	109
<i>Abbildung 111: Lage Freitag Flagship Store</i>	109
<i>Abbildung 112: Villa Steinfels</i>	117
<i>Abbildung 113: Steinfels</i>	117
<i>Abbildung 114: Steinfels-Türme</i>	117
<i>Abbildung 115: Modellbauatelier</i>	117
<i>Abbildung 116: Motorradladen</i>	117
<i>Abbildung 117: Glacégarten</i>	117
<i>Abbildung 118: Rohstofflager im Steinfels 1995</i>	117
<i>Abbildung 119: Lofts im Waschmittelurm</i>	117
<i>Abbildung 120: Eingang Steinfels-Passage und West-Side</i>	117
<i>Abbildung 121: Lage Steinfels-Areal</i>	117
<i>Abbildung 122: Textilfärberei</i>	117
<i>Abbildung 123: Beschilderung Zwischennutzungen</i>	117
<i>Abbildung 124: Theater Hardturmstraße</i>	117
<i>Abbildung 125: Schölller-Areal und Hardturm</i>	117
<i>Abbildung 126: Abbruch Schölller</i>	117
<i>Abbildung 127: Skizze Limmatwest</i>	117
<i>Abbildung 128: Modell Limmatwest</i>	117
<i>Abbildung 129: Limmatwest liegt an der Limmat</i>	117
<i>Abbildung 130: Limmatwest heute</i>	117
<i>Abbildung 131: Lage Schölller-Areal</i>	117
<i>Abbildung 132: Fassade Limmatstraße Löwenbräu</i>	117
<i>Abbildung 133: Luftbild Löwenbräu 1991</i>	117
<i>Abbildung 134: Innenhof und Hochkamin</i>	117
<i>Abbildung 135: Postkarte Blauer Saal</i>	117
<i>Abbildung 136: Club Säulenhalle</i>	117
<i>Abbildung 137: Blauer Saal</i>	117
<i>Abbildung 138: Visualisierung Löwenbräu white – black – red</i>	117
<i>Abbildung 139: Löwenbräu heute</i>	117
<i>Abbildung 140: Blauer Saal als Büro</i>	117
<i>Abbildung 141: Lage Löwenbräu – Areal</i>	117
<i>Abbildung 142: Fahrrad-Fabrik</i>	117
<i>Abbildung 143: Musical deep</i>	117

<i>Abbildung 144: Luftbild Planungsgebiet Maag-Areal Plus um 2005</i>	117
<i>Abbildung 145: Turbinenstraße Richtung Grüna 2005</i>	117
<i>Abbildung 146: Bauprofile Renaissance</i>	117
<i>Abbildung 147: Härterei 2.0 Club (seit 2009, Hip-Hop)</i>	117
<i>Abbildung 148: Nagelhaus Resistance</i>	117
<i>Abbildung 149: Luftbild Maag-Areal 2012</i>	117
<i>Abbildung 150: Drei Hochhäuser</i>	117
<i>Abbildung 151: Lage Maag-Areal Plus</i>	117
<i>Abbildung 152: Luftbild Toni</i>	117
<i>Abbildung 153: Duttweiler Straße</i>	117
<i>Abbildung 154: Rampen</i>	117
<i>Abbildung 155: Tresen Toni – Molkerei</i>	117
<i>Abbildung 156: Sitz – Floße Toni – Molkerei</i>	117
<i>Abbildung 157: Liegen Dachkantine</i>	117
<i>Abbildung 158: Hauptraum Dachkantine</i>	117
<i>Abbildung 159: Rampen ZhdK</i>	117
<i>Abbildung 160: ZhdK</i>	117
<i>Abbildung 161: Lage Toni – Areal</i>	117
<i>Abbildung 162: Familiengartenareal und alter Sportplatz Hardturm</i>	117
<i>Abbildung 163: ‚Schöllerhäuser‘ in der Förrlibuckstraße</i>	117
<i>Abbildung 164: Seifenfabrik Jakob Kolb um 1900</i>	117
<i>Abbildung 165: Eingang Club Q</i>	117
<i>Abbildung 166: Club Q innen</i>	117
<i>Abbildung 167: Zwischennutzung in der ehem. Seifenfabrik von Jakob Kolb</i>	117
<i>Abbildung 168: City Beach Zürich</i>	117
<i>Abbildung 169: Hardturm Park</i>	117
<i>Abbildung 170: Badewanne mit Ausblick im Hardturm Park</i>	117
<i>Abbildung 171: Hardturm-Areal Luftbild</i>	117
<i>Abbildung 172: Lage Hardturm – Areal</i>	117
<i>Abbildung 173: Übersichtsplan Entwicklungspotenzial</i>	131
<i>Abbildung 174: Blick vom Primetower auf das Geroldareal</i>	133
<i>Abbildung 175: Geroldrampe ohne Primetower</i>	133
<i>Abbildung 176: Badmintonhalle</i>	133
<i>Abbildung 177: Club Helsinki</i>	133
<i>Abbildung 178: Brockenhaus der Heilsarmee</i>	133
<i>Abbildung 179: Fahrradhändler</i>	133
<i>Abbildung 180: Club hive</i>	133

<i>Abbildung 181: Frau Gerolds Garten mit Läden im Hintergrund</i>	133
<i>Abbildung 182: Geroldrampe mit Primetower</i>	133
<i>Abbildung 183: Lage Geroldareal</i>	133
<i>Abbildung 184: Siegerprojekt MDC / OMA 1999</i>	133
<i>Abbildung 185: „Fünfeck“ von Meili Peter Architekten 2002</i>	133
<i>Abbildung 186: Luftbild Stadion Hardturm 2002</i>	133
<i>Abbildung 187: Stadion Zürich</i>	133
<i>Abbildung 188: Modell „HYPODROM“ von Burkhard Meyer Architekten</i>	133
<i>Abbildung 189: Modell Tribüne „HYPODROM“, Burkhard Meyer Architekten</i>	133
<i>Abbildung 190: Durchgang zur Stadionbrache</i>	133
<i>Abbildung 191: Stadiongarten</i>	133
<i>Abbildung 192: Urban Gardening im Stadiongarten</i>	133
<i>Abbildung 193: Lage Stadion Hardturm</i>	133
<i>Abbildung 194: Städtebauliche Entwicklungsphasen</i>	140
<i>Abbildung 195: Zonierung BZO 95</i>	163
<i>Abbildung 196: Freiraumkonzept</i>	183
<i>Abbildung 197: Verkehrskonzept</i>	184
<i>Abbildung 198: Forumsgebiet (grau) und Untersuchungsgebiet (rot)</i>	190
<i>Abbildung 199: Struktur Stadtforum Zürich</i>	192
<i>Abbildung 200: Maßnahmenplan</i>	199
<i>Abbildung 201: Städtebauliche Prinzipien</i>	202
<i>Abbildung 202: Werkstadt West</i>	205
<i>Abbildung 203: Organisationsschema Gebietsmanagement</i>	208
<i>Abbildung 204: Brüchediagramm</i>	221
<i>Abbildung 205: Seifenturm Steinfels</i>	233
<i>Abbildung 206 (Titelblatt Vignette I): Unterführung</i>	236
<i>Abbildung 207 (Titelblatt Vignette II): Glacégarten</i>	242
<i>Abbildung 208: Gasse Steinfels</i>	244
<i>Abbildung 209: Motorradwerkstatt</i>	244
<i>Abbildung 210: Verrichtungsboxen</i>	248
<i>Abbildung 211 (Titelblatt Vignette III): Aneignung Schölleraareal</i>	252
<i>Abbildung 212 (Titelblatt Vignette IV): Terrasse ehem. Dachkantine</i>	258
<i>Abbildung 213 (Titelblatt Vignette V): Stadiongarten</i>	264
<i>Abbildung 214: Eingang Stadionbrache</i>	265
<i>Abbildung 215: Boulderwürfel Stadionbrache</i>	266
<i>Abbildung 216: Pizzabackabend auf der Brache</i>	268
<i>Abbildung 217: Imagekampagne vbz</i>	275

<i>Abbildung 218: Resistance mit Renaissance im Hintergrund</i>	278
<i>Abbildung 219: Interaktionskarte Zürich West: wochentags</i>	294
<i>Abbildung 220: Interaktionskarte Zürich West: samstags</i>	297
<i>Abbildung 221: Interaktionskarte Zürich West: Wochenende abends/nachts</i>	299
<i>Abbildung 222: Teilgebiete</i>	302
<i>Abbildung 223: Phasendiagramm Nutzungen</i>	312
<i>Abbildung 224: Zeitschiene</i>	318
<i>Abbildung 225: Angrenzende Grundeigentümer Gleisbogen</i>	338
<i>Abbildung 226: Schnittmenge Dimensionen</i>	345

Abkürzungen

AL	Alternative Liste (Linkspartei der Schweiz)
ARE	Bundesamt für Raumentwicklung
BAZ	Basler Zeitung
BIP	Bruttoinlandsprodukt
BZO	Bau- und Zonenordnung
CVP	Christlichdemokratische Volkspartei (der Schweiz)
DINKs	Dubble Income No Kids (kinderlose Doppelverdiener-Paare)
DJ	Discjockey
EDV	Elektronische Datenverarbeitung
EPFL	École Polytechnique Fédérale de Lausanne
ES	Experte oder Expertin Städtebau
ETH(Z)	Eidgenössische Technische Hochschule (Zürich)
EVP	Evangelische Volkspartei (der Schweiz)
EWE	Entscheidungsgremium Entwicklungsgebiete
ewz	Elektrizitätswerk der Stadt Zürich
FDP	Freisinnig-Demokratische Partei (der Schweiz)
GCZ	Grasshopper Club Zürich
HS	Herbstsemester
IAP	Institut für Angewandte Psychologie
IBA	Internationale Bauausstellung
IBN	Inbetriebnahme
IG	Interessengemeinschaft
IGH	IG Hardturm
INURA	International Network for Urban Research and Action
KMU	Kleine oder mittlere Unternehmen
LKW	Lastkraftwagen
LV	Langsamverkehr
MAN	Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg
NRW	Nordrhein-Westfalen
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
OMA	Office for Metropolitan Architecture in Rotterdam (Rem Koolhaas)
ÖV	Öffentlicher Nahverkehr
PBG	Planungs- und Baugesetz
PE	Planungsexperte / -expertin
PR	Public Relations
RES	Räumliche Entwicklungsstrategie

RPG	Raumplanungsgesetz
RZU	Regionalplanung Zürich und Umgebung
SBB	Schweizerische Bundesbahnen
SP	Sozialdemokratische Partei der Schweiz
SVP	Schweizerische Volkspartei
TM	Textmarke
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
vbz	Verkehrsbetriebe Zürich
VCS	Verkehrsclub der Schweiz
VGZW	Verein Grundeigentümer Zürich West
WG	Wohngemeinschaft
WOZ	Die Wochenzeitung (unabhängige Schweizer Zeitung)
ZHAW	Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften
ZHdK	Zürcher Hochschule der Künste
ZKB	Zürcher Kantonalbank
ZZ	Zeitzeugen

Zusammenfassung

Die vorliegende Dissertation befasst sich mit den Verläufen der Entwicklung innerstädtischer Brachflächen. Am Beispiel des Entwicklungsgebietes Zürich West wurden 1. räumliche Transformationen, 2. Planungsprozesse und 3. Formen der Raum(um)nutzung und -aneignung in den Blick genommen und Zusammenhänge zwischen den Entwicklungen aufgezeigt.

Mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel der 80er-Jahre kam es in zahlreichen Städten in den Industriestaaten zur Stilllegung oder Abwanderung der Industrie. Diese Veränderung resultiert in gebietsweisen -infrastrukturellen und funktionalen- Transformationen brachliegender Bestandsflächen. Aufgrund der Fülle an Umstrukturierungen sind Dokumentationen und Literatur umfangreich. Dennoch bezieht sich die aktuelle wissenschaftliche Auseinandersetzung überwiegend auf einzelne Projekte oder Aspekte der Entwicklungen. Um das Wissen über die dynamischen und vielschichtigen Verläufe der Veränderungsprozesse zu erweitern, ist es notwendig, ihre längerfristige Entwicklung nachzuvollziehen und abzubilden.

Die Veränderungsprozesse in Zürich West werden daher über einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren, angefangen um 1990, untersucht. Das Fallbeispiel definiert ein Entwicklungsgebiet im Westen der Stadt Zürich, das sich durch politische, wirtschaftliche, räumliche und gesellschaftliche Veränderungen vom ehemaligen Industriegebiet zu einem neuen Stadtteil Zürichs gewandelt hat.

Basierend auf einer Quellen- und Dokumentenrecherche, anhand von Interviews mit Stadtplanern und Architekten und der angewandten Methode ‚Mapping‘ wurde die städtebauliche Entwicklung des Gebietes betrachtet. Leitfadengestützte Interviews mit Experten aus Politik, Wirtschaft und Planung, verbunden mit einer weiteren Literaturlauswertung, dienen dazu, die komplexen Planungsprozesse nachzuvollziehen. Der Frage, wie die Räume in Zürich West umgenutzt und von lokalen Akteuren angeeignet werden, wurde mittels narrativer

Zeitzeugeninterviews nachgegangen. Anhand der Methode der teilnehmenden Beobachtung, dem Mapping von Alltagsräumen und Vignetten wird aufgezeigt, wie sich die Nutzung öffentlicher Räume mit dem Wandel des Gebietes ändert.

Aus den Zusammenhängen zwischen den Entwicklungen am Beispiel von Zürich West wird deutlich, dass bei derartigen Prozessen verschiedene Konflikte und Blockaden auftreten können, die den angestrebten Erfolg der Umstrukturierung einschränken oder gar verhindern. Dazu zählt, dass politische oder gar ideologische Interessen eine Gesamtplanung und mögliche strukturelle Veränderungen aufhalten können. Die vorliegende Untersuchung verdeutlicht, dass ein Planungsrahmen -der in Zürich West aufgrund von politischen Auseinandersetzungen fehlte- notwendig ist, um einer räumlichen und funktionalen Verinselung entgegenzuwirken. Weiter kann aufgezeigt werden, dass wirtschaftliche Interessen Ziele und Fachaussagen der Stadtplanung überlagern und ihre Umsetzung beeinflussen.

In dem Zusammenhang wird deutlich, dass bei Planungen zu überwiegend privaten Grundstücken ein Bedarf an anderen Steuerungsmöglichkeiten und Planungsinstrumenten für öffentliche Akteure besteht. In Zürich West waren informelle Aushandlungen zwischen privaten und öffentlichen Akteuren von großer Bedeutung. Sie fanden mit Partnern statt, die Privatigentum oder Investitionen zur Kooperation beitragen konnten und blieben teilweise intransparent, da wichtige Teile der Kooperationen hinter verschlossenen Türen stattfanden.

Des Weiteren lässt sich aus der Auseinandersetzung schließen, dass durch Blockaden und ‚Nicht-Planung‘ Möglichkeitsräume entstehen können. In Zürich West wirkten sich insbesondere vielfältige Zwischennutzungen impulsgebend auf die folgenden Veränderungsprozesse aus. Obwohl durch derartige Aneignungen eine schleichende Umnutzung ausgelöst wurde und sich das ehemalige Industriegebiet tatsächlich zu einem neuen Stadtteil Zürichs gewandelt hat, bleibt die Interaktionsdichte in den

öffentlich nutzbaren und zugänglichen Außenräumen bislang gering.

Um aus den in Zürich West gewonnenen Erfahrungen für vergleichbare Planungsaufgaben zu lernen, wurden an die zentralen Befunde anknüpfend weiterführende Ansätze und Fragestellungen formuliert, die Bezug nehmen auf a) die räumliche Transformation im Verständnis einer Gesamtentwicklung, b) das städtebauliche Ziel der Nutzungsmischung und die Frage nach ihrer Umsetzbarkeit, c) Steuerungsmöglichkeiten der öffentlichen Hand zu privaten Entwicklungsvorhaben, d) die Beteiligung der Öffentlichkeit an Kooperationen, e) Zwischennutzungen als Impulsgeber der Stadtentwicklung und f) die Nutzung öffentlicher Räume.

Die Arbeit wird mit der Frage abgeschlossen, inwiefern sich die veränderten Planungsaufgaben, die sich ‚der Planung‘ mit der Entwicklung innerstädtischer Brachflächen stellen, auf das Rollenbild der Stadtplanerin und des Stadtplaners auswirken. Die Überlegungen führen zu der Erkenntnis, dass die Umstrukturierung innerstädtischer Brachflächen Resultat des Zusammenwirkens vieler Akteure ist. Die Stadtplanung übernimmt dabei -im Idealfall- als ‚realitätsbewusster Teamplayer‘ eine leitende und vermittelnde Funktion auf Augenhöhe mit den gleichberechtigten Mitspielern.

Summary

This thesis deals with the development processes of inner city wastelands using the example of the development area Zurich West. To understand the complexity of the change processes, three perspectives were considered and put into relation: 1. spatial transitions, 2. planning processes and 3. types of land use, land use change and spatial appropriation.

With the structural transition from a Fordist to a post-Fordist economy in the eighties, many industrialized countries were faced with the retirement or migration of industry. This change resulted in the regional -infrastructural and functional- transformation of former industrial regions in a lot of cities. Due to the abundance of redevelopment projects, documentations and literature are extensive. Still, the current scientific debate mainly comprises partial approaches that analyse individual aspects and processes. To expand the knowledge of the dynamics and trajectories of regional change, it is necessary to capture the long-term processes of such urban transitions.

The processes of change in Zurich West will therefore be investigated over a period of twenty-five years starting about 1990. The examined case study defines a development area in the West of the city Zurich, which has undergone manifold changes through political, economic, spatial and social restructuring – changing from a former industrial area to a new district of Zurich.

The consideration of the urban development of the area is based on literature and documentary research, on interviews with urban planners and architects and the use of the method 'mapping'. Guideline-based interviews with experts from politics, economics and planning, combined with a continuative review of the literature, served to understand the complex planning processes. The question of how spaces in Zurich West are converted and appropriated by local actors, has been investigated by means of narrative interviews with contemporary witnesses. Based on the methods a) participatory observation, b) mapping of everyday

spaces and c) vignettes will be shown how the use of public spaces changes with the transition of the area.

Regarding the relations between the three perspectives, it can be demonstrated that various conflicts and blockades can become apparent in such processes that limit or prevent their desired success. This includes that political or even ideological interests can block the development of an overall planning and potential structural changes. It can be demonstrated that a planning frame - which was missing in Zurich West as a result of political battles that created inertia- is needed to prevent spatial and functional fragmentation.

Furthermore, it can be concluded that economic interests overrule aims and principles of urban planning and impair their realisation. It becomes apparent that there is a need for other regulations for public actors to control the development of public districts on mainly private property. The experiences made in Zurich West exemplify that informal deals between private and public actors were of great importance. They 1. occurred between partners who contributed private property or investment to the co-operation and 2. released intransparency, since important parts of the negotiations took place closed-door whereby open discourse was undermined.

In addition, it can be concluded from the research that 'option spaces' can unfold due to blockages and 'non-planning'. In Zurich West a variety of temporary uses in particular released a pulse on the following processes of change and initiated a subtle conversion of the former industrial area. Although Zurich West in fact transformed into a new district of Zurich, the density of interaction in the publicly available and accessible open spaces remains low.

In order to learn from the experiences gained in Zurich West for similar planning tasks, further approaches and questions based on the main findings of this research were phrased. They refer to a) the spatial transition understood as overall planning , b) the urban objective to implement mixed-uses and the question of its

realisability, c) options to regulate private development projects, d) public participation in cooperative plannings, e) temporary uses as urban catalyst and f) the use of public spaces.

The dissertation closes with the question to what extend changes in planning tasks -with which ,urban planning' is confronted with the development of inner city wasteland- have an impact on the role of urban planners. The considerations lead to the conclusion that the redevelopment of inner city wasteland results from the interaction of many actors. Urban planning -ideally- takes over the leading and mediating role as 'reality-conscious team player' on a par with other actors.

Einleitung

Thema und Ausgangslage

Nachdem über viele Jahrzehnte die Hauptaufgabe der Stadtplanung darin gesehen wurde, das Wachstum nach außen zu steuern, hat sich dieses Aufgabenverständnis inzwischen wesentlich verändert: Immer deutlicher rückte die Stadtentwicklung nach innen in den Mittelpunkt planerischen Handelns. Dieser Bedeutungszuwachs der Innenentwicklung resultiert aus verschiedenen Faktoren. Zu nennen sind

- der Strukturwandel städtischer Nutzungen,
- das Gebot des sparsamen Umgangs mit dem Boden und
- das Bestreben, nutzungsgemischte Quartiere entstehen zu lassen.

Der wirtschaftliche Strukturwandel in den 80er-Jahren führte zum Brachfallen insbesondere vormals industriell und gewerblich genutzter Flächen, aber auch von verschiedensten Infrastrukturen. Durch das „Verschwinden ganzer Industriezweige, (durch) Fusionen und Verkäufe von Firmen und höhere Produktionskapazitäten auf kleinerer Fläche“ wurden Bestandsflächen zur infrastrukturellen und funktionalen Umstrukturierung freigesetzt (ARE / BUWAL 2004: 1). Gleichzeitig begann der Dienstleistungssektor zu expandieren und gewann zunehmend an Bedeutung (vgl. Baum 2008: 39). Diese wirtschaftlichen Veränderungen lösten Umnutzungen der oft innenstadtnah gelegenen Brachflächen und damit auch einen strukturellen Wandel der städtischen Nutzungen aus.

Gleichzeitig gilt seit mehreren Jahrzehnten das umweltpolitisch motivierte Gebot des sparsamen Umgangs mit dem Boden. Die Zielsetzung a) den Flächenverbrauch zu reduzieren und b) Innenentwicklung zu fördern, nimmt in der Diskussion um eine nachhaltige Stadtentwicklung eine Schlüsselrolle ein. Sie fand länderübergreifend in die Grundsätze einer nachhaltigen Stadtentwicklung Einzug (vgl. Koll-Schretzenmayr et al. 2010: 214). Seither wird dem Stadtumbau „Vorrang vor dem Neubau auf der ‚grünen Wiese‘ gegeben“ (Baum 2008: 47).

Bei derartigen Transformationen, also der Umstrukturierung innerstädtischer Brachflächen in neue Stadtgebiete, wird zugleich der Versuch unternommen, von der klassischen Funktionstrennung abzurücken und wirtschaftliche, soziale und kulturelle Nutzungen nicht länger zu segregieren. Bei vielen Projekten zeigt sich stattdessen die Intention, durch Nutzungsmischung ‚belebte‘ Stadtquartiere entstehen zu lassen (vgl. Eisinger 2010; Ostojski 2010; van der Laan 1999: 66).

Generell sind Transformationen auf innerstädtischen Brachflächen nur in wenigen Teilbereichen wissenschaftlich untersucht. Zwar gibt es ein breites Spektrum an Forschungsarbeiten zu diesem städtischen Strukturwandel, bei denen jeweils spezifische Aspekte untersucht wurden. Defizitär scheint insbesondere die Auseinandersetzung mit den *Verläufen* einer solchen Innenentwicklung zu sein.

Dieser Aspekt -Erfahrungen mit der Prozessgestaltung bei der Umstrukturierung innerstädtischer Brachflächen zu gewinnen lenkt den Blick in die Schweiz.

Aufgrund eines anhaltend großen Entwicklungsdrucks bei gleichzeitig knappen Bodenressourcen ist die innerstädtische Verdichtung hier von Bedeutung. Vor allem Kernstädte wie Zürich und Genf sehen sich durch ihre Lage und die geografischen Gegebenheiten mit der Problematik konfrontiert, dass unbebaute Flächenreserven innerhalb der Stadtgrenzen nahezu aufgebraucht sind (vgl. Friedrich 2004: 17). Innerstädtische Brachflächen in Regionen mit Wachstumsdruck rücken daher in den Mittelpunkt des Blickfeldes. Die ehemals gewerblich oder industriell genutzten Areale zeichnen sich oft durch ihre Zentralität, gute Erschließung und Größe aus und bieten ein Entwicklungspotenzial an Wohn-, Arbeits- und Erholungsflächen. In der Schweiz existieren ca. 18 Mio. Quadratmeter Brachflächen, von denen es sich bei rund 70% um klassische Industriebrachen handelt (vgl. ARE 2008: 4).

„Im Sinne eines haushälterischen Umgangs mit den noch bestehenden Landschaftsflächen ist es erwünscht, dass die nicht mehr genutzten Areale einer neuen, heute nachgefragten Nutzung zugeführt werden“ (ebd.: 7), da sie ein großes Nutzungspotenzial bergen. Die prozesshafte Planung und Entwicklung der

ausgedienten Industrieareale basiert auf der Forderung nach Verdichtung und Nutzungsmischung, die das heutige Verständnis von Stadtentwicklung widerspiegelt (vgl. Herzog, de Meuron 2003). Einige bekannte Umnutzungsbeispiele in der Schweiz sind das Quartier Flon in Lausanne, das Dreispitz-Areal in Basel und das Sulzer-Areal in Winterthur.²

Der Fokus auf Zürich liegt insofern nahe, als dass 1. der „Kanton Zürich mit 9% den höchsten Anteil an Industriebrachen (...) aufweist“ (ARE 2008: 5) und 2. in der Stadt Zürich durch eine neue Zonenordnung die Verdichtung nach innen gesetzlich verankert ist.

Insbesondere das Entwicklungsgebiet Zürich West rückt ins Zentrum des Interesses: Das ehemalige Industriegebiet wandelt sich seit Ende der 80er-, Anfang der 90er-Jahre durch dynamische Veränderungen zu einem neuen Stadtteil. Der derzeitige Entwicklungsstand ist aufschlussreich, da er einen Rückblick auf fünfundzwanzig Jahre Erfahrung mit den komplexen Prozessen der Innenentwicklung ermöglicht. Henri Lefebvres *Theorie der Raumproduktion* hilft, diese Prozesse in ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen und dabei drei Dimensionen zunächst getrennt voneinander zu betrachten:

- Räumliche Transformationen,
- Planungsprozesse und
- die Raum(um)nutzung und -aneignung durch lokale Akteure.

Die Untersuchung und Beschreibung der Verläufe dieser Entwicklungen ermöglicht es, Erkenntnisse über ihre Zusammenhänge am konkreten Beispiel Zürich West zu gewinnen. Trotz der Problematik, dass aus einem Ein-Fall-Beispiel kaum allgemeingültige Daten gewonnen werden können, wird hier der Versuch unternommen, auf der Grundlage der Resultate Ansätze zur Übertragbarkeit der Zürcher Erfahrungen mit den Verläufen der Umstrukturierung innerstädtischer Brachflächen für vergleichbare Planungsaufgaben zu formulieren und zur Diskussion stellen.

² Zum Letztgenannten mehr in 1.3.

Motivation

Mein persönliches Interesse an diesen Räumen des Wandels, die sich zu neuen Stadtteilen etablieren und ihren besonderen Charme aus der industriellen Vergangenheit ziehen, ist darauf zurückzuführen, dass ich im Ruhrgebiet aufgewachsen bin – in einer Region, die stark vom Rückgang der Montanindustrie und Veränderungsprozessen geprägt ist. Den Strukturwandel des Ruhrgebiets habe ich miterlebt und interessiert verfolgt, wie ehemals für Bürgerinnen und Bürger unzugängliche Stadtgebiete umgenutzt wurden und sich zu räumlich und kulturell spannenden Orten wandelten. Auf die Entwicklungsgebiete in Zürich wurde ich vor rund zehn Jahren zum ersten Mal aufmerksam, als ich während eines Studienaufenthalts an der École Polytechnique Fédérale de Lausanne (EPFL) an einer Fachexkursion nach Zürich teilnahm. Die Landschaftsarchitektin Sibylle Aubort Raderschall, damals eingeladene Professorin am Departement Architektur der EPFL, führte eine Gruppe Studierender zu den neuen öffentlichen Räumen der jüngeren Zürcher Stadtentwicklung in Oerlikon.

Wenig später entdeckte ich bei einer Besichtigung mit einer befreundeten Architektin aus Zürich einen weiteren Brennpunkt: das ehemalige Industriegebiet im Kreis 5, das sich heute zur neuen urbanen Achse Zürichs entwickelt und inzwischen unter dem Namen ‚Zürich West‘ bekannt ist. Dieser erste Besuch hat einen nachhaltigen Eindruck bei mir hinterlassen: Ich war fasziniert vom Zusammenspiel der Gegensätze ‚alt und neu‘, die u. a. im *Schiffbau* Ausdruck fanden. Die lang gezogene Backsteinhalle des *Schiffbaus*, deren Umnutzung ein klassisches Beispiel von ‚Bauen im Bestand‘ verkörpert, mit ihren schweren Stahltüren und rohen Wänden, den hohen eisensprossigen Fenstern, rostigen Stahlsäulen und offenen Installationen an der Decke stand in Kontrast zu den modernen Einbauten in gläsernen und schwarzen Boxen, in denen edle Restaurants, Schauspielbühnen, Bars und Clubs untergebracht sind. Nicht weniger beeindruckte mich der *Turbinenplatz* – ein neu gestalteter öffentlicher Platz, auf dem Eisenbahnschienen an die frühere Nutzung erinnern, während Bänke und Bäume zum Verweilen einladen. Auch die innovative Nutzungskombinationen des Buchcafés *Sphères* überzeugte mich umgehend. Nicht umsonst

sind einige Ideen, Gedanken und Notizen zur vorliegenden Arbeit an diesem Ort entstanden.³

Als ich wenige Jahre später -inzwischen lebte und arbeitete ich in der Schweiz- auf der Suche nach einem aktuellen Dissertationsthema und Untersuchungsgebiet recherchierte und in dem Zusammenhang das *Informationszentrum Zürich West* besuchte, an öffentlichen Führungen durch das Quartier und der Informationsveranstaltung *Dialog* teilnahm, wurde mein Interesse an dem Gebiet erneut geweckt und durch Gespräche mit der damaligen Gebietsmanagerin Nica Pola, mit Paul Bauer von GrünStadtZürich und dem Stadtarchitekten Patrick Gmür intensiviert.

Ziel und Fragestellungen

Die vorliegende Dissertation befasst sich mit Transformationen am Beispiel von Zürich West. Um herauszufinden, wie sich ein brachgefallenes Industriegebiet zum neuen Stadtteil wandelt, werden in Anlehnung an Lefebvres *Theorie der Produktion des Raumes* folgende drei Dimensionen untersucht:⁴

- räumliche Transformationen,
- Planungsprozesse und
- Raum(um)nutzungen.

Ziel der Untersuchung ist es, zum Verständnis der Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen diesen Entwicklungen beizutragen und daraus übertragbare Aussagen zum Umgang mit Transformationen innerstädtischer Brachflächen zu treffen.

Die übergeordneten Fragestellungen der Arbeit lauten diesem Ziel entsprechend:

- 1) *Wie hat sich Zürich West räumlich entwickelt?*
- 2) *Wie wurde Zürich West geplant?*
- 3) *Wie wurden die Räume (um)genutzt und angeeignet?*

³ Zu diesen und weiteren Projektbeschreibungen mehr in Kapitel 2.

⁴ Dazu ausführlicher in Kapitel 1.

Aus diesen drei Dimensionen resultieren u. a. Vorgehensweise und Aufbau der Untersuchung.

Aufbau der Untersuchung und Abriss der Kapitel

Die empirische Untersuchung bildet den Kern der Arbeit und wird umrahmt von einführenden Ausgangsbetrachtungen und einem Schlussteil.

Die Dimensionen -räumliche Transformationen, Planungsprozesse und Raum(um)nutzung- werden in den Kapiteln 2 – 4 zunächst analytisch voneinander losgelöst behandelt. Die zusammenfassende Darstellung der Veränderungen und über Zürich West hinausgehende Aussagen erfolgen im letzten Kapitel.

Daraus ergibt sich folgender Untersuchungsaufbau, der hier mit einem Überblick zu den einzelnen Kapiteln dargestellt wird (s. Abbildung 1).

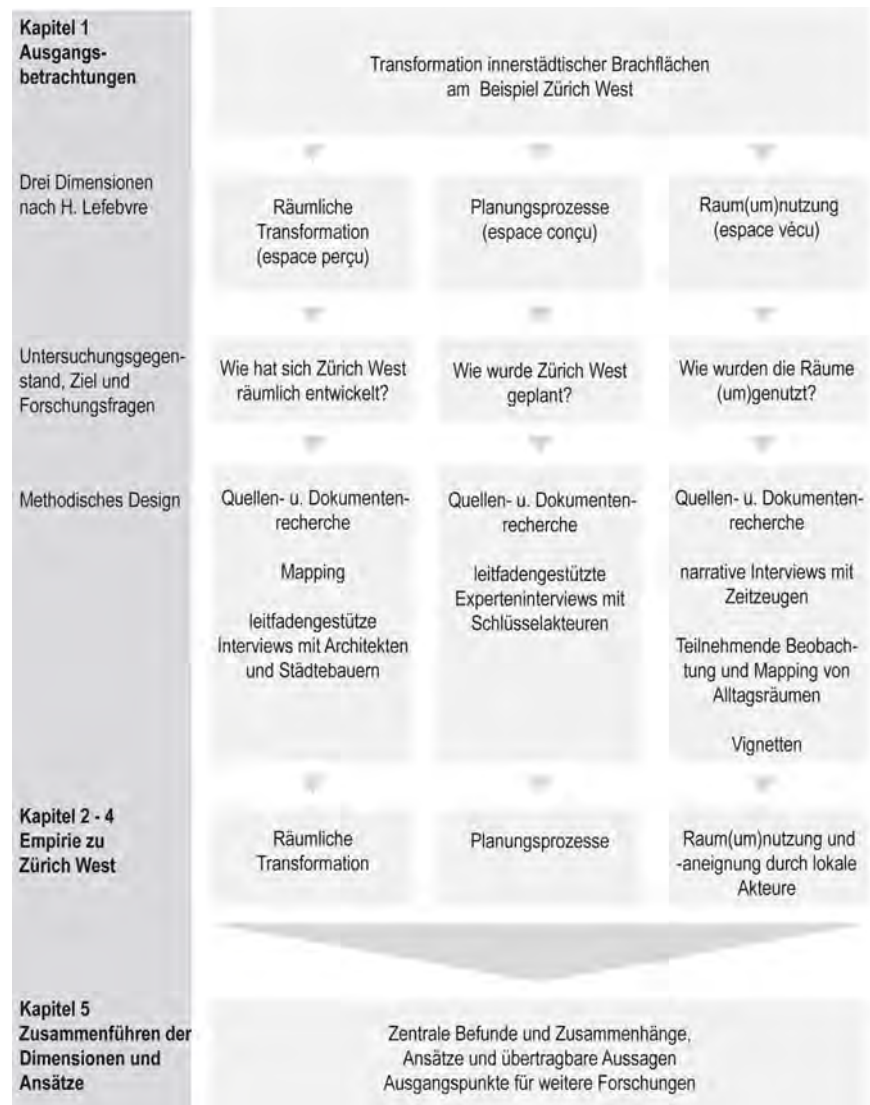


Abbildung 1: Aufbau der Arbeit

(Eigene Zeichnung)

In einem **ersten Kapitel** erfolgt eine Einführung in das zentrale Thema der Transformationen innerstädtischer Industriebrachen, die am Beispiel von Zürich West untersucht werden.

Zunächst wird das Untersuchungsgebiet vorgestellt und skizziert, welche Veränderungen es seit 1990 durchlief. Anschließend wird aufgezeigt, wie derartige städtische Wandlungsprozesse abgebildet werden können. Es folgt eine Einführung in die drei Dimensionen räumliche Transformationen – Planungsprozesse – Raum(um)nutzung und eine kurze Erläuterung, worauf bei der Untersuchung dieser Perspektiven jeweils das Augenmerk gerichtet wird.

Aus diesen Ausgangsbetrachtungen resultieren Untersuchungsgegenstand, Ziel und erkenntnisleitende Fragestellungen unterhalb der drei Hauptdimensionen (s. o.).

Der deutliche empirische Schwerpunkt und die charakteristische interdisziplinäre Ausrichtung des vorliegenden Forschungsprojekts bedingt die Verwendung unterschiedlicher Methoden, deren Beschreibung und Verwendung zum Schluss des ersten Kapitels erläutert wird.

Kapitel 2 befasst sich mit der räumlichen Veränderung von Zürich West von 1990 bis heute. Da die Analyse der städtebaulichen Struktur des gesamten Quartiers zu der Erkenntnis führt, dass Zürich West aus der Transformation vieler einzelner Felder besteht, erfolgt in einem zweiten Schritt die Beschreibung der Entwicklung dieser Areale. Der Fließtext wird von mehreren Dokumentationen ergänzt, in denen einzelne Projekte, öffentlich nutzbare Räume und umgenutzte Areale in Form von Steckbriefen und Bildern vorgestellt werden.

Kapitel 3 behandelt die Planungsprozesse zu Zürich West. Es wurden vier Prozesse identifiziert: 1. Der Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung, 2. Aushandlungsprozesse zwischen Grundeigentümern, Investoren und der Stadt Zürich, 3. Verläufe der Öffentlichkeitsbeteiligung und 4. die Förderung der Kreativwirtschaft in der Planung. Bei der dichten Beschreibung werden wesentliche Einschnitte, Richtungswechsel und Brüche hervorgehoben und Zusammenhänge aufgezeigt.

Das **vierte Kapitel** widmet sich der Frage nach der Raum(um)nutzung. Dabei geht es zunächst um die Aneignung des Quartiers durch Zwischennutzungen. Mit ihrer Entwicklung gehen Veränderungen der Nutzerinnen und Nutzer einher. Daher wird in einem weiteren Schritt das Augenmerk auf die lokalen Akteure gerichtet und hinterfragt, auf welche Art und Weise sie das Quartier be- und erleben. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang ihr Gebrauch der öffentlich nutzbaren Räume.

Nach jedem dieser drei empirischen Kapitel steht ein Zwischenresümee, das erste Zusammenhänge zwischen den Entwicklungen aufzeigt. Im abschließenden **fünften Kapitel** werden Zusammenhänge zwischen den drei Dimensionen hergestellt und zentrale Befunde der vorliegenden Arbeit aufgezeigt. Daran anknüpfend werden Ansätze und weiterführende Fragestellungen formuliert, die Bezug nehmen auf die Aspekte a) Gesamtplanung, b) Nutzungsmischung, c) Steuerung privater Planungsvorhaben, d) Öffentlichkeitsbeteiligung, e) Zwischennutzungen als Teil der Stadtentwicklung, f) Nutzung des öffentlichen Raums.

Abschließend werden Überlegungen angestellt, inwiefern sich das Rollenbild der Stadtplanerin und des Stadtplaners mit den Planungsaufgaben zur Entwicklung innerstädtischer Brachflächen wandelt.

Geschlechtergerechtes Formulieren

Um einen Beitrag zur Gleichstellung von Frau und Mann zu leisten, ist die vorliegende Arbeit geschlechtergerecht formuliert. Ich habe mich für eine Kombination aus unterschiedlichen sprachlichen Mitteln entschieden, die im Deutschen zur Verfügung stehen, und orientiere mich damit an der „kreativen Lösung“, die in den Leitfäden „Geschlechtergerechte Sprache“ der Schweizerischen Bundeskanzlei (2009: 41) und der RWTH Aachen (2010: 2 - 7) empfohlen wird.

Ich verwende überwiegend Paarformen in ihrer Vollform, um Frauen und Männer explizit nebeneinander zu benennen. Um die Lektüre zu erleichtern, stelle ich konsequent die feminine Form voran. Wo sinnvoll, setze ich geschlechtsneutrale oder -abstrakte Formen ein, wie z. B. *die Studierenden*. Kollektivbezeichnungen werden verwendet, wenn eine Gruppe als Gesamtheit gemeint ist und ihre Funktion im Vordergrund steht. So umfassen die von mir geführten Interviews mit *Experten* und *Zeitzeugen* Befragungen mit Frauen und Männern.

Kurzformen werden weitestgehend vermieden und kommen lediglich bei verknüpften Textstellen zum Einsatz, z. B. bei den Dokumentationen im zweiten Kapitel. Ich habe mich dabei für die aus dem Bereich der Queer-Theorie stammende Gender Gap entschieden, welche die durch einen Unterstrich gefüllte Lücke

zwischen maskuliner und femininer Endung eines Wortes bezeichnet, z. B. *Eigentümer_innen* und *Architekt_innen*. Die Intention dieser Alternative zu anderen Kurzformen liegt darin, Menschen abseits des gesellschaftlich hegemonialen Zweigeschlechtersystems sprachlich einzubeziehen.

Nicht konsequent geschlechtergerecht formuliere ich z. B. bei Aufzählungen. Hier verwende ich abwechselnd die feminine und maskuline Form, wobei ich Geschlechterstereotype und -klischees, z. B. von Berufen, zu vermeiden versuche.

1 Zürich West und die drei Dimensionen

Die Transformation von Stadtgebieten ist ein vielschichtiger Prozess. In dieser Untersuchung wird der Versuch unternommen, einen solchen Prozess abzubilden und dabei drei Dimensionen in den Blick zu nehmen:

- städtebauliche und räumliche Veränderungen
- Planungsprozesse
- die Entwicklung der Raum(um)nutzung.

Diese drei -in Wechselbeziehung stehenden- Zugänge orientieren sich an theoretischen Überlegungen Lefebvres, die ich für meine Arbeit nutze.

In einem ersten Schritt wird das Untersuchungsgebiet vorgestellt (1.1). Hier zeigt sich bereits die Komplexität und Dynamik der städtischen Transformationen. Henri Lefebvre gibt mit seiner Theorie der Raumproduktion Antwort auf die Frage, welche Dimensionen für ihre Erfassung und Beschreibung von Belang sind (1.2). Sie werden in den anschließenden drei Unterkapiteln eingeführt: Räumliche Transformationen (1.3), Planungsprozesse (1.4) und die Raum(um)nutzung und -aneignung durch lokale Akteure (1.5). Es wird jeweils kurz erläutert, auf welche Aspekte und Fragen das Augenmerk zu richten ist.

Aus diesen Ausgangsbetrachtungen resultieren Forschungsziele und erkenntnisleitende Fragen (1.6). Die interdisziplinäre Ausrichtung der Arbeit impliziert die Anwendung von verschiedenen methodischen Ansätzen (1.7).

Ziel dieses einführenden Kapitels ist es, die Vielschichtigkeit der Prozesse aufzuzeigen und ein klares Gerüst zu erarbeiten, das die Basis für die anschließende empirische Untersuchung bildet.

1.1 Das Untersuchungsgebiet und seine Veränderung

Zürich West ist ein Entwicklungsgebiet der Stadt Zürich. Dieses Gebiet mit überwiegend industrieller Vergangenheit wandelt sich seit etwa 1990 durch räumliche Umstrukturierungen, permanente Planungen und Umnutzungen zu einem neuen Stadtteil Zürichs. Das ehemalige Industriegebiet liegt im Westen der Stadt und übersteigt mit seiner Fläche von ca. 1'450'000m² die Dimensionen der Zürcher Innenstadt (vgl. Stadt Zürich 2014b).

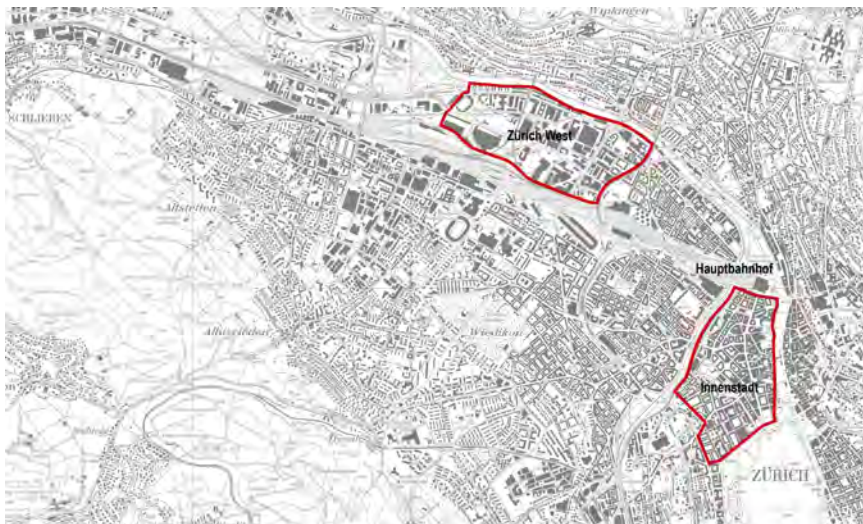


Abbildung 2: Lage in der Stadt

(Eigene Zeichnung, Grundlage: GIS-ZH, Kanton Zürich, Kantonaler Richtplan 2014, Zugriff 26.06.2014)



Abbildung 3: Grenzen Untersuchungsgebiet Zürich West

(Eigene Zeichnung nach GIS-ZH, Kanton Zürich, Zugriff 26.06.2014)

Die für diese Untersuchung festgelegte Begrenzung -im Norden durch die Limmat, im Süden durch die Gleise der SBB, das *Stadion Hardturm* im Westen und die *Viaduktbögen* im Osten- ist fast identisch mit den Grenzen des im Zürcher Kreis 5 gelegenen Quartiers Escher Wyss⁵ (s. Abbildung 3).

Neben dieser offiziellen Bezeichnung begann sich in den 90er-Jahren der ironische Name der Berner Rockband ‚Züri West‘ für das Quartier durchzusetzen, unter dem es heute bekannt ist (vgl. Stadt Zürich et al. 2011c: 7).



Abbildung 4: Rockband ‚Züri West‘

(Foto: A. Boutellier; Züri West 2015)

Bis Anfang der 90er-Jahre war Zürich West ein klassisches Industriegebiet mit Fabrikhallen, Lagergebäuden und Geräteschuppen.⁶ Auf den unterschiedlichen Arealen wurden u. a. Pumpen, Getriebe und Zahnräder produziert (Maag), Milchprodukte wie Joghurt und Milchpulver hergestellt (Toni), Seifen und Waschmittel angefertigt (Steinfels) und Textilien gefärbt (Schölller). Daneben gab es eine Brauerei (Löwenbräu), den Schiffbau (Escher Wyss) und unzählige Werkstätten.

⁵ Die Stadt Zürich setzt sich zusammen aus zwölf Kreisen. Die Kreise werden aus 34 Stadtquartieren gebildet, eines davon ist das Quartier Escher Wyss.

⁶ Vgl. Eisinger, A.; Schmid, C. (1999): *Stadtumbau*. In: *Werk, Bauen und Wohnen Heft 11. Zürich*.

Durch den Strukturwandel und teilweise auch ökonomische Schwierigkeiten kam es bis auf wenige Ausnahmen zur Schließung oder Abwanderung der Industrie:

1986 verlagerte Steinfels die Produktion nach Wetzikon,
 1987 schloss Sulzer Escher Wyss die Gießerei und Löwenbräu stellte die Produktion ein,
 1988 folgte die Stilllegung der Textilfabrik Schöller,
 1990 wurde die Maag Zahnräder AG in zwei Firmen aufgeteilt und zog sich bis 2004 schrittweise zurück,
 2002 ging die Toni-Molkerei in Konkurs (vgl. Klaus 2013: 20).

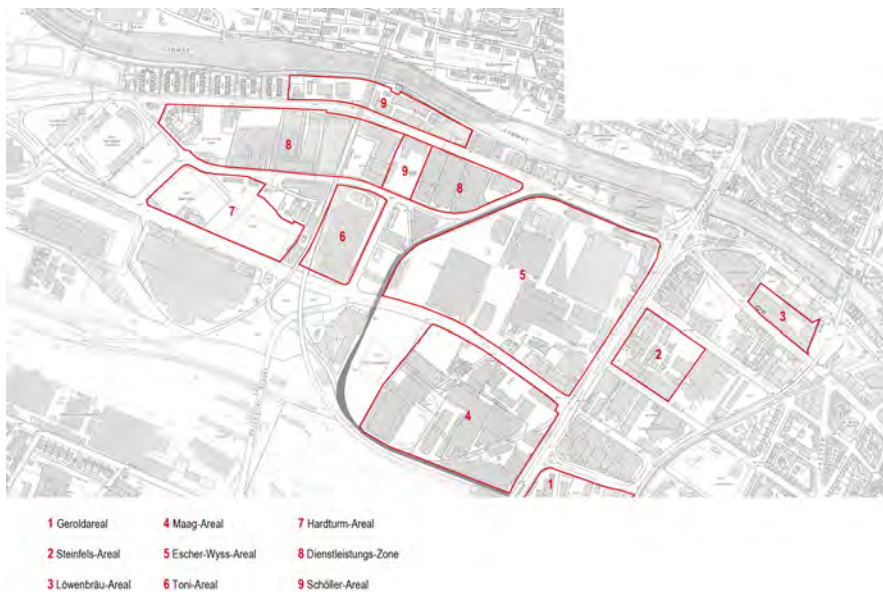


Abbildung 5: Zürich West 1991

(Eigene Zeichnung, Grundlage: Baugeschichtliches Archiv, Übersichtsplan Stadt Zürich 1991)

Mit der Deindustrialisierung einher gingen ein Verlust an Arbeitsplätzen und eine Verschlechterung der Zürcher Finanzlage. Zudem kämpfte die Stadt mit der großen Drogenszene, die sich erst am Platzspitz und später im Kreis 5 konzentrierte. Gleichzeitig brach zu Beginn der 90er-Jahre die Immobilienwirtschaft zusammen, nachdem das vorhergehende Jahrzehnt von Spekulationen bestimmt war. Trotz dieser Schwierigkeiten bot sich ein enormes Entwicklungspotenzial: Durch die Deindustrialisie-

ung wurden in Innenstadtnähe Flächen frei, die bereits gut erschlossen waren.

Der Erlass eines Gestaltungsplans für das Steinfelsareal (1988), „der eine gemischte Nutzung (Wohnen und Dienstleistung) für das ehemalige Industrieareal vorsah“ (Klaus 2013: 20), stellt den Beginn der Umstrukturierung nicht mehr benötigter Industrieareale in Zürich West dar.

Diese Areale (darunter Steinfels, Schöller, Escher-Wyss, Maag, Toni und Löwenbräu) wurden zunächst ab Ende der 80er-Jahre von Kreativunternehmen zwischengenutzt (vgl. Klaus 2006 In: Klaus 2013: 14).

Parallel dazu verliefen vielfältige Planungsprozesse u. a. in der Politik, zwischen Grundeigentümern und der öffentlichen Hand, und unter Beteiligung der Öffentlichkeit in kooperativen und partizipativen Verfahren.

Auf der Grundlage dieser Planungen konnten bereits viele Projekte umgesetzt werden. Entstanden sind u. a. der Technopark (1993), Puls 5 (2004), Schiffbau (2000), Limmat-West (2001), Primetower (2011) und die Zürcher Hochschule der Künste (2014). Auch öffentlich nutzbare Außenräume wie der Turbinenplatz (2003), Limmatuferweg (2005), Gleisbogen (2014) und Pflingstweidpark (vorauss. 2015) sind Resultat der Umstrukturierung.



Abbildung 6: Zürich West 2014

(GIS-ZH, Kanton Zürich, Kantonaler Richtplan 2014, Zugriff 26.06.2014)

Obwohl diese und weitere Projekte Nutzungen aus den Bereichen Wohnen, Arbeiten und Freizeit umfassen, bleibt Zürich West auch nach dem Strukturwandel überwiegend ein Arbeitsplatzgebiet. Dies zeigen die Entwicklungen von Bevölkerungs- und Beschäftigtenzahlen:

Das Quartier Escher-Wyss wies bis Mitte der 60er-Jahre eine stabile Bevölkerungszahl von ca. 2500 – 2700 Personen auf. Bis 1981 sank diese auf 1460 Personen. Durch die Umstrukturierung nahm die Bevölkerungszahl seit 1998 wieder zu und zählte im Jahr 2012 rund 3200 Personen (vgl. Stadt Zürich et al. 2011c: 10; Klaus 2013: 14).

Bevölkerungsentwicklung des Quartiers

► 1941–2010



Abbildung 7: Bevölkerungsentwicklung

(Stadt Zürich et al. 2011c: 10)

Die Zahl der im Quartier Beschäftigten ist im Verhältnis zur Wohnbevölkerung um ein Vielfaches höher: 2013 arbeiteten ca. 28'000 Beschäftigte auf 24'000 Vollzeitstellen in Zürich West (vgl. Stadt Zürich, Hochbaudepartement 2015a).

Es wird deutlich, dass das Entwicklungsgebiet Zürich West seit 1990 vielfältige Veränderungen durchläuft, die räumlich-strukturelle, planerische und funktionale Bereiche betreffen. Um die in der aktuellen wissenschaftlichen Debatte überwiegend partiellen Ansätze, die einzelne Aspekte und Prozesse analysieren, zu ergänzen, bedarf es der Erfassung der Verläufe derartiger

städtischer Veränderungen. Wie sich diese in ihrer Komplexität erfassen lassen und abgebildet werden können, wird im Folgenden behandelt.

1.2 Drei Dimensionen der Transformation

Wie lässt sich die auf den ersten Blick verwirrende Komplexität und Dynamik städtischer Transformation beschreiben? Worauf kommt es an, welche Perspektiven sind von Bedeutung? Auf Fragen wie diese gibt Henri Lefebvre Antworten.⁷

Der französische Philosoph publizierte sein Werk *La production de l'espace* (Die Produktion des Raumes) bereits 1974 – vor vierzig Jahren. Zunächst wenig beachtet, erwachte das Interesse am Raum und seiner Produktion mit der fortschreitenden Urbanisierung und der Globalisierung in den 80er-Jahren.

Der Raum entwickelte sich zu einer der zentralen Fragestellungen in verschiedenen Fachbereichen, wie den Sozialwissenschaften, der Philosophie und Architektur. Dass sich unterschiedlichste Disziplinen auf die *Theorie der Produktion des Raumes* stützen, verwundert nicht, da sie einen interdisziplinären Zugang zum Thema ermöglicht (vgl. Schmid 2010: 7-9).

Die *Theorie der Produktion des Raumes* bietet in sich keine klare Methodik, schafft jedoch als theoretisches Instrument die Voraussetzungen für das Analysieren und Portraitieren räumlicher Prozesse auf diversen Ebenen.

Das wird an folgendem Zitat Lefebvres deutlich:

⁷ Ich bedanke mich an dieser Stelle bei Christian Schmid (ETH Zürich) für den Anstoß zur Verwendung von Lefebvre in dieser Arbeit und die Einführung in seine Theorie in der ‚Summer School: Global Urbanization in Comparative Perspective‘ (Schmid 2011).

„(...) *lived, perceived and conceived (known) come together within a spatial practice.*“⁸

(Lefebvre 2012: 230)

Was ist damit gemeint und inwiefern ist diese Aussage für die vorliegende Arbeit von Bedeutung?

Lefebvre sieht anstelle einzelner, sich gegenüberstehender Elemente die Gesamtheit von drei dialektisch miteinander verbundenen Dimensionen:

- Konzeption (*espace conçu*),
- physische, räumliche Praxis (*espace perçu*) und
- das Erleben des Raumes, also das Erfahren urbaner Räumlichkeit (*espace vécu*).

Die drei Dimensionen lassen sich analytisch trennen, doch erst in ihrer Zusammenführung lässt sich ‚Raum‘ im Lefebvreschen Sinne erkenntnisgewinnend fassen (vgl. Schmid 2010: 244; Dörfler 2011).

Mit der Verwendung des Begriffs ‚Raum‘ bezeichnet Lefebvre den Produktionsprozess unter Berücksichtigung des Faktors ‚Zeit‘ und nicht, wie man fälschlicherweise annehmen könnte, eine feste räumliche Größe. Die Zeit wird als integrierter Teil der drei Dimensionen verstanden. Um dies zu verdeutlichen, stellt Bertuzzo die dialektische „Bewegung“ in einer konischen Helix dar, die „offen“ für Veränderungen und Gegensätze zwischen den drei Prozessen ist und Interaktionen zwischen ihnen zulässt (Bertuzzo 2009: 215).

⁸ Übersetzung: „(...) *das Gelebte, Gebaute und Konzipierte (Bekannte) kommt in einer räumlichen Praxis zusammen.*“ (Lefebvre 2012: 230)

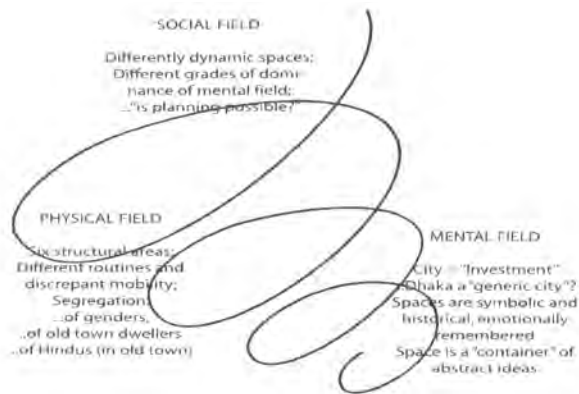


Abbildung 8: Lefebvres dreidimensionale Dialektik nach Bertuzzo

(Bertuzzo 2009: 205)

Die Theorie der Produktion des Raumes hat jedoch nicht den Raum per se zum Gegenstand. Wie oben bereits erwähnt „steht im Zentrum von Lefebvres Theorie die Vorstellung, dass sich die Produktion des Raumes analytisch in drei dialektisch miteinander verbundene Dimensionen oder Prozesse aufspalten lässt“ (Diener et al. 2006: 169):

Der *espace conçu* ist der (gedanklich) konzipierte Raum, der die mentale Komponente beinhaltet. Er wird durch das Zusammenbringen einzelner Elemente zu einem Ganzen definiert und besteht in einer Darstellung, die den Raum abbildet, definiert und damit repräsentiert. Diese Darstellung kann verbaler Art sein, aber auch gleich dem Entwurf eines Architekten mittels Plänen, Visualisierungen und Beschreibungen erfolgen.

Beim *espace perçu* handelt es sich um den physischen Raum, der die materielle Komponente umfasst. In ihm manifestieren sich räumliche Eigenschaften wie Dimensionen, Symmetrien, Typologien. Der *espace perçu* wird auch als wahrgenommener Raum bezeichnet, da er sich mit allen fünf Sinnen erfassen lässt (vgl. Schmid 2010: 213). Diese beiden Dimensionen von Konzeption und Perzeption, von mentalem und materiellem Raum, genügen nach Lefebvres Vorstellung aber nicht, um ‚Raum‘ verstehen zu können (vgl. Schmid 2010: 205). Mit seiner *Theorie der Produktion des Raumes* schafft Lefebvre es, die Dualität zu überwinden und erweitert die genannten Dimensionen um den *espace vécu*. Er ist der gelebte oder erlebte (soziale) Raum, der mentale Reaktionen hervorruft und Gefühle wie Angst, Gefahr, Genuss und Freude auslösen kann (vgl. Schmid 2011). Der *espace*

vécu spiegelt die Handlungen kollektiver Akteure wieder, zeigt gesellschaftliche Werte und Traditionen auf und repräsentiert spontane, nichtinstrumentelle Erfahrungen und Erlebnisse mit urbanen Räumlichkeiten (vgl. Schmid 2010: 223; Dörfler 2011).⁹

Der wechselseitige Zusammenhang der drei Dimensionen wird in der folgenden Grafik verdeutlicht:

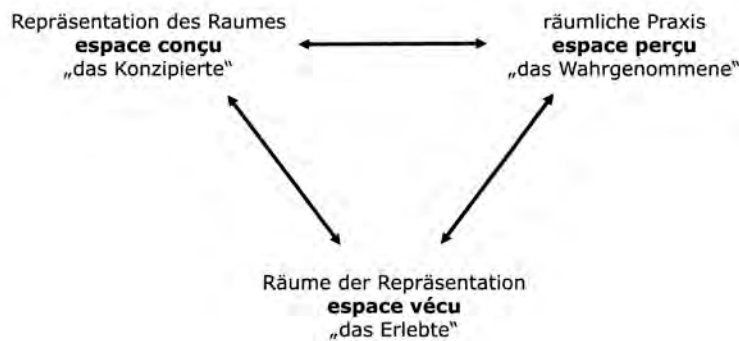


Abbildung 9: Lefebvres dreidimensionale Dialektik nach Schmid

(Eigene Zeichnung nach Schmid 2010: 244)

Die Bezeichnungen, die in dieser Grafik verwendet wurden, verdeutlichen die doppelte Benennung der Dimensionen: „Auf der einen Seite steht ‚das Wahrgenommene‘, ‚das Konzipierte‘ und ‚das Erlebte‘, Begriffe, die sich (...) aus der (französischen) Phänomenologie herleiten lassen. Auf der anderen Seite verwendet Lefebvre die ‚räumlichen‘ Begriffe ‚räumliche Praxis‘, ‚Repräsentation des Raumes‘ und ‚Räume der Repräsentation‘, die auf seiner eigenen, dreidimensionalen Sprachtheorie basieren.“ (Schmid 2010: 243).

Diese Doppelbelegung der drei Dimensionen ist zunächst verwirrend, da es scheint, als würden sie zwei unterschiedliche Betrachtungsweisen zulassen: Während sich die eine auf ein

⁹ Zu weiteren Publikationen, die in der letzten Dekade zu Henri Lefebvre erschienen sind, zählen u. a.: Stanek et al. (2014); Lefebvre (2012); Stanek (2011); Bertuzzo (2009); Goonewardena et al. (2008); Merrifield (2006); Elden (2004)

individuelles Subjekt bezieht, verweisen die anderen Begriffe auf einen gesellschaftlichen Produktionsprozess (vgl. Schmid 2010: 230). Lefebvre sieht die beiden Begriffstriaden aber paritätisch, er setzt sie gleich und isoliert sie keineswegs in zwei getrennte Sichtweisen. Vielmehr ermöglicht die von Lefebvre gewählte Doppelbenennung, dass sich die *Theorie der Produktion des Raumes* auf beide Situationen bezieht: „auf die konkrete Situation eines individuellen Subjekts oder aber auf diejenige von gesellschaftlichen, kollektiven Akteuren“ (Schmid 2010: 244).

Ein Beispiel aus der Architektur soll dies verdeutlichen:

Die konzipierten Räume (z. B. von Architekten entworfen) beziehen sich auf eine räumliche Praxis (sie werden z. B. von einem Investor realisiert) und richten sich an zukünftige Nutzerinnen und Nutzer (z. B. Bewohnende), die sich den geschaffenen Raum aneignen. Diese Abfolge kann für und aus der Sichtweise einer Einzelperson, also eines individuellen Subjekts, vollzogen werden, kann aber auch komplexe Urbanisierungsprozesse auf kommunaler oder sogar globaler Ebene abbilden, welche eine größere Gruppe von Menschen, die Gesellschaft, betrifft.

So wurde u. a. im Rahmen des Instituts *ETH Studio Basel* von 1999 bis 2005 ein Forschungsprojekt durchgeführt, um gegenwärtige Urbanisierungsprozesse und den Ablauf von Transformationen in der Schweiz zu begreifen. Als konzeptionelle Grundlage für *Die Schweiz. Ein städtebauliches Portrait*. (2006) wurde die Theorie des französischen Philosophen Henri Lefebvre hinzugezogen, die „ermöglicht, räumliche Prozesse und Phänomene auf allen Maßstabsebenen, von der privaten bis zur globalen Ebene, abzubilden und zu analysieren“ (Diener et al. 2006: 164). Obwohl Lefebvres allgemeine *Theorie der Produktion des Raumes* keine präzise Methodik offeriert (s. o.), lässt sie sich empirisch anwenden, wie dieses Beispiel zeigt (vgl. Diener et al. 2006: 171).

Bislang gibt es nur wenige weitere Arbeiten, bei denen Lefebvres Theorie als konzeptionelle Grundlage zur Analyse von Veränderungsprozessen verwendet wurde. Ich möchte hier auf zwei wissenschaftliche Beiträge hinweisen, die Lefebvre zur Analyse aktueller Umnutzungsgebiete nutzen: die Forschungs-

skizze zur HafenCity Hamburg von Dörfler (2011) und der Beitrag von Charnock und Ribera-Fumaz (2011) zum Transformationsgebiet 22@Barcelona.

Dörfler untersucht in seinem Artikel *„Antinomien des (neuen) Urbanismus. Henri Lefebvre, die HafenCity Hamburg und die Produktion des posturbanen Raumes: eine Forschungsskizze“* die Widersprüche zwischen Planungsintentionen und resultierenden Alltagsrealitäten. Er verdeutlicht, dass die Bestrebungen der Planung paradoxerweise auf ihr Gegenteil hinauslaufen können und zeigt auf, dass Urbanität im Lefebvreschen Sinne eine „spezifisch städtische Erfahrung der Offenheit, Abwechslung und Differenz ist, die sich nur einstellt, wenn man von ihr lässt“ (Dörfler 2011).

Charnock und Ribera-Fumaz stützen sich in ihrem Artikel *„A new space for knowledge and people? Henri Lefebvre, representations of space, and the production of 22@Barcelona“* auf die Theorie von Lefebvre, die sie als Ausgangspunkt für eine kritische Analyse zeitgenössischer Strategien zur Entwicklung urbaner Wettbewerbsfähigkeit verwenden. Sie argumentieren, dass das neu entwickelte Gebiet 22@Barcelona funktional und steril in Erscheinung tritt. Obwohl das Projekt versucht, ein Modell der ‚kompakten Stadt‘ zu konkretisieren, werden trotz oder aufgrund dieser ideologisch bedingten Idee Differenzen vermindert und ein Sich-Einstellen des Alltagslebens verhindert (vgl. Charnock, Ribera-Fumaz 2011).

Die Beiträge von Dörfler und Charnock / Ribera-Fumaz sind insofern für diese Arbeit interessant, als dass sie sich mit vergleichbaren Umnutzungsgebieten befassen und aufzeigen, dass eine empirische Anwendung von Lefebvres Theorie möglich ist. Diese wird in beiden Beiträgen jedoch nur teilweise und nicht in dem hier vorliegenden Umfang verwendet, wodurch die Dreidimensionalität -welche die Theorie auszeichnet- nicht ausgeschöpft wird.

Ein weiteres Beispiel für die empirische Anwendung der *Theorie der Raumproduktion* ist die Dissertation von Bertuzzo (2009), in der das Alltagsleben von Dhaka, der Hauptstadt von Bangladesch, analysiert wird. Die Autorin verfolgt das Ziel, die kulturellen

Elemente der Urbanisierungsprozesse von Dhaka zu verstehen und zu beschreiben. Sie behandelt in ihrer Arbeit alle drei Dimensionen der Raumproduktion, wodurch Stadt und Urbanisierung als Ergebnis von physikalischen (*espace perçu*), mentalen (*espace conçu*) und sozialen (*espace vécu*) Produktionsprozessen hervortreten. Obwohl von diesem Beitrag ein wichtiger Impuls für die vorliegende Dissertation ausgehen könnte, unterscheiden sich die Fallbeispiele so wesentlich voneinander, dass lediglich empirische Ausrichtung und Aufbau der Arbeit vergleichbar sind.

Ich setze Lefebvres *Theorie der Produktion des Raumes* als logisches Gerüst für die Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgegenstand ein. Sie stellt mir einen analytischen Rahmen bereit, der ermöglicht,

1. das Augenmerk auf drei (Haupt-)Dimensionen zu richten, nämlich:

- Räumliche Transformationen (*espace perçu*),
- Planungsprozesse (*espace conçu*) und
- Raum(um)nutzungen (*espace vécu*);

2. die Vielschichtigkeit der Prozesse zu entwirren, indem sie zunächst getrennt voneinander untersucht werden und

3. durch das anschließende Zusammenführen der drei Dimensionen die Verläufe der Entwicklung innerstädtischer Brachflächen abzubilden.

In den folgenden Unterkapiteln (1.3 – 1.5) werden die drei Dimensionen kurz erläutert und aufgezeigt, welche Gesichtspunkte dabei jeweils für die vorliegende Forschungsarbeit von Bedeutung sind.

1.3 Räumliche Transformationen

Postindustrialisierung, Globalisierung, demografischer Wandel, Stadtumbau – diese Begriffe verweisen auf Themen, die sich räumlich wie gesellschaftlich manifestieren und Stadtplanung und Stadtentwicklung vor neue Herausforderungen stellen.

Stadtumbau bezeichnet die Anpassung bestehender Städte an veränderte Verhältnisse und Bedürfnisse. Praktisch stehen hinter dem Begriff Stadtumbau drei wesentliche Aktionsfelder:

1. der Umbau der Zentren („Revitalisierung“),
2. der Umbau von brachliegenden Bestandsflächen („Konversion“),
3. der Umbau Sozialen Wohnungsbaus („Nachbesserung“ oder oft „Rückbau“) (Bodenschatz 2003).

Die Umnutzung brachgefallener Industriegebiete hat mein Interesse geweckt. Daher konzentriere ich mich in dieser Arbeit auf das zweite Aktionsfeld des Stadtumbaus: die urbane Transformation von Industriebrachen in ‚neue‘ Stadtgebiete.

Mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel der achtziger Jahre kam es in zahlreichen Städten in den Industriestaaten zur Stilllegung oder Abwanderung der Industrie und in Folge zur infrastrukturellen und funktionalen Umstrukturierung brachliegender Bestandsflächen. Diese Entwicklungsgebiete finden sich in höchst unterschiedlichen Kontexten: in schrumpfenden Städten oder in Regionen mit erheblichem Wachstumsdruck, in innerstädtischen oder peripheren Lagen, auf ehemaligen Hafenanlagen, Bahnanlagen, Flugplätzen, Kasernen, Industrie- und Gewerbegebieten.

Der Fülle an Umnutzungsprojekten entsprechend ist die Literatur sehr umfassend. Verschiedene Publikationen setzen sich allgemein mit dem ‚Recyclen‘ von Industriegebieten und der Transformation von Brachflächen auseinander und zeigen Entwicklungspotenziale und Strategien zur Umnutzung auf.¹⁰ Um die Jahrhundertwende erschienen erste Sammelbände, die Transformationen analysieren

¹⁰ Vgl. z. B. Feldkeller (2001); Job, Hubert (2002); Klemme, Selle (2010); Koll-Schretzenmayr (2000); Müller, Schmitt, Selle (2003); Odermatt, Klaus, Van Wezemael (2003)

und einen gewissen Überblick über die Vielzahl an Umnutzungsprojekten ermöglichen.¹¹ Im Weiteren gibt es einige Veröffentlichungen, die anhand konkreter Projekte spezifische Fragestellungen klären.¹² Zu den berühmten Beispielen in Europa zählen das Olympiagelände und die Canary Wharf in London, Kop van Zuid in Rotterdam, La Plaine Saint-Denis in Paris und 22@Barcelona. Einige Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum sind in Österreich Graz-Reininghaus, die Kabelfabrik (KDAG) in Wien-Meidlingen und trans_areale in Linz sowie in Deutschland der Duisburger Innenhafen, das Europaviertel in Frankfurt, die Tübinger Südstadt und die HafenCity Hamburg.

Aus diesem Spektrum möchte ich drei Beispiele herausgreifen, die für die Fachdiskussion von Bedeutung sind:

- a) die HafenCity Hamburg,
- b) die Internationale Bauausstellung Emscher Park und
- c) das Sulzerareal in Winterthur.

a) HafenCity Hamburg

Bei der HafenCity Hamburg handelt es sich um das größte innerstädtische Stadtentwicklungsprojekt Europas. Auf einer Fläche von 157ha wird hier der Anspruch erhoben, durch „feinkörnige Nutzungsmischung“ und „innovative Entwicklungsprozesse“ ein neues Stück Stadt zu entwickeln (HafenCity Hamburg GmbH 2015). Zur HafenCity liegen darüber hinaus gute Untersuchungen vor, die den Wissensstand zur Aneignung und Nutzung neu entstandener öffentlicher Räume erweitern.

Ende der neunziger Jahre wurde die Planung der HafenCity in Hamburg beschlossen und die Entscheidung zugunsten einer Umnutzung des ehemaligen Hafengeländes zu einem innenstadtnahen Stadtteil getroffen. Die Masterplanung reagierte auf die beabsichtigte Prozesshaftigkeit der Arealentwicklung mit der

¹¹ Vgl. z. B. Couch, Fraser, Percy (2003); Lütke Daldrup, Zlonicky, BMVBS (2009); Ziehl et al. (2012); Züst, Joanelly, Westermann (2008); Powell (2000)

¹² Vgl. z. B. Charnock, Ribera-Fumaz (2011); Dirksmeier, Helbrecht (2012); Ostojski, van der Laan (1999); Reicher, Niemann, Uttke (2011); Schubert (2002)

Konzeption eines Netzwerks von öffentlichen Räumen und einer auffälligen, städtebaulich prägenden Blockstruktur, die wesentliche stadträumliche Charakteristika festlegt, jedoch Spielraum für individuelle Entwurfskonzepte und öffentliche Bauten zulässt (vgl. Christiaanse et al. 2006: 109). In Bruns-Berentelg et al. (2010) wird dargestellt, wie der ambitionierte Anspruch realisiert wurde, auf einem ehemaligen Hafengebiet die Qualitäten einer urbanen Kernstadt durch Durchmischung und die Erstellung von Begegnungsorten zu entwickeln. Dabei wurde auch gezielt erforscht, wie sich das Leben auf den Straßen und Plätzen darstellt und ob das Handeln der Menschen in den gestalteten Räumen Stadtöffentlichkeit entstehen lässt. Es konnte aufgezeigt werden, dass durch die Schaffung öffentlicher Räume keine städtische Öffentlichkeit im klassischen Sinne einer „emanzipierten Stadtgesellschaft“ entstand, dass Räume mit intensiven, öffentlichen Nutzungen jedoch gute Gründe schaffen, sich im Alltag auf Stadt einzulassen (vgl. Eisinger 2010). Bruns-Berentelg (2010) zeigt einerseits auf, dass durch die Schaffung von neuen Stadträumen nicht automatisch das Potenzial für das Entstehen und die Sicherung städtischer Öffentlichkeit ausgebildet wird, er stellt jedoch andererseits am Beispiel der Magellan-Terrassen in der HafenCity dar, dass diese für kulturelle Nutzungen wie Tanz, Literatur und Theater sowie politische Aneignungen wie Demonstrationen und Kundgebungen öffentlich genutzt werden.

b) *Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA Emscher Park)*

Über die Umstrukturierungen einzelner Gebiete hinaus gehen Transformationen ganzer Stadtregionen, die suburbane Gebiete und Landschaftsräume einbeziehen. Hier sind die Projekte der Internationalen Bauausstellungen (IBA) bedeutend. Am Beispiel der IBA Emscher Park im Ruhrgebiet wird deutlich, inwieweit sich eine Industrieregion im ‚großen Ganzen‘ zur zukunftsfähigen Stadtregion entwickeln kann.

Die Internationale Bauausstellung Emscher Park wurde mitten in Deutschlands größter Industrieregion, dem Ruhrgebiet in Nordrhein-Westfalen (NRW), über einen Zeitraum von zehn

Jahren von 1989 bis 1999 durchgeführt und hatte zum Ziel, eine von der Industriegeschichte nachhaltig gezeichnete Region zu verändern und ihr eine neue Zukunft zu eröffnen (vgl. Reicher et al. 2010). Die IBA Emscher Park war die erste Bauausstellung, die sich auf eine ganze Region bezog. Als Struktur- und Zukunftsprogramm des Landes NRW sollten mehr Lebens- und Wohnqualität geschaffen und „architektonische, städtebauliche, soziale und ökologische Maßnahmen als Grundlage für den wirtschaftlichen Wandel in einer alten Industrieregion“ (MSWKS 2011) umgesetzt werden. Auf Initiative der Landesregierung schlossen sich 17 Städte mit insgesamt 2,5 Mio. Einwohnern zusammen, um gemeinsam Impulse für den Strukturwandel in der Region zu setzen. Damit wurde die Transformation des 800 km² großen Planungsraumes zwischen Duisburg und Bergkamen in Gang gesetzt (vgl. Dönitz et al. 2006: 4; MSWKS 2011).

Die IBA Emscher Park hat von ihrem Beginn bis heute viele Veränderungsprozesse in der Region und darüber hinaus angestoßen. Fachleute aus dem In- und Ausland zeigen ein anhaltendes Interesse an den Wirkungsweisen, Organisationsformen und Ergebnissen der IBA und studieren ihre Denkmodelle und Projekte (vgl. Reicher et al. 2011). Die Umsetzung dieser mehr als 120 beispielhaften Projekte wurde durch folgende Leitthemen bestimmt: Wohnen und Städtebau, Ökologie und Landschaft, Kunst, Industriekultur, Tourismus, Beschäftigung und Qualifizierung (vgl. Dönitz et al. 2006: 4). Mit dem Ziel, die zersiedelte und zerstörte Landschaft der Region wieder herzustellen und zu schützen, wurden Grünflächen miteinander verbunden, um die Naherholungsgebiete für Fußgänger und Radfahrer zugänglich und erlebbar zu machen. Die Emscher, ein offener Abwasserkanal, wird weitestgehend renaturiert und naturnah umgestaltet, um neuen Lebensraum für Tiere und Pflanzen zu gewinnen (vgl. Kolkau 2001: 57). Die gigantischen Zechenanlagen, Hochöfen, Fördertürme und Gasometer gelten als imposante Relikte und Wahrzeichen der Industriekultur, deren Erhalt und Umnutzung sich die IBA Emscher Park zum Ziel setzte. Die Projekte reichen vom Landschaftspark Duisburg Nord, einer ehemaligen Brache, auf der heute Kultur, Freizeit und wilde Vegetation nebeneinander existieren, über den größten

Ausstellungsraum Europas in Oberhausen, dem zum Museum umgenutzten Gasometer, bis hin zur Zeche Zollverein in Essen, die 2001 als Weltkulturerbe der UNESCO anerkannt wurde. Darüber hinaus sind auf den alten Industriebrachen neue Büro- und Wohngebäude, weitere Kultur- und Ausstellungszentren, Landmarken und Skulpturen entstanden.

Die Bauausstellung bewirkt damit einen Perspektivenwechsel: Sie verdeutlicht, dass eine alte Industrieregion über besondere landschaftliche und architektonische Reize verfügt und durch die Um- und Neunutzung der Industriebrachen eine neue Identität erhalten kann. Die Areale im Ruhrgebiet, die vorher als ‚verbotene Städte‘ nicht betreten werden konnten, sind nun zugänglich und zeichnen sich durch neue Nutzungen wie Kultur, Freizeit, Wohnen und Arbeiten aus (vgl. Dönitz et al. 2006: 4).

c) Sulzerareal Winterthur

Winterthur galt bis in die siebziger Jahre mit den drei führenden Unternehmen Rieter, Sulzer und Loki als Industriezentrum mit Weltgeltung. Das von der Metallindustrie geprägte Sulzerareal war früher überwacht, Zutritt hatten wie in anderen ‚verbotenen Städten‘ nur die Menschen, die vor vierzig Jahren bei Sulzer arbeiteten (vgl. Jirát 2010).

Das Sulzerareal erstreckt sich südwestlich vom Hauptbahnhof Winterthur auf einer Fläche von rund 20ha. Mit dem Rückgang der Metallindustrie in den siebziger- und achtziger Jahren war auch die Firma Sulzer vom Strukturwandel betroffen und es kam in der Maschinenfabrik zu den ersten Entlassungen (vgl. Bärtschi 2006: 6). Ende der neunziger Jahre wurden auf dem ehemaligen Firmengelände 114'000m² Land im Stadtzentrum von industrieller Nutzung freigesetzt.

Wie in anderen Fällen auch, stand Winterthur vor der Herausforderung, dass sich das Industrieareal, das zum Stadtentwicklungsgebiet wurde, in privatem Besitz befand. Es stellt sich in dem Zusammenhang die Frage, inwiefern die öffentliche Hand Einfluss auf die künftige Entwicklung privater Flächen nehmen kann und darf.

Als die Firma Sulzer mit dieser Botschaft an die Öffentlichkeit trat, entstand unter dem Projektnamen ‚Winti-Nova‘ die Vision der Entstehung eines zentrumsnahen, neuen, durchmischten Quartiers auf dem ehemaligen Industriegelände. 1992 führte Sulzer einen Architekturwettbewerb durch, der aufzeigte, wie sich der ehemalige Industriestandort zu einem solchen Quartier wandeln könnte.

Auf den Wettbewerbsergebnissen basierend, legten Stadt-, Gemeinde- und Regierungsrat innerhalb von achtzehn Monaten eine neue Bau- und Zonenordnung fest. Für die ersten Projekte wurden kurz darauf die Gestaltungspläne erarbeitet, doch durch Einsprachen kam es zu Verzögerungen. Der erste Neubau wurde dadurch erst zehn Jahre nach der Vision ‚Winti Nova‘ bewilligt. Die Stadt Winterthur erarbeitete gemeinsam mit der Sulzer Immobilien AG, die als Tochtergesellschaft aus dem Sulzer-Konzern hervorging, die Grundlagen für die Entwicklung der Brachflächen und die Umnutzung einzelner Gebäude, die 2001 in einem Rahmenplan und 2003 in einem Erschliessungsvertrag festgesetzt wurden (vgl. Sulzer Immobilien AG 2011).

Neben positiven Äußerungen zur Entwicklung des Sulzerareals – wie z. B. von Bossert, Vorsteher des Departements Bau in Winterthur, der eine große Chance in der Entwicklung alter Industrieareale sieht, da sie einen unverwechselbaren Charakter ausstrahlen und mehr Menschen im Zentrum wohnen können (Hönig 2009: 14), wurden auch kritische Stimmen laut – z. B. von Stadtforscher Wolff, der bei der Übernahme großer Grundstücksflächen im Jahr 2010 durch das Baudienstleistungsunternehmen Implenia von einem „Jahrhundertfehler“ sprach (Jirát 2010). Der Kauf der Sulzer Immobilien AG durch die Implenia ließ Kritiker befürchten, dass die Stadt eine Chance verpasste, maßgebend Einfluss auf die künftige Entwicklung der Gebiete zu nehmen (vgl. Jirát 2010). Die Stadt erarbeitete jedoch für die Projekte, die auf dem Grund und durch die Implenia entstanden, einen Gestaltungsplan als Richtlinie. Auf dieser rechtlichen Grundlage sind inzwischen unterschiedliche Projekte in den Bereichen Arbeit, Bildung, Wohnen und Freizeit entwickelt worden, wodurch sich das ehemalige Industrieareal zu einem vielfältigen Stadtquartier wandelte (vgl. Sulzer Immobilien AG 2011). Durch die dynamischen Transformationen ist das

Sulzerareal heute Vergnügungs- und Ausgehmeile, Bildungsstandort, Einkaufsgebiet, Arbeits- und Wohnquartier geworden (vgl. Schneider 2009: 3). Unter anderem haben sich verschiedene Abteilungen der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW), aber auch andere Hoch- und Berufsschulen wie z. B. das neue Zentrum für Ausbildung im Gesundheitswesen (ZAG) auf dem Gelände des Sulzerareals niedergelassen. Vor wenigen Jahren eröffnete hinter den alten Fassaden des Lokwerks das erste Einkaufszentrum im Areal. Neben ca. 5000 Arbeitsplätzen wurden einige Wohnprojekte wie z. B. Loft G48, Jägerstrasse, Lokomotive, Kranbahn und sieb10 geschaffen.

Die drei Beispiele machen exemplarisch deutlich, dass

- durch den Strukturwandel Umstrukturierungen ehemaliger Industriegebiete ausgelöst werden,
- innerstädtische Brachflächen insbesondere in Bezug auf einen nachhaltigen Umgang mit dem Flächenverbrauch ein Entwicklungspotenzial bergen,
- Industrieareale über landschaftliche und architektonische Potenziale verfügen, an die bei der Entwicklung aus dem Bestand angeknüpft werden kann -auch wenn den Gebieten durch die Umnutzung eine neue Identität verliehen wird-,
- sich die Umnutzung der ehemaligen Industriebrachen prozessual gestaltet und meist über mehrere Jahre oder sogar Dekaden erstreckt (Gründe dafür können komplexe Eigentümer- und Akteursstrukturen, die mit unterschiedlichen Interessen und Zielvorstellungen agieren, politische und baurechtliche Rahmenbedingungen, die angeglichen werden müssen, aber auch finanzielle Probleme der Städte und damit verbunden eine oft langwierige Suche nach Investoren sein),
- Nutzungsmischung als städtebauliches Ziel für die Wiedernutzung der brachgefallenen Areale scheinbar unstrittig ist,

- mit der Konversion eine Neuformierung der beteiligten Akteure einhergeht und die Entwicklung von privaten Stadtgebieten Fragen zum Einfluss der öffentlichen Hand aufwirft.

In dem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie sich derartige räumliche Transformationen planen lassen. Da die Zürcher Planungsverwaltung begann, innovative Planungsverfahren zu etablieren, um

1. politische Planungen zu bewältigen,
2. die Kooperation zwischen städtischen Behörden und privaten Grundeigentümern bei der Erstellung von Entwicklungskonzepten und Planungsobjekten zu regeln und
3. die Öffentlichkeit einzubeziehen,

lohnt sich bereits an dieser Stelle ein Blick nach Zürich West.

1.4 Planungsprozesse

Das Entwicklungsgebiet Zürich West befindet sich seit 1990 in einem dynamischen Veränderungsprozess. Der heutige Entwicklungsstand ist aufschlussreich, da er einen Rückblick auf die Zürcher Erfahrungen mit den Verläufen und der Gestaltung von Planungsprozessen ermöglicht.

Die Umstrukturierung des Quartiers Zürich West stand Ende der achtziger Jahre zum ersten Mal zur Debatte, wurde jedoch durch eine politische Pattsituation in der Stadt Zürich blockiert. Gegenstand der jahrelangen Auseinandersetzung um die Zonierungen der Industriegebiete waren die Nutzungsvorschriften und die Ausnützung. Auch die in den frühen neunziger Jahren herrschende Wirtschaftskrise und damit einhergehende Stagnation des Immobilienmarktes standen einer baulichen Veränderung im Weg. Die großen Erwartungen dieser Zeit und Pläne, aus den Industriearealen gewinnträchtige Umnutzungsprojekte zu machen, wurden durch die Rezession vereitelt, weshalb es durch den Wegzug der Industrie zu Leerständen und

Zwischennutzungen in den Arealen kam (vgl. Angst et al. 2010: 21).

Eberle zeigt am Beispiel der Aushandlungsprozesse um die Nutzung und Entwicklung des Gebietes Zürich West auf, dass es im Laufe der neunziger Jahre zu einem Paradigmenwechsel im Zürcher Stadtentwicklungsmodell gekommen ist. Die lokalen Aushandlungsprozesse standen dabei im Fokus der Arbeit (vgl. Eberle 2003: 3).

Um das Fallbeispiel Zürich West in der Zürcher Stadtentwicklung des letzten Jahrhunderts einordnen zu können, arbeitete Eberle diese in ihren Grundzügen auf und untersuchte sie auf die wesentlichen Entwicklungslinien und Einschnitte hin. Durch diese Rekonstruktion fand er heraus, dass Ende der achtziger Jahre in Zürich eine politische Pattsituation zwischen zwei Stadtentwicklungsallianzen bestand. Im Rahmen der Revision der städtischen Bau- und Zonenordnung (BZO) wurde von einer Stabilisierungsallianz eine konsolidierte und staatlich gesteuerte Stadtentwicklung angestrebt, während eine Modernisierungsallianz eine expansionsorientierte Stadtentwicklung und Deregulierung der Stadtentwicklungspolitik forderte. Diese Pattsituation war entscheidend für die zukünftige Entwicklung von Zürich West, da die Frage nach einer neuen Nutzung für dieses Quartier im Zentrum der Auseinandersetzung stand. Das seit Mitte der siebziger Jahre bestehende Stadtentwicklungsmodell geriet in der ersten Hälfte der neunziger Jahre in eine Krise. Es kam zu einer grundlegenden Neuausrichtung der Stadtentwicklungspolitik in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, als die Planungsverwaltung begann, kooperative Planungsverfahren zu etablieren. Diese Verfahrensart beinhaltet die gemeinsame Aushandlung von Entwicklungskonzepten und Planungsobjekten zwischen städtischen Behörden und Grundeigentümern.

Darüber hinaus zeigt Eberle auf, dass bei der Transformation eines Stadtentwicklungsmodells in einer ersten Phase informellen Prozessen und sich wandelnden Stimmungslagen der Akteure größere Bedeutung zukommt als Änderungen formaler Regeln. Diese werden erst dann relevant, wenn sich die neu formierten Kräftekonstellationen bereits gefestigt haben. Die bauliche Entwicklung nach den neu ausgehandelten formellen Regeln tritt

nochmals verzögert und in Abhängigkeit zu den ökonomischen Rahmenbedingungen ein.

Ausgangspunkt, die Blockaden und verhärteten Fronten in der Stadtentwicklungspolitik der Stadt Zürich aufzubrechen, war das Stadtforum, das 1996 vom damaligen Stadtpräsidenten Estermann konstituiert wurde. Es hatte zum Ziel, durch öffentliche Gespräche zwischen den involvierten Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ein gegenseitiges besseres Verständnis zu fördern. In zehn Gesprächsrunden wurden die Widersprüche und Konflikte rund um Zürich West aufgegriffen und Zukunftsfragen diskutiert. Zu den Akteuren des Stadtforums zählten Grundeigentümer, Unternehmen, die Stadt, der Kanton und die betroffene Bevölkerung. Das Stadtforum bildete einen entscheidenden Meilenstein in der Entwicklung von Zürich West, da ein Konsens über die städtebauliche Aufwertung des Quartiers gefunden werden konnte und man sich auf die Vorbereitung und Begleitung des Prozesses im Rahmen eines kooperativen Planungsverfahrens einigte.

Das ‚Kooperative Planungsverfahren‘ bestand aus zwei Phasen. In der ersten Phase fand eine Workshopserie mit drei Architektenteams statt, die zum Ziel hatte, mögliche Stadtideen und Visionen für Zürich West zu entwickeln. Keines der Projekte wurde schlussendlich weiterverfolgt (vgl. Eisinger 2007: 137f.). In der zweiten Phase wurde ein Freiraumkonzept zur Schaffung einer städtebaulichen Grundstruktur in Zusammenarbeit von Verwaltung und dem Büro Feddersen & Klostermann entwickelt. Zusätzlich fanden weitere Workshops statt, in denen die „großen Entwicklungslinien, aber auch Gebäudetypologien und Korngrößen der Industriearale als Identitäten und Freiraumpotenziale herausgearbeitet“ (Eisinger 2007: 142) wurden. Im Jahr 2000 wurden die Ziele im Entwicklungskonzept zusammengefasst. Darin wurde unter anderem beschrieben, dass das ehemalige Industriegebiet, das sich zu diesem Zeitpunkt bereits durch seine zentrale Lage, eine gute Verkehrserschließung und eine vielversprechende Nutzungsmischung auszeichnete, zu einem eigenständigen und attraktiven Stadtteil aufgewertet werden sollte. Das Gebiet sollte gemäß Entwicklungskonzept in einem

schrittweisen Transformationsprozess aus dem Bestehenden heraus entwickelt werden, um den attraktiven ‚Nutzungscocktail‘ zur Geltung zu bringen. Bei der Gestaltung der Architektur und den öffentlichen Räumen sollten städtebauliche Markenzeichen gesetzt werden. Außerdem wurde Nachhaltigkeit als Prinzip für alles Wirken festgelegt (vgl. Stadt Zürich 2009b: 2).

Über die Entwicklungsziele hinaus wurden zwölf ‚Städtebauliche Prinzipien‘ formuliert, die im Sinne eines gestalterischen Leitbildes die Entwicklung und Identität des neuen Stadtteils steuern sollten. Auch für Freiraum und Verkehr legte die kooperative Planung die wichtigen Eckpfeiler im Entwicklungskonzept fest.

Eine umfassende Interpretation der kooperativen Planung konnte sich im Planungsalltag jedoch nicht durchsetzen: Lediglich die Stadt und private Grundeigentümer traten als Akteure bei den weiteren Kooperationen auf. Diese Erkenntnis geht aus einer Dissertation hervor, in der sich Langhagen-Rohrbach (2003) unter anderem mit den Aspekten und Instrumenten der Raumplanung auseinandersetzt.

Um die Öffentlichkeit über die Veränderungen von Zürich West zu informieren, richtete die Stadt Zürich verschiedene Plattformen ein. Dazu gehörte das ‚Infocenter Zürich-West‘ an der Hardturmstraße, wo sich interessierte Bürgerinnen und Bürger über mehrere Jahre durch eine Dauerausstellung in Form von Informationstafeln und einem großen Modell über die aktuellen Entwicklungen im Quartier informieren konnten. Die Stadt bietet außerdem öffentliche Führungen durch die Entwicklungsgebiete an. Bei einem Rundgang durch das Quartier werden die Planungen und bereits entstandenen Projekte erläutert. Als weitere Angebote gibt es halbjährlich einen digitalen Newsletter und die Informationsveranstaltung ‚Dialog‘, bei der die Stadt über die neuesten Entwicklungen in Form einer Podiumsdiskussion informiert. Direkte Ansprechpartner finden die Bewohnerinnen und Bewohner Zürich Wests bei der Quartierkoordination, die Bürgerinnen und Bürger bei der Umsetzung ihrer Ideen unterstützt. Dadurch soll das Zusammenleben gestärkt und die Lebensqualität erhöht werden. Die Quartierkoordination verfolgt aktiv die Entwicklung in den Quartieren und beteiligt sich somit

an den Planungs- und Entwicklungsprozessen der Stadt Zürich (vgl. Stadt Zürich, Sozialdepartement 2015b).

Wie oben bereits erwähnt, wurden die Areale in Zürich West von der Kreativwirtschaft zwischengenutzt (s. S. 19). „Dass die Stadt Zürich der Kreativwirtschaftsbranche einen wichtigen Stellenwert einräumt und offensichtlich große ökonomische Hoffnungen in sie setzt, beweisen u. a. die drei seit 2005 veröffentlichten Kreativwirtschaftsberichte (...) der Stadt.“ (Dörry, Rosol 2011: 141). Zudem wurden in der Legislaturperiode 2010 – 2014 Bestrebungen unternommen, die Potenziale der Kreativwirtschaft vermehrt zu nutzen, um Zürichs Außenwirkung als Kultur- und Kreativstadt zu fördern. Hervorgegangen sind daraus u. a. Projekte wie die Eröffnung des Kulturareals Löwenbräu und die Umnutzung des Toni-Areals zum Hochschulstandort (Stadt Zürich, Stadtrat 2010: 9).

Es zeigt sich, dass

- politische Konflikte die Planungsprozesse beeinflussen,
- die Kooperation von privaten Arealbesitzern und der öffentlichen Hand eine zentrale Rolle spielt,
- die Öffentlichkeit auf unterschiedliche Weise einbezogen wird und
- Bestrebungen unternommen werden, um die Potenziale der Kreativwirtschaft verstärkt zu nutzen.

Neben diesen beiden Dimensionen -räumliche Transformation und Planungsprozesse- gibt es eine weitere, die sich mit der Frage befasst, wie die frei gewordenen Flächen und neu entstandenen Räume (um)genutzt und angeeignet werden.

1.5 Raum(um)nutzung

Für eine Auseinandersetzung mit den Prozessen der Innenentwicklung ist eine weitere Perspektive von Bedeutung: Die (Um)Nutzung und Aneignung von ‚Raum‘ durch lokale Akteure. Sie soll Aufschluss darüber geben, wie die -durch die Transformation ehemaliger Industrieariale- neu entstandenen Stadtteile

‚gelebt‘ und ‚belebt‘ werden. Hierzu liegen bislang wenig fundierte Forschungen vor.

Da wir Stadt von ihren ‚offenen‘ Räumen her erleben (vgl. Havemann, Selle 2010: 12), rücken öffentlich nutzbare Räume ins Zentrum des Interesses. Darunter verstehe ich „Orte, mit denen man etwas macht (de Certeau)“, also Orte, die durch Nutzung zu öffentlichen Räumen werden (ebd.).

Sie sind in mehrfacher Hinsicht von entscheidender Wichtigkeit:

Zunächst einmal entsteht mit ihnen eine wesentliche neue Qualität: die öffentliche Nutzbarkeit vormals unzugänglicher Gebiete. Durch die Umstrukturierung der ehemaligen Industrieareale sind die neu entstandenen Räume jedoch starken Veränderungen ausgesetzt: Sie wandeln sich von brachgefallenen Flächen zunächst oftmals zu Zwischennutzungen unterschiedlicher Art und Länge, bevor sie sich dann zu dem auf Dauer angelegten Gerüst öffentlich nutzbarer Räume verändern.

Ich verstehe Zwischennutzungen dabei ebenfalls als öffentlich nutzbare Räume, da sie keine in sich abgeschlossenen, sondern öffentliche Orte schaffen: „Die Bedeutung der entstehenden Räume und Programme liegt in ihrem zumeist öffentlichen Charakter, der für das städtische Leben und damit auch für Identität und Image der jeweiligen Stadt eine wesentliche Rolle spielt.“ (Oswalt et al. 2013: 13).

Öffentlich nutzbare Räume manifestieren sich also u. a. in ungenutzten Industriegebäuden und leerstehenden Gebäuden, die ursprünglich für das Industrieareal angelegt wurden und für die noch keine zukünftige Nutzung festgelegt ist: In „den offenen Räumen der Stadt, all jenen Gebieten, deren Zukunft für bestimmte oder unbestimmte Zeit unklar ist, die sich also in einem Zustand des ‚Nicht-Mehr‘ und ‚Noch-Nicht‘ befinden“ (ebd.: 15).

Durch Zwischennutzung -also durch „die Nutzung eines Areals für einen bestimmten Zeitraum unter sehr günstigen Miet- oder Pachtbedingungen“ (Baum 2008: 96)- werden die brachgefallenen Flächen und Areale immer öfter zum Handlungsort neuer Aktivitäten. Mit temporären Nutzungen unterschiedlichster Art

belegt und bespielt, stellen sie „Möglichkeitsräume“ (Siebel 2002: 39f.) dar, in denen sich neue Qualitäten entwickeln können.

Das Potenzial der Zwischennutzungen ist aus wissenschaftlicher und stadtplanerischer Sicht erkannt worden. Einen bedeutenden Beitrag zu diesem Thema leistet das Pionierwerk *zone*imaginaire* (Angst et al. 2010), das systematisch die Aktivitäten in zwischen-genutzten Industriearealen in Aarau, Winterthur und Zürich empirisch untersucht und zu dem Ergebnis gelangt, dass sich Zwischennutzungen auf die zukünftige Nutzung der Quartiere auswirken. Zwischennutzer stellen oft entscheidende Akteure im Prozess dar: Sie generieren neue Nutzungen, tragen zu einer Reduktion des Zeitdrucks und zur Adressbildung bei, tätigen Investitionen, beteiligen sich am Erhalt der Bausubstanz und ziehen weitere Nutzerinnen und Nutzer an (ebd.).

Auch in Zürich West richteten sich in den brachgefallenen Arealen Zwischennutzungen ein. Darunter waren kleine, finanzschwache Betriebe, Bars und Clubs, Künstlerateliers, Theater und sonstige Treffpunkte (vgl. Angst et al. 2010; Eisinger, Schmid 1999: 27). Das bis in die Mitte der neunziger Jahre in der städtischen Subkultur als ‚Geheimtipp‘ gehandelte Quartier gewann zunehmend an Bekanntheitsgrad und entwickelte sich zum ‚Trendquartier‘. Für die Entstehung dieses neuen Images waren die Zwischennutzungen von entscheidender Bedeutung.

Die öffentlich nutzbaren Räume sind jedoch in besonderer Weise der Transformation unterworfen. Sie können sich z. B. hinsichtlich ihrer Anzahl und Größe, ihrer Gestalt und Nutzung verändern. In diesen dynamischen Prozessen werden verschiedene Formen der Raumnutzung ermöglicht und praktiziert. Diese geben zugleich Auskunft über den Grad der Aneignung der Räume und über die Menschen, die sie nutzen. Letztere verändern sich mit den sich wandelnden Nutzungsangeboten. Müller et al. (2009) zeigen auf, dass für Zürich West eine Diversität unterschiedlicher Szenen und Nutzer charakteristisch ist, die kulturelle und soziale Vielfalt jedoch isoliert und einseitig in Erscheinung tritt. Obwohl sich in Zürich West alltäglich Geschäftsleute, Touristen, Zwischennutzer, Bewohnerinnen und Bewohner bewegen und das Quartier

durchmischt scheint, fehlen Vernetzungen weitestgehend (Müller et al. (2009).

Wie oben bereits erwähnt, werden im Zuge der Umstrukturierungen der Areale zudem öffentlich nutzbare Räume als dauerhaft angelegtes Gerüst der neu entstehenden Stadtteile konzipiert und produziert.

An diese Orte werden hohe Anforderungen gestellt: Sie sollen einerseits die einzelnen Areale miteinander verknüpfen, andererseits zu Orten werden, von denen Menschen Gebrauch machen. Öffentlich nutzbare Räume und kleinräumige Wegeverbindungen werden dadurch zur Basis für das städtische Leben. Wie Havemann und Selle (2010) aufzeigen, werden öffentliche Außenräume physisch durch räumliche und bauliche Grenzen definiert und gleichzeitig sozial geprägt, da „unterschiedlichste Nutzungsanforderungen (...) aufeinander“ treffen (ebd.). Dennoch garantieren gut gestaltete öffentliche Plätze, Parks und Promenaden nicht, dass sie auch tatsächlich ‚belebt‘ werden.

Auch die Stadt Zürich legt in der sich verdichtenden Bebauung Wert auf hochwertige Frei- und Grünräume. Diese sollen u. a. Möglichkeiten zur Erholung, Bewegung und Begegnung bieten und die Integration von verschiedenen Bevölkerungsgruppen und sozialen Schichten fördern (vgl. Grün Stadt Zürich 2006). Im Rahmen der ‚Kooperativen Planung‘ wurde ein Freiraumkonzept erstellt, aus dem hervorgeht, dass in Zürich West „identitätsstiftende“ Räume entstehen sollen (vgl. Stadt Zürich 2000). Inzwischen sind auf dieser Grundlage die Viadukt-Promenade, der Turbinenplatz, der Gleisbogen und der Limmatuferweg entstanden, zudem ist der Pfingstweidpark im Bau. Müller et al. (2009) stellen dar, dass die öffentlich nutzbaren Räume in Zürich West von Nutzerinnen und Nutzern nicht zusammenhängend, sondern als unabhängige Einzelräume wahrgenommen werden, die von einem zielgerichteten und transitorischen Aufenthalt geprägt sind.

Zusammengefasst bedeutet das für die vorliegende Arbeit: In Bezug auf die Raum(um)nutzung ist das Augenmerk zu richten auf

1. neu entstandene öffentliche Räume und die daraus hervorgehenden Qualitäten für das Umstrukturierungsgebiet,
2. die Transformation der Räume und die damit einhergehenden Veränderungen von Nutzerinnen und Nutzern,
3. die verschiedenen Formen der Raumnutzung und –aneignung in temporären und dauerhaft angelegten öffentlich nutzbaren Räumen.

Aus diesen Überlegungen zur räumlichen Transformation (1.3), zu Planungsprozessen (1.4) und zur Raum(um)nutzung (1.5) können Forschungsziel und leitende Fragestellungen abgeleitet werden.

1.6 Untersuchungsgegenstand, Ziel und Forschungsfragen

Die Transformation innerstädtischer Brachflächen zu neuen Stadtteilen ist vielschichtig und dynamisch. Ihr Verlauf wurde bislang nur wenig erforscht. Mit der vorliegenden Arbeit soll ein Beitrag zur Minderung dieses Forschungsdefizits geleistet werden. Dazu soll am Beispiel der Transformation Zürich West nachvollzogen und dargestellt werden, wie derartige Veränderungsprozesse verlaufen. Zur ihrer Abbildung werden -in Anlehnung an Henri Lefebvres Theorie der Raumproduktion- drei Dimensionen in den Blick genommen:

- Räumliche Transformation,
- Planungsprozesse,
- Raum(um)nutzung und –aneignung durch lokale Akteure.

Obwohl sich diese drei Ebenen zur Analyse und Beschreibung trennen lassen, stehen ihre Verläufe im Zusammenhang (vgl. 1.2). Ziel der vorliegenden Arbeit ist es daher einen Beitrag zum Verständnis der *Zusammenhänge* zwischen den Dimensionen, also der räumlichen Transformation, der Planungsprozesse und der Raum(um)nutzung, zu leisten. Daraus sollen Ansätze zur Übertragbarkeit der Zürcher Erfahrungen mit den Verläufen der Umstrukturierung innerstädtischer Brachflächen für die zukünftige Entwicklung von Zürich West und weitere vergleichbare Entwicklungsgebiete gewonnen werden.

Aus dem zuvor dargestellten Stand der Diskussion (vgl. 1.3 – 1.5) ergeben sich Fragen, denen -diesem Ziel folgend- nachzugehen ist:

a) Wie hat sich Zürich West räumlich entwickelt?

- *Wie verlief der Prozess des Brachfallens und wie konnte das ehemalige Industriegebiet umstrukturiert werden? Wie veränderte sich das städtebauliche Erscheinungsbild des Gebietes? Inwiefern erfolgt eine Aufwertung des Gebietes durch einzelne Projekte? Wie gestaltet sich die Entstehung auf Dauer angelegter öffentlich nutzbarer Räume?*

- *Inwieweit kann Nutzungsmischung für die Wiedernutzung brachgefallener Areale realisiert werden? Wie fördern oder beeinträchtigen private und wirtschaftliche Interessen die Umsetzung öffentlichkeitsbezogener Nutzungen und Räume?*

- *Welche Chancen und Probleme ergeben sich aus der Entwicklung aus dem Bestand? Welche Schwächen und Stärken folgen aus der etappenweisen Umstrukturierung? Inwieweit lässt sich ein solches Gebiet im ‚großen Ganzen‘ entwickeln?*

- *Wie nehmen planungsrechtliche Vorgaben Einfluss auf räumliche Veränderungen? Was kann und darf die öffentliche Hand auf privaten Grundstücken bewirken?*

b) Wie wurde Zürich West geplant?

- *Wie verlief der Prozess zur Entwicklung einer Vision für die Umstrukturierung des ehemaligen Industriegebietes? Inwiefern beeinflussen politische Rahmenbedingungen Planung und Umsetzung?*

- *Welche Steuerungsinstrumente wurden von öffentlichen Akteuren eingesetzt? Welche Rolle spielen dabei formelle Planungsgrundlagen und informelle Vereinbarungen? Welchen Einfluss haben Akteurswechsel auf die Planungen?*

- *Welche Rolle spielt die Beteiligung der Öffentlichkeit an den Planungen? Wie wird die Öffentlichkeit ‚von oben nach unten‘ an den Prozessen beteiligt? Welche Netzwerke und Engagements entstehen ‚von unten nach oben‘?*

- Inwieweit wurde die Kreativwirtschaft als mögliche Impulsgeberin der Stadtentwicklung in die Planung einbezogen? Wie nehmen Belange von Zwischennutzungen Einfluss auf die Planung und Umstrukturierung?

c) Wie wurden die Räume (um)genutzt?

- Welche Formen der Raum(um)nutzung lassen sich in Zürich West identifizieren? Inwiefern ist die Entstehung öffentlich nutzbarer Räume Teil des Umnutzungsprozesses? Wie fördern oder beeinträchtigen sie das ‚Beleben‘ des sich wandelnden Stadtteils?

- Wie verändern sich Nutzungen mit dem Wandel des Gebietes? Lässt sich ein Nebeneinander ‚starker‘ und ‚schwacher‘ Nutzungen erhalten? Wer sind die lokalen Akteure und was begründet ihre Standortwahl? Wie verändern sich Nutzerinnen und Nutzer mit dem Wandel des Gebietes?

- Wie gestaltet sich heute die Nutzung öffentlicher Außenräume? Welche Räume werden wann, wie und von wem genutzt?

Um der Mehrdimensionalität des Gegenstandes ‚Transformation‘ gerecht zu werden, ist ein vielschichtiger methodischer Aufbau dieser Arbeit notwendig. Dieser wird im Folgenden erläutert.

1.7 Methodisches Design

Im vorherigen Unterkapitel wurden Forschungsziel und Forschungsfragen formuliert, die auf der Basis der davor beschriebenen Ausgangsbetrachtungen entwickelt wurden (vgl. 1.2 – 1.5). Die Forschungsfragen werden anhand unterschiedlicher Methoden beantwortet. Um dem Zugang zum Thema entlang der drei Lefebvreschen Dimensionen gerecht zu werden, habe ich einen Methodenmix gewählt, der sich aus klassischen, erprobten und experimentellen Methoden zusammensetzt. Sie werden der logischen Abfolge der Kapitel entsprechend vorgestellt (s. Abbildung 1, S. 15).

Die Einarbeitung in die Thematik und eine erste Analyse fand anhand einer umfassenden Quellen- und Dokumentenrecherche

statt (1.7.1). Die Aufarbeitung der städtebaulichen Entwicklung des Quartiers erfolgte anhand des Mappings, das die Analyse und Aufbereitung von Karten- und Fotomaterial beinhaltet (1.7.2). Anschließend wurden leitfadengestützte Experteninterviews mit Schlüsselakteuren durchgeführt (1.7.3). Während die Quellen- und Dokumentenanalyse sich auf alle drei empirischen Teile bezog, dienten die Experteninterviews der Analyse der Planungsprozesse. Narrative Interviews mit Zeitzeugen bildeten die methodische Grundlage für die Untersuchung der Raum(um)nutzung und Aneignung durch lokale Akteure (1.7.4). Die klassische ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung und das Erproben der Methode Mapping von Alltagsräumen (1.7.5) ergänzten diese Analyse. Zur Darstellung der Veränderungen der Nutzung öffentlicher Räume und dem Wandel von Nutzerinnen und Nutzern verwende ich die Methode der Vignetten (1.7.6). Abschließend wurde die Synthese als Methode der Erkenntnisgewinnung angewandt, um die relevanten Forschungsergebnisse unter Berücksichtigung der erkenntnisleitenden Ziele und Fragestellungen zusammenzuführen (1.7.7).

1.7.1 Quellen- und Dokumentenanalyse

Eine umfassende Quellen- und Dokumentenanalyse diente als Arbeitsgrundlage für die weiteren empirischen Untersuchungen. Ich führte sie anhand von Dokumentationen der Stadt Zürich und Quellen städtischer Archive durch. Es fiel auf, dass es eine Fülle an Dokumenten aus den Jahren 1996 – 2001 gibt, in denen insbesondere die städtischen Planungen wie Stadtforum und Entwicklungsplanung beschrieben sind, während es zu den anfänglichen Entwicklungen und der letzten Dekade nur wenige Dokumente gibt. Da die dynamische Entstehung des neuen Stadtteils auf der ehemaligen Industriebrache in den Medien ein beachtliches Echo ausgelöst hat, erweiterten zeitgenössische Publikationen aus der Tagespresse und Fachzeitschriften das Recherchematerial.

Auch von wissenschaftlicher Seite wurden die Veränderungen rund um Zürich West mit großem Interesse verfolgt und breit

diskutiert. Die meisten Untersuchungen beschränken sich allerdings auf einzelne Projekte oder Aspekte der Entwicklungen. Veröffentlichungen sind vor allem in Form von Artikeln oder Broschüren zu finden. Eine umfassende Studie ist die im Jahr 2003 unter der Betreuung von Christian Schmid verfasste Diplomarbeit von Eberle „Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus regulationstheoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West.“. Sie war insbesondere hinsichtlich politischer Rahmenbedingungen und Planungen in den 90er-Jahren für die vorliegende Arbeit von Interesse.

Anhand der Quellen- und Dokumentenanalyse konnten insbesondere die Planungsgeschichte von Zürich West und die Stadtentwicklung aufgearbeitet und einer ersten Analyse unterzogen werden. Zudem konnte ich durch diesen Untersuchungsschritt die an Planungs- und Entwicklungsprozessen involvierten Akteure bestimmen und eine Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner treffen. Darüber hinaus stellte ich ‚Lücken‘ in der Planungs- und Baugeschichte des Quartiers fest. So war insbesondere die Entwicklung der Zwischennutzungen wenig nachzuvollziehen, da es dazu kaum Literatur gibt. Auch die aktuellen Planungsprozesse sind wenig umfassend dokumentiert (s. o.). Diese Identifikation der ‚Lücken‘ bildete eine wesentliche Grundlage für die Erstellung der Leitfäden, die bei den Interviews zur Anwendung kamen (s. 1.7.3 und 1.7.4).

Die Ergebnisse der Quellen- und Dokumentenanalyse flossen u. a. in eine von mir so bezeichnete ‚Zeitschiene‘ ein (s. Abbildung 224, S. 318). Dieses Produkt basiert auf dem methodischen Ansatz des Mappings, auf das ich im Weiteren eingehe.

1.7.2 Mapping

Mapping ist ein heuristisches Instrument der qualitativen Analyse, das durch die gezielte Verwendung statistischer Daten geschärft wird und die Identifizierung und Darstellung komplexer Phänomene ermöglicht. Die im ETH Studio Basel entwickelte Methode des Mappings setzte ich ein, um anhand von kartographischen Darstellungen und Piktogrammen die gewonnenen

Erkenntnisse darzustellen und grafisch zugänglich zu machen (vgl. Diener et al. 2006). Das Mapping ermöglicht ein Verständnis der Transformationen als mehrschichtiges Phänomen. Durch die visuelle Repräsentation können neue Zusammenhänge und Erkenntnisse gewonnen werden, da erst durch das Mapping als angewandte Methode und analytisches Instrument die Interpretation der komplexen Prozesse möglich wird.

Da in dieser Arbeit die Veränderungsprozesse über einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren erforscht wurden, musste der Faktor Zeit in die Analyse einfließen. So wurden die städtebaulichen Transformationen mittels Karten- und Bildmaterial repräsentiert, wobei diese den Stand der Entwicklung zu einem spezifischen Zeitpunkt dokumentieren. Grundlage für dieses Vorgehen war bestehendes lokales Karten- und Bildmaterial, das ich im Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich und über das Geoinformationssystem (GIS) des Kantons Zürich recherchieren und nach Bedarf anpassen konnte. Durch das Aufzeigen der baulichen Veränderungen mittels Karten und Luftbildern werden die Faktoren Raum und Zeit ablesbar (s. Kapitel 2).

Darüber hinaus werden die Planungsprozesse in einem von mir entwickelten ‚Brüchediagramm‘ (s. Abbildung 204, S. 221) aufgezeigt. Dieses Diagramm visualisiert nicht nur die durch die Interviews gewonnenen Erkenntnisse, sondern ermöglichte mir, Zusammenhänge zwischen den einzelnen Planungsprozessen darzustellen.

Zudem erstellte ich unter Anwendung dieser Methode ‚Interaktionskarten‘, die aus der Analyse der Raum(um)nutzung hervorgehen. Diese graphische Darstellung der Erkenntnisse ermöglichte mir einen Vergleich der Raumnutzung zu unterschiedlichen Zeitpunkten (s. Kapitel 4).

Schließlich entwickelte ich ausgehend von der Quellen- und Dokumentenanalyse eine ‚Zeitschiene‘, die ich laufend um die neu gewonnenen Erkenntnisse ergänzte (s. Abbildung 224, S. 318). Sie bildet eine Gesamtübersicht über alle drei Dimensionen der Transformationen von Zürich West. Diese Zeitschiene, aus der städtebauliche Entwicklungen, Planungsprozesse und die Veränderung der Raumnutzung abzulesen sind, bildet eine wesentliche Grundlage für die abschließende Synthese. Sie

ermöglicht mir, Zusammenhänge zwischen den analytisch getrennten Dimensionen zu erfassen (s. 1.7.7).

1.7.3 Experteninterviews mit Schlüsselakteuren

Die Planungsprozesse untersuchte ich anhand von leitfadengestützten Experteninterviews.

Im Unterschied zu anderen Formen des offenen Interviews bildet bei Experteninterviews nicht die Gesamtperson den Gegenstand der Analyse, also die Person mit ihren Orientierungen und Einstellungen im Kontext des individuellen oder kollektiven Lebenszusammenhangs, vielmehr stellt der befragte Experte einen *Faktor* im thematischen Kontext und Zusammenhang dar, der mit dem Lebenszusammenhang der darin agierenden Personen gerade nicht identisch ist (vgl. Meuser, Nagel 1991: 442). Da Zürich West in Kooperation vieler Partizipanten entwickelt wurde, kann die Auswahl der Schlüsselakteure nicht ausschließlich an die Berufsrolle gekoppelt werden.¹³ Die zuvor durchgeführte Quellen- und Dokumentenanalyse ermöglichte mir, entscheidende Schlüsselakteure zu identifizieren, wobei ich als Experten alle aktiv am Transformationsprozess Beteiligten definierte. Dazu gehören a) die Planungsverwaltung, b) externe Planer und Fachexperten, c) Vertreter aus der Politik und d) Grundeigentümer und Investoren.

Ich wählte zunächst 15 Vertreterinnen und Vertreter dieser Akteursgruppen aus und führte mit ihnen Interviews von je ca. 60 Minuten Dauer. Die Interviews, die in zwei Staffeln stattfanden, wurden mit dem Einverständnis der Interviewpartnerinnen und -partner aufgezeichnet. Da ich nach der Gesamtauswertung eine Wissenslücke in Bezug auf die Verwendung von Planungsinstrumenten feststellte, ergänzte ich die Zahl der Interviews um ein weiteres, so dass schließlich 16 Interviews durchgeführt wurden.

Bei den Interviews handelt es sich um offene, durch einen Leitfaden strukturierte Gespräche. Dabei ist grundlegend, dass der

¹³ Vgl. zum Wandel des Expertenstatus: Meuser, Nagel (2009).

oder dem Interviewten nicht ein externes Relevanzverständnis aufoktroziert wird, sondern die Befragten ihre eigenen Relevanzen entfalten und formulieren können. Es ist daher hilfreich, eine möglichst vertraute Kommunikationssituation zu schaffen, in der ein quasi normales, alltägliches Gespräch geführt wird.¹⁴

Die Vorteile des Einsatzes dieser qualitativen Methode liegen zudem darin, dass ein leitfadengestütztes Experteninterview dem thematisch begrenzten Interesse der Forscherin und dem Expertenstatus der befragten Person gerecht wird (vgl. Mandercheid 2004: 166). Dem Leitfaden kommt dabei eine starke Steuerungsfunktion zu, da die Bandbreite der relevanten Informationen eingeschränkt und unergiebig Themen ausgeschlossen werden können. Der Leitfaden -aus den drei Themenblöcken 1) Planungsprozess / Akteure / Kooperation, 2) Städtebauliche Entwicklung und 3) Öffentlicher Raum bestehend- wurde nach der Zwischenauswertung der ersten Interviewstaffel leicht revidiert. Beide Leitfäden sind im Anhang einzusehen (s. Anhang B.1 und B.2).

Zur Analyse von qualitativen Interviews stehen eine Reihe von Auswertungstechniken zur Verfügung (vgl. Schmidt 2010: 447). Ich habe als nicht-standardisiertes Verfahren die von Meuser und Nagel vorgeschlagene interpretative Auswertungsstrategie gewählt (vgl. Meuser, Nagel 2005: 71ff.), bei der die Interviewdaten in mehreren Schritten ausgewertet werden (vgl. Bogner et al. 2009: 56f.). In einem ersten Schritt erfolgte die Transkription des aufgezeichneten Interviewmaterials, die notwendig ist, um durch die entstehenden Texte den Untersuchungsgegenstand als empirisches Material interpretativen Prozeduren zugänglich zu machen (vgl. Flick 2009: 193ff). Obwohl Meuser und Nagel empfehlen, bei der Transkription und Auswertung zur Erforschung des Kontextwissens von Experten selektiv vorzugehen, überführte ich die Aufnahmen (fast) vollständig in Textform – nicht zuletzt, weil ich eine Herausforderung darin sah, allein durch das Hören relevante von irrelevanten Passagen zu unterscheiden. Als nächsten Schritt paraphrasierte ich die Transkriptionen, wodurch thematische Einheiten entstanden,

¹⁴ Weiterführende Literatur zur Art der Gesprächsführung vgl. Pfadenhauer (2009).

welche die Grundlage für den dritten Schritt, das ‚Codieren‘, bildeten. Den einzelnen Einheiten ordnete ich Codes zu, die als thematische Überschrift auf den Inhalt des jeweiligen Textabschnittes verweisen. Diese Vorgehensweise ermöglichte mir, im folgenden Schritt über die einzelnen Intervieweinheiten hinauszugehen und vergleichbare Textpassagen aus diversen Interviews zu bündeln (dies geschah in der Zwischenauswertung mit der Hälfte der Interviews und nach der zweiten Staffel über ihre Gesamtzahl).

Dieser Schritt des ‚thematischen Vergleichs‘ ist aus zwei Gründen bei der Auswertung entscheidend: Hier findet nicht nur eine Verdichtung und Strukturierung des Materials statt, sondern auch ein erster Vergleich der Inhalte. Ich entschied mich, die nach Codes gebündelten Textabschnitte in vier vergleichende Kategorien einzuordnen und sortierte sie nach Übereinstimmungen, Kontroversen, Einzelthemen (darunter verstehe ich Themen, die aus den Interviews hervorgehen, aber von den leitenden Forschungsfragen abweichen) und Blindfeldern.

Von besonderem Interesse waren die Blindfelder und Kontroversen. So stellte ich bei der Zwischenauswertung fest, dass Interviewpartnerinnen und -partner wiederholt auf bestimmte Aspekte der Prozesse verwiesen, wie z. B. die Ausgangslage der Entwicklungen, und konnte diesen Aspekt in den revidierten Leitfaden aufnehmen. Zudem ermöglichte mir die Identifikation von Kontroversen, in der zweiten Staffel diskrepante Themen zu hinterfragen und zu klären.

Im darauf folgenden Schritt ‚Konzeptualisierung‘ löste ich mich von den Interviewtexten und Terminologien der Interviewten. Aus den Codes ließen sich vier sinnzusammenhängende Erzählstränge ableiten, die mich zur Identifikation der unterschiedlichen Planungsprozesse führten (s. Kapitel 3).

Die Darstellung der gewonnenen Ergebnisse geschah in einem abschließenden Schritt durch den Schreibprozess. Es ist festzuhalten, dass sich die ‚Generalisierung‘ der Daten in erster Linie auf das vorliegende Fallbeispiel bezieht.

1.7.4 Narrative Interviews mit Zeitzeugen

Um zu verstehen, wie sich die Transformationen auf die Entwicklung und Veränderung der Raumnutzung auswirken, wurden Zeitzeugen befragt, die aktiv am Aneignungsprozess involviert waren oder sind. Ich wählte dazu die Methode des narrativen Interviews, das in den siebziger Jahren vom Soziologen Fritz Schütze entwickelt wurde (vgl. Küsters 2009).

Das narrative Interview wird nicht, wie die Experteninterviews (s. 1.7.3), durch einen Leitfaden gesteuert. Es ist aber auch kein völlig offenes Interview, da seine Strukturierung durch eine vorbereitete Eingangsfrage gelenkt wird. Diese Eingangsfrage entwickelte ich aus der leitenden Forschungsfrage und bat die Zeitzeugen, ihren Alltag (zu einem spezifischen Zeitpunkt) in Zürich West zu beschreiben. Laut Flick dient die Eröffnungsfrage nicht allein dazu, eine Erzählung zu stimulieren, sondern eine Erzählung über einen bestimmten thematischen Bereich und zeitlichen Ausschnitt aus der Biographie zu erzielen (vgl. Flick 2009: 122).

Ein weiteres wesentliches Merkmal des narrativen Interviews ist die Imitation einer alltäglichen Kommunikationssituation, bei der das Rederecht allerdings asymmetrisch verteilt ist. Der Interviewer beschränkt sich auf die Rolle des aufmerksamen, aber thematisch nicht intervenierenden Zuhörers (vgl. Küsters 2009). Ich stellte nach wenigen Interviews fest, dass es den Zeitzeugen schwer fiel, aus dieser bevorzugten Rolle zu berichten – sie schienen regelrecht auf weitere Fragen zu warten. Durch ihre Unterbrechungen war ich schier gezwungen, den Dialog aufzunehmen und sie durch weitere Fragen zu lenken. Ich entwickelte daraufhin einen Leitfaden, den ich jedoch nicht standardmäßig oder in einer bestimmten Reihenfolge verwendete, sondern flexibel handhabte (s. Anhang C). Der Leitfaden diente mir als Interviewerin dazu, die Zeitzeugen zum Erzählen zu bewegen, ihren Erzählfluss nicht abreißen zu lassen und die Erzählung auf das relevante Thema zu fokussieren.

Die Auswahl der Zeitzeugen erwies sich wesentlich schwieriger als die der Experten. Während aktuelle Zeitzeugen zu einem großen Teil über das Internet recherchiert werden konnten, gab es -insbesondere zu den Anfang der 90er-Jahre aktiven und nicht

mehr im Quartier ansässigen Zeitzeugen- keinen direkten Zugang. Eine Vielzahl der Zeitzeugen konnte ich erst durch die anfänglichen Interviews oder Gespräche mit in der Kreativwirtschaft tätigen Kollegen identifizieren.

Bei den Zeitzeugen handelt es sich um Nutzerinnen und Nutzer von Zürich West. Diese lassen sich in die vier Akteursgruppen a) Quartierbevölkerung, b) Vereine / Gruppierungen, c) ehemalige Pioniere und d) aktuelle Zwischennutzer gliedern. Dazu gehören neben urbanen ‚Trendsettern‘ wie Betreibern verschiedener Cafés und Clubs, Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers wie z. B. die KraftWerk1-Pioniere, aber auch Vertreter von Quartier- und Eigentümerversuchen. Insbesondere die Zwischennutzerinnen und -nutzer stellen eine wichtige Gruppe der Zeitzeugen dar.

Es wurden insgesamt 25 Interviews mit einer Dauer von je ca. 60 Minuten geführt und mit dem Einverständnis der Interviewpartnerinnen und -partner aufgezeichnet.

Zehn dieser Interviews wurden von Studierenden im Rahmen des -unter meiner Mitwirkung veranstalteten- Wahlfachseminars Soziologie im HS 2013 der Dozentur Soziologie des D-Arch, ETH Zürich geführt. Ich bedanke mich bei Christian Schmid, dass mir die Audio-Aufnahmen zur Verfügung gestellt wurden und ich dieses an der ETH gewonnene Material bei der Auswertung der Interviews berücksichtigen durfte.

Ihre Auswertung erfolgte nach einem ähnlichen Schema wie bei den Experteninterviews (vgl. 1.7.3). Während ich diese überwiegend vollumfänglich transkribierte, beschränkte ich mich bei den narrativen Interviews auf eine selektive Transkription, die es mir erlaubte, bereits im ersten Auswertungsschritt die Fülle an Material zu verdichten. Eine Paraphrasierung schien an dieser Stelle redundant, weshalb ich direkt zur Codierung überging und im Anschluss vergleichbare Textpassagen bündelte.

Da die Befragten aus subjektiver Sicht berichten, beschränken sich ihre Erzählungen auf die von ihnen wahrgenommene Realität. Sie zeigen exemplarisch für einen spezifischen Zeitpunkt auf, wie sich die Nutzung der öffentlichen Räume verändert und Nutzende sich dabei mit wandeln.

1.7.5 Teilnehmende Beobachtung und Mapping von Alltagsräumen

Eine klassische ethnographische Methode ist die teilnehmende Beobachtung, also die Beobachtung und Teilnahme der Raumnutzung diverser Akteure an einem spezifischen Ort, die einen weitreichenden Einblick in deren Verhalten ermöglicht. Teilnehmende Beobachtung ist eine Feldstrategie, die gleichzeitig Dokumentenanalyse, Interviews mit Interviewpartnern und Informanten, direkte Teilnahme und Beobachtung sowie Introspektion kombiniert. Das Eintauchen des Forschenden in das zu untersuchende Feld, die Beobachtung aus der teilnehmenden Perspektive, aber auch der eigene Einfluss auf das Beobachtete sind wesentliche Kennzeichen dieser Methode (vgl. Beer 2003; Lüders 2009).

Im Unterschied zum statischen Beobachten -wie bei der teilnehmenden Beobachtung in der Regel der Fall- gibt es auch methodische Ansätze zum „Sich-Bewegen“ im urbanen Raum (Wildner 2003). Das Gehen ist eine der wichtigsten Methoden, um sich einer Stadt und den Realitäten der dort lebenden Leute anzunähern. Bei diesen Wahrnehmungsspaziergängen werden Eindrücke gesammelt, anhand derer ein dichtes und lebendiges Bild des Raumes erstellt werden kann.

Die Dozentur Soziologie, Departement Architektur der ETH Zürich, führte im Herbst 2013 unter der Leitung von Christian Schmid und unter Mitwirkung von Philipp Klaus und mir das Forschungsseminar *Freiräume und Alltagsperspektiven in Zürich West* mit Masterstudentinnen und -studenten durch, das die Nutzung von Freiräumen behandelte.

Hieraus gingen wesentliche Impulse für die vorliegende Arbeit hervor: Die in diesem Seminar gewonnenen und bislang unveröffentlichten Ergebnisse wurden von mir ausgewertet und ergänzt 1. die aus den narrativen Interviews gewonnenen Resultate (s. o.) und 2. die Erkenntnisse zur heutigen Raumnutzung. Die Ergebnisse stelle ich in den von mir erstellten ‚Interaktionskarten‘ dar (vgl. Kap. 4).

Die Studierenden näherten sich der Frage nach der Raumnutzung mittels Wahrnehmungsspaziergängen und Kurzinterviews. Für

die Wahrnehmungsspaziergänge erarbeiteten die oben genannten Dozierenden die Methodik ‚Mapping von Alltagsräumen‘ (vgl. zur Methode Mapping 1.7.2) – sie bildet eine Kombination von teilnehmender Beobachtung durch das Sich-Bewegen im Raum und dem Festhalten der Eindrücke anhand von kartographischen Darstellungen.

Die folgende Darstellung veranschaulicht den Forschungsperimeter und die -der Zahl der Studierenden entsprechenden- Teilräume:

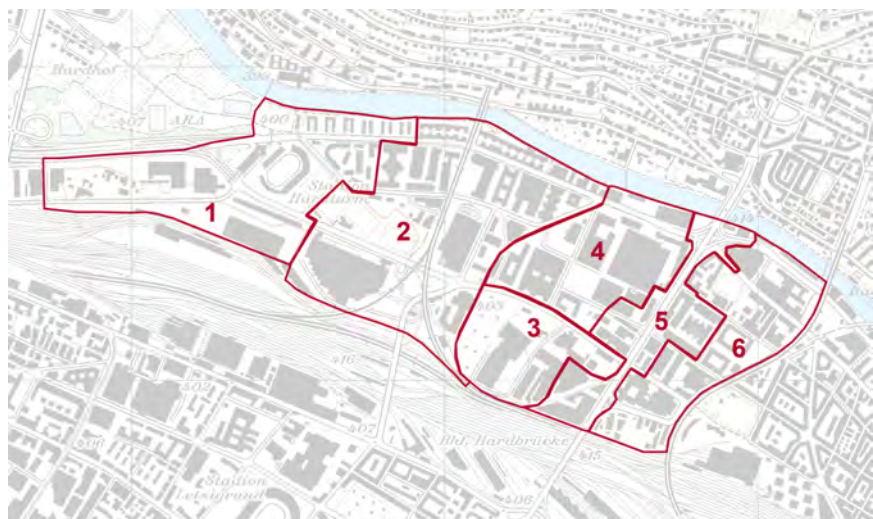


Abbildung 10: Untersuchungsperimeter und Teilräume

(Eigene Zeichnung auf Kartengrundlage GIS-ZH, Kanton Zürich, Zugriff 05.09.2013)

Die Studierenden führten zu drei verschiedenen Zeitpunkten Wahrnehmungsspaziergänge durch:

- wochentags (montags – mittwochs) zur Rushhour zwischen 16:00 und 17:00h,
- am Wochenende (samstags) mittags zwischen 14:00 und 15:00h
- abends/nachts (donnerstags – samstags) zwischen 23:00 und 2:00h.

Sie untersuchten dabei die soziale Dichte, Interaktionsintensität und Art der Interaktion im öffentlich nutzbaren (Außen)Raum, nachdem die Messwerte der Interaktion:

kein Austausch – mittlerer Austausch – hoher Austausch

bzw. der sozialen Dichte:

wenig – mittel – voll

vorher definiert worden waren und die Studierenden ihre Wahrnehmung auf einer festgelegten Route ‚eichten‘ (s. Abbildung 11).

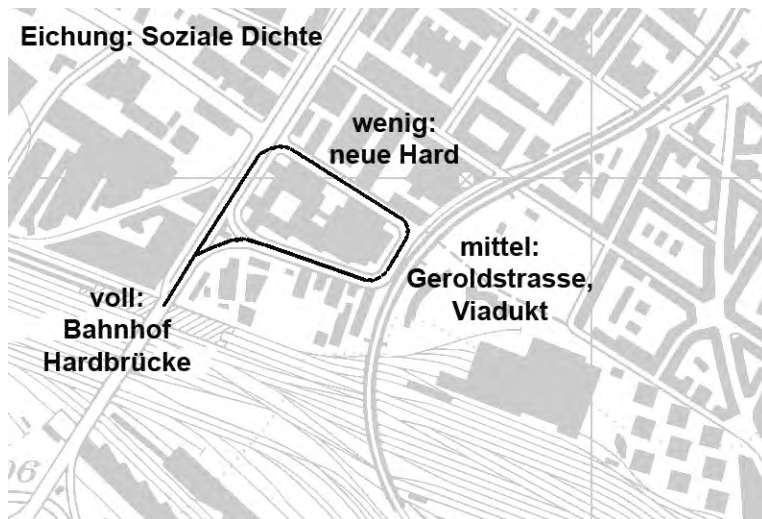


Abbildung 11: Eichung: Soziale Dichte

(Eigene Zeichnung auf Kartengrundlage GIS-ZH, Kanton Zürich, Zugriff 05.09.2013, überlagert mit Luftbild google maps, Zugriff am 05.09.2013)

Die Studierenden trugen ihre Erkenntnisse in Karten und Tabellen ein, welche die identifizierten ‚Räume‘ zu einem bestimmten Zeitpunkt vorerst skizzenhaft repräsentierten.

Das gewonnene Material wertete ich über den gesamten Forschungsperimeter aus und hielt die Ergebnisse in den sogenannten ‚Interaktionskarten‘ fest. Dieses Vorgehen entspricht der in Abschnitt 1.7.2 vorgestellten Methode des Mappings.

1.7.6 Vignetten

Bei der Anwendung der ethnographischen Methode der Vignetten stütze ich mich auf Söderström (2000) und Silberberger (2011). Anhand von Vignetten werden beobachtete Situationen oder Selektionen der Beobachtungen rekonstruiert und in einer

verdichteten Beschreibung wiedergegeben – ohne den Anspruch zu erheben, dass die Wiedergabe der Beobachtungen „objektiv“ ist (Van Wezemaal 2011: 167). Die Vignette spiegelt eine reale Situation wider, kann aber eine Bündelung vielfältig erlebter Bestandteile beinhalten. Das heißt, aus unterschiedlichen Beobachtungen wird eine Vignette konstruiert und eine Situation beschrieben, die nicht exakt in dieser Form stattfand, aber so hätte stattfinden können. Diese beabsichtigte ‚Wirklichkeitskonstruktion‘ ermöglicht eine Anonymisierung von agierenden oder berichtenden Personen – in diesem Fall die der Zeitzeugen.

Die Vignetten gebrauche ich, um Alltagsperspektiven der Zeitzeugen darzustellen, die exemplarisch für die Raumnutzung im Quartier zu einem spezifischen Zeitpunkt stehen. Da die meisten beschriebenen Situationen in der Vergangenheit liegen, beruhen sie nicht auf eigenen Beobachtungen, wie es die Definition nach Söderström und Silberberger nahelegt.

Sie basieren auf den in den narrativen Interviews mit Zeitzeugen gewonnenen Ergebnissen, in denen die Befragten aus subjektiver Sicht über ihren Alltag im Quartier berichteten. Lediglich bei der *Vignette V: Ein Besuch im Stadiongarten* konnte ich auf eigene Feldnotizen und Eindrücke zurückgreifen. Die Konstruktion der hier erstellten Vignetten ist daher eine Rekonstruktion von Eindrücken und Bildern, die ich als Autorin aus dem in den Interviews Gehörten gewonnen habe.

Die Konstruktion einer Vignette ist dabei keine Transkription der Interviewaufnahme oder eine originalgetreue Wiedergabe des Gehörten (vgl. Silberberger 2011: 30). Es ist vielmehr ein Prozess des Interpretierens, des Vervollständigen eines Bildes, das sich aus einzelnen Fragmenten zusammensetzt und auf den Schilderungen der Zeitzeugen beruht. Dieser Prozess erfordert Phantasie, mithilfe derer ich mich in vergangene Situationen zurückversetzte. Erst durch das Konstruieren der Vignetten erfolgt ein tieferes Verständnis der Aneignungsprozesse, die in Zürich West stattfanden. Die Vignetten beschreiben eine Zeitreise durch das Quartier, anhand derer die Entwicklung der Raum(um)nutzung und -aneignung über den untersuchten Zeitraum von 25 Jahren nachzuvollziehen ist.

Ich habe mich bei der Konstruktion der Vignetten bewusst für die Form der *Short Story* entschieden, die sich u. a. dadurch auszeichnet, dass sich das Erzählte auf eine exemplarische Situation, ein Bild oder eine Momentaufnahme reduziert, durch die Verwendung von Metaphern oder Leitmotiven aber auf komplexere Probleme verweist. Ein sofortiger Einstieg in die Handlung und ein offener Schluss veranlassen die Leserinnen und Leser und mich als Autorin dazu, zu erkennen, was zwischen den Zeilen zum Ausdruck kommt und über das Geschehen nachzudenken. Beabsichtigt wird damit ein ‚Aufwecken‘ der Lesenden. Auch dies ist ein wesentliches Merkmal der Short Story (vgl. Bendl et al. 2000: 85).

Wie aufgezeigt sind die Vignetten kein Abbild realer Ereignisse oder eine Wiedergabe von Interviewzitate – sie beschreiben jeweils ein Alltagsereignis, in das ich mich bei der Konstruktion der Vignetten hineinversetzte und das ich aus der Ich-Perspektive schildere. Das Recherchieren von Bildmaterial ermöglichte es mir, die in der Zeitreise aufgesuchten Orte zu illustrieren (vgl. 1.7.2).

1.7.7 Synthese

Durch die Synthese als Methode zum Erkenntnisgewinn werden die relevanten Forschungsergebnisse unter Berücksichtigung der erkenntnisleitenden Ziele und Fragestellungen zusammengefasst.

Wie im Unterkapitel 1.6 erläutert, ist es das Ziel dieser Arbeit, die Transformationen am Beispiel des aktuellen Entwicklungsgebietes Zürich West zu beschreiben, um Zusammenhänge zwischen räumlichen, planerischen und funktionalen Entwicklungen aufzuzeigen. Die Veränderungsprozesse werden anhand der in den vorherigen Abschnitten beschriebenen Methoden untersucht.

Die gewonnenen Erkenntnisse zu den drei untersuchten Dimensionen werden in diesem abschließenden Schritt zueinander in Beziehung gestellt und anhand einer ‚Zeitschiene‘ veranschaulicht. Abschließend werden aus den empirischen Befunden Ansätze mit Aussagen für weitere vergleichbare Planungsaufgaben generiert.

Nachdem im ersten Kapitel dieser Arbeit in das Thema eingeführt und die Zielsetzung der Untersuchung dargestellt wurde, werden in den Kapiteln 2 bis 4 die Veränderungsprozesse in Zürich West entlang der drei Dimensionen -räumliche Transformation, Planungsprozesse, Raum(um)nutzung- beschrieben.

2 Räumliche Transformation des Industriequartiers zum neuen Stadtteil

Das in Kapitel 1 beschriebene Defizit an Kenntnissen über die Verläufe der Veränderungsprozesse bei der Umstrukturierung brachgefallener Industrieareale zu neuen Stadtteilen gibt Anlass empirisch zu arbeiten und -wie oben beschrieben- drei Dimensionen der Transformation zu betrachten: 1. Räumliche Transformationen, 2. Planungsprozesse, 3. Raum(um)nutzung und -aneignung durch lokale Akteure.

Dieses Kapitel widmet sich der ersten Dimension und geht am Beispiel von Zürich West der Frage nach, wie sich das Gebiet von 1990 bis heute räumlich entwickelt hat.

Der Blick richtet sich dabei besonders auf:

- den Prozess des Brachfallens und die Aufwertung des Gebietes durch räumliche und bauliche Umstrukturierungen,
- die Realisierbarkeit von Nutzungsmischung und
- Chancen und Probleme, die sich aus der Entwicklung aus dem Bestand ergeben (vgl. Unterfragen, S. 48).

Die Analyse zeigt, dass es sich nicht um einen städtebaulichen Veränderungsprozess handelt, sondern dass unterschiedlichste Umstrukturierungen zum Wandel des Gebietes beigetragen haben. Sie lassen sich in fünf städtebauliche Entwicklungsphasen einteilen:

- 1 Umnutzung zur Dienstleistungs-Zone
- 2 Pionierhaft zum durchmischten Stadtteil
- 3 Entstehung öffentlich nutzbarer Räume
- 4 Vertikale Verdichtung
- 5 Informelle Entwicklungen

In 2.1 wird dieser Gliederung entsprechend beschrieben, wie sich das Gebiet phasenweise von 1990 bis heute entwickelt hat. Dabei wird deutlich, dass die Transformation arealweise verläuft, wobei die ehemaligen Industrieareale nach ihrem Brachfallen in den meisten Fällen zunächst zwischengenutzt werden, bevor es zur

längerfristig angelegten Neunutzung kommt. Die Veränderung einzelner Areale wird in 2.2 behandelt. Abschließend werden zentrale Erkenntnisse zusammengefasst (2.3).

2.1 Räumliche Veränderungen im Quartier

Da der Stadtteil Zürich West nicht auf unbebautem Gelände, sondern aus dem Bestand heraus wächst, gilt es zunächst zu analysieren, wie das Untersuchungsgebiet um 1990 beschaffen war:

2.1.1 Städtebauliche Situation 1990

„Interessant ist: Hier hörte die Stadt auf, hier war einfach Nichts mehr!“
(ES 5: TM 1).

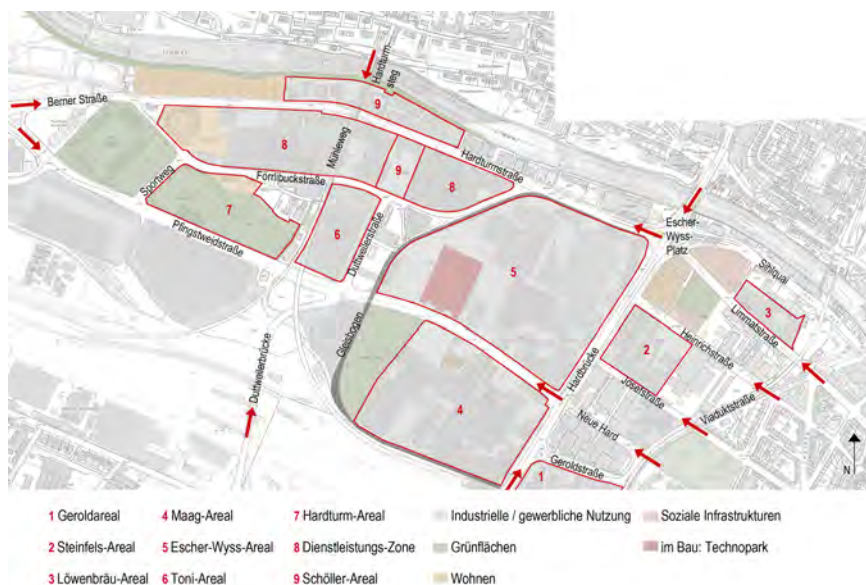


Abbildung 12: Städtebauliche Situation 1991

(Eigene Zeichnung, Grundlage: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich, Übersichtsplan Stadt Zürich 1991)

Die räumliche Struktur und Erschließung des Industriequartiers ergibt sich aus zwei Nord-Süd- und zwei Ost-Westverbindungen:

Das Quartier ist 1990 von Norden her über den *Hardturmsteg* und die *Hardbrücke* zu erschließen, die das Industriequartier mit dem Stadtteil *Wipkingen* verbinden. Im Süden stellen die *Duttweiler-* und *die Hardbrücke* die Verbindung über die SBB-Gleise nach *Altstetten* und *Letzigrund* her. Von Ost nach West verlaufen *Hardturm-* und *Pfingstweidstraße*, die sich im Westen beim *Stadion Hardturm* vereinen und im Osten auf die unter dem Viadukt *Hardbrücke* liegende *Hardstraße* treffen. Der Teil westlich der vom *Gleisbogen* begrenzten Areale *Maag* und *Escher-Wyss* wird durch die Straßenräume *Förrlibuck-* und *Duttweilerstraße* sowie *Sport-* und *Mühleweg* gegliedert. Durch den *Bahnhof Hardbrücke* im Süden, die Tramlinie entlang der *Hardturmstraße* im Norden und den Autobahnanschluss im Osten zeichnet sich das Gebiet durch eine gute Erschließung aus.

Während der kleiner parzellierte Bereich zwischen den *Viaduktbögen* und der *Hardbrücke* aufgrund mehrerer Eingänge von Seiten der Stadt zugänglich und durchlässig ist, grenzen die unzugänglichen Industrieareale *Maag* und *Escher-Wyss* das Gebiet zur *Hardbrücke* hin ab, wodurch sich die Erschließung dieses westlichen Teils auf die Kreuzungen *Pfingstweid-/Hardstraße* und *Hardturmstraße/Escher-Wyss-Platz* beschränkt. Diese Grenzen führten zu der Wahrnehmung, dass die Stadt mit der *Hardbrücke* aufhörte. Diese zitierte Äußerung eines Städtebauexperten (s. o.) und Beschreibungen des Industriegebiets als „verbotene Stadt“ oder „terra incognita“ (vgl. Eisinger, Schmid 1999; Stadt Zürich 2009a) lassen die Vermutung zu, das gesamte Untersuchungsgebiet sei abgeschlossen und für die Öffentlichkeit unzugänglich gewesen. Dabei gab es neben den industriell genutzten Arealen auch Grundstücke mit öffentlicher und privater Nutzung:

Westlich der *Hardbrücke* liegen die Industrieareale *Maag*, *Escher-Wyss*, *Toni* und *Schöller*.

Auf dem *Escher-Wyss-Areal* produzierte 1990 die sieben Jahre zuvor gegründete *Sulzer-Escher-Wyss-AG* hydraulische und thermische Turbomaschinen, zudem befand sich hier der *Technopark* im Bau. Auf dem *Maag-Areal* wurden Pumpen, Getriebe und Zahnräder angefertigt, hier befanden sich das Coop-Verteilcenter und die Wohngebäude an der *Turbinenstraße 10 – 14*, deren Reste heute als ‚Nagelhaus‘ bezeichnet werden.

Während man auf dem *Toni-Areal* Milchprodukte herstellte, wurden die Gebäude der Textilfabrik Schölller, die 1988 geschlossen worden war, zwischengenutzt (vgl. S. 231ff.).

Zwischen *Schölller-Areal* und *Hardbrücke* befanden sich das Tramdepot und mehrere kleine Gewerbe- und Wohnbauten. Westlich des *Schölller-Areals* schlossen sich die *Bernoullihäuser* an, die in den Jahren 1923 – 1930 etappenweise vom Architekt und Bauherrn Hans Bernoulli als Wohnkolonie für den unteren Mittelstand gebaut worden sind (vgl. Stadt Zürich 2009a: 127).

Die Reiheneinfamilienhäuser südlich der *Förrlibuckstraße* (Nr. 193 – 199 und 201 – 205) wurden 1918 im Auftrag der Färberei Schoeller & Cie durch den Architekten Gustav von Tobel als Arbeitersiedlung erbaut (vgl. Stadt Zürich 2009a: 121). Dieses Gebiet war geprägt durch das *Stadion Hardturm*, die dazugehörigen Sportplätze und durch dahinterliegende Schrebergärten. Weitere Schrebergärten befinden sich südlich der *Pfingstweidstraße* auf dem heutigen *Pfingstweidareal*. Der *Gleisbogen* trennte sie vom benachbarten EWZ-Grundstück ab. Südlich der *Pfingstweidstraße* befanden sich mit dem Migros-Areal, Engrosmarkt und SBB-Stellflächen weitere gewerbliche Nutzungen.

Zu den Industriearealen östlich der *Hardbrücke* zählen zwischen *Sihlquai* und *Limmatstraße* das *Löwenbräu-* und *Swissmill-Areal*, das zwischen *Heinrich-* und *Josefstraße* liegende *Steinfels-Areal* und die Kehrrichtverbrennungsanlage. Obwohl man die Seifenproduktion auf dem *Steinfels-Areal* bereits 1980 mit dem Umzug der Fabrik nach Wetzikon einstellte, wurden 1990 in diesem Gebiet verschiedenste Gewerbebetriebe und Lagergebäude industriell genutzt: Es gab diverse Ateliers und Werkstätten auf dem *Steinfels-Areal*, in den *Viaduktbögen* und auf dem *Geroldareal*, wo auch kreative Kleinstunternehmer und Clubbetreiber tätig waren. Ergänzt wurde die Nutzung durch die Wohnbebauungen an der *Limmatstraße* und die beiden Schulen am *Escher-Wyss-Platz*.

Die beschriebene räumliche Situation des Industriequartiers Escher Wyss zeigt, dass es sich bei dem als ‚Industriegebiet‘ bezeichneten Untersuchungsgebiet nicht um einen geschlossenen räumlichen Bereich mit rein industrieller Nutzung handelte,

sondern um ein Gebiet, das aus einer bestimmten Anzahl einzelner Industrieareale bestand. Demnach kann nicht gesamthaft von einer ‚verbotenen Stadt‘ gesprochen werden. Diese Benennung trifft lediglich auf einzelne Industrieareale im Untersuchungsgebiet zu.

Die Industrieareale wurden durch Räume mit Büro- und Wohnnutzung, durch das *Stadion Hardturm* und die beiden Schulen ergänzt. Die Grünflächen beschränkten sich auf die Sportplätze und Schrebergärten, den Fischerweg entlang der Limmat und eine freie Fläche zwischen Berufs- und Handelsschule. An dieser Stelle sei auf die *Josefswiese* östlich der *Viaduktbögen* verwiesen, die zwar außerhalb des Untersuchungsgebietes liegt, jedoch bei den Untersuchungen zur Raumnutzung bedeutend ist (vgl. S. 291ff.).

Die Straßenräume teilen das Gebiet in unterschiedliche Felder, die verschiedene Bautypologien und Arten der Nutzung beinhalten.¹⁵ Während das Gebiet östlich der *Hardbrücke* kleinteilig und durchlässig in Erscheinung tritt, überwiegen westlich davon insbesondere in der *Dienstleistungs-Zone*, auf dem *Maag-*, *Escher-Wyss-* und *Toni-Areal* großformatige Bauvolumen. Die Industrieareale charakterisiert zudem die Unzugänglichkeit für die Öffentlichkeit.

Die Analyse verdeutlicht, dass das Untersuchungsgebiet verschiedentlich genutzt wird: Wohnnutzungen und öffentliche Infrastrukturen wie Stadion, Sportplätze, Schrebergärten und Schulen ergänzen das industrielle Nutzungsangebot. Das führt zu der Erkenntnis, dass es sich nicht um *ein* Industriegebiet handelte, sondern schon 1990 um ein Gebiet mit vielen Facetten.

Die Zusammensetzung aus verschiedenen Industriearealen bei gleichzeitiger Unabhängigkeit voneinander führt dazu, dass die Areale zeitlich versetzt und isoliert brachfielen. Genauso wenig, wie von dem Industrieareal die Rede ist, kann daher von der Branche gesprochen werden. Diese Erkenntnis impliziert, dass sich

¹⁵ In der Publikation *Entwicklungsplanung Zürich-West. Leitlinien für die planerische Umsetzung (Stadt Zürich 2009a)* werden diese Felder als „Planungsinseln“ bezeichnet. Da nicht alle Felder beplant werden und der Ausdruck „Insel“ in Kapitel 4 in einem anderen Zusammenhang verwendet wird, ist hier von „Feld(ern)“ oder Arealen die Rede.

das ehemalige Industriegebiet städtebaulich nicht gesamthaft verändert, sondern einzelne Areale transformiert werden. Die gesamthafte räumliche Grundstruktur des Untersuchungsperimeters mit der Einteilung in Felder durch umgebende Straßenräume bleibt bis heute unverändert. Räumliche Veränderungen lassen sich ausschließlich innerhalb einzelner Felder identifizieren. Das erste Feld, das bereits 1990 großflächig umgenutzt wurde, war die Dienstleistungszone:

2.1.2 Umnutzung zur Dienstleistungs-Zone (1965 - 1990)

„Diese Bürokomplexe entlang der Hardturmstraße wurden illegal gebaut (...): Die wurden als Gewerbegebäude in der Industriezone gebaut. Das schönste Beispiel ist hier die Telekurs (...), das ist ein Industriegebäude. Und in Wirklichkeit ist es natürlich ein Dienstleistungsgebäude.“

(PE 9: TM 14)

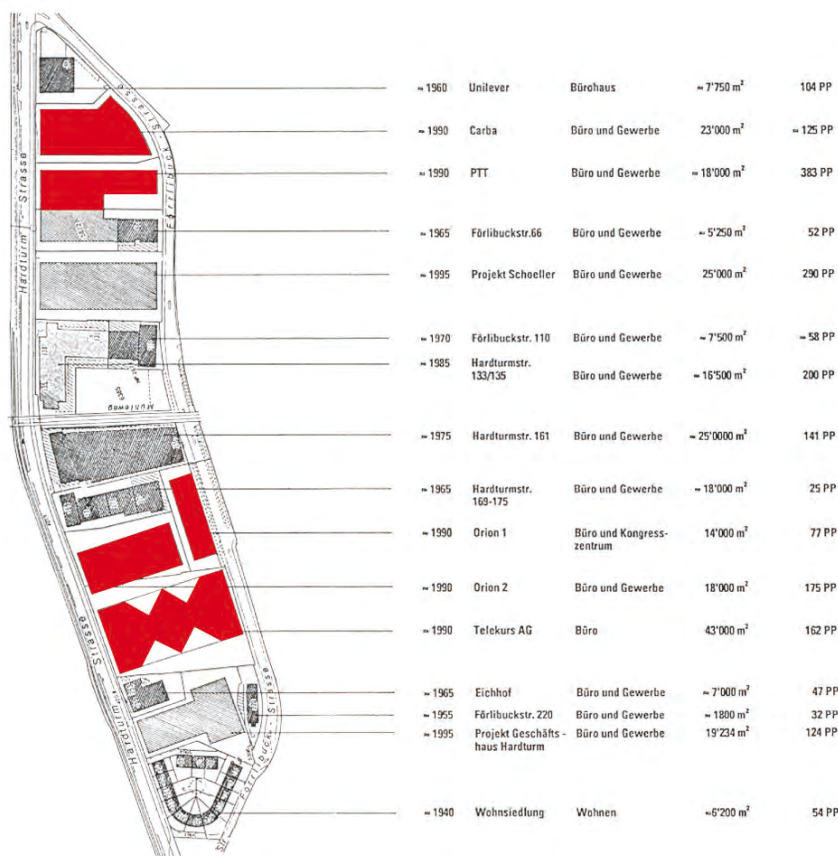


Abbildung 13: Dienstleistungs-Zone

(werk, bauen + wohnen, 1991 1/2: 48)

Südlich der Hardturmstraße liegt die ‚Dienstleistungs-Zone‘ mit großformatigen Bauten, die Büro- und Gewerbenutzung beinhalten. Ein Teil der Gebäude entstand bereits in den 60er- bis 80er-Jahren inmitten von Werkstätten und Gewerbebetrieben. In den 80er-Jahren wurden die meisten Gewerbebetriebe stillgelegt und die Gebäude abgetragen (vgl. Hubeli 1991: 48). 1990 kamen das *Carba-Haus*, die Gebäude der *PTT* und *Telekom AG*, *Orion 1* und *Orion 2* hinzu. Im zu der Zeit gültigen Bauzonentwurf war dieses Areal als Dienstleistungszone ausgeschrieben (vgl. Hubeli 1991: 49). Zu Beginn der 90er-Jahre wurden kritische Stimmen laut wegen der schleichenden Umnutzung des Gebietes: Hubeli (1991) kritisierte in dem Artikel „Nach Büroschluss tot?“ die Monofunktionalität der neuen Gebäude und ihre einseitige Nutzung als Geschäftshäuser.



Abbildung 14: Förrlibuckstraße 1985, Abtragung der Gebäude 1986/88
(BAZ 1985, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abbildung 15: Hardturmstraße 1985, Abtragung der drei Gebäude 1987
(BAZ 1985, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

An der westlichen Spitze der Dienstleistungs-Zone, an der Ecke *Förrlibuck- / Hardturmstraße*, stehen neben einer Tankstelle als einziger Infrastruktur und Einkaufsmöglichkeit westlich der *Hardbrücke* die *à Porta-Häuser* aus dem Jahr 1935. Der Architekt Giacomo Barbatti entwarf und baute sie für einen Bauunternehmer und Juristen, „der als Spekulant und Förderer des billigen und schnell erstellten Wohnraums in Zürichs Wohnbaugeschichte einging.“ (Stadt Zürich 2009a: 123).

Das 1990 weitestgehend bebaute Feld ‚Dienstleistungs-Zone‘ wies zwei Baulücken auf, die um die Jahrhundertwende mit dem Bau der genossenschaftlichen Wohnsiedlung *Kraftwerk 1* und dem Büro- und Geschäftshaus *Com West* geschlossen wurden. Diese Bauten entstanden aus einer anderen Entwicklungslogik heraus, die im folgenden Kapitel erläutert wird.

2.1.3 Pionierhaft zum durchmischten Stadtteil (1989 – 2006)

„Wenn Projekte nicht an traditionellen Kategorien und städtebaulichen Typologien gemessen werden, soweit es sich um die Urbanisierung von Industriebrachen handelt, sondern man da einfach diese Tendenz feststellen kann, dass (sich) sozusagen die Entwürfe aus den Möglichkeiten und aus dem Potenzial (...) ergeben - aus dem industriellen Bestand, der noch vorhanden ist. (...) Dass man diese Teile dann auch mit neuen Konzepten belagert und das dann zu städtebaulichen Konzeptionen führt, zu denen eigentlich die Kategorien in der Theorie, aber auch in der Architekturgeschichte fehlen.“

(ES 4: TM 2)

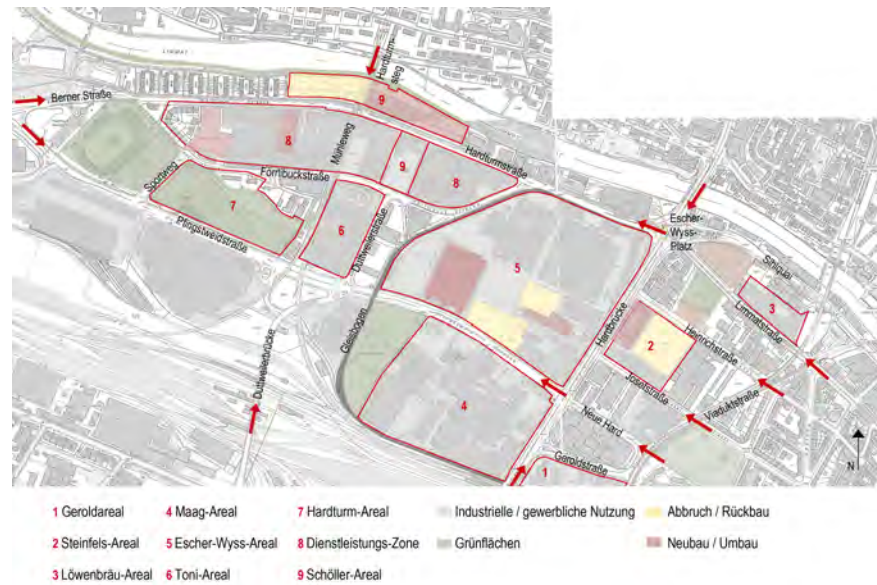


Abbildung 16: Städtebauliche Situation 1999-2000

(Eigene Zeichnung, Grundlage: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich, Übersichtsplan Stadt Zürich 1999-2000)

Parallel zur Entwicklung der Dienstleistungs-Zone wurden pionierhafte Projekte geplant, deren Umsetzung die Entwicklung des Industriegebietes zum durchmischten Stadtteil fördern sollten. Auf dem *Escher-Wyss-Areal* wurde 1993 der *Technopark* fertiggestellt und 1999 die Umnutzung des *Schiffbaus* zur Produktions- und Spielstätte mit dem Jazzlokal *moods* und Eigentumswohnungen abgeschlossen. Dazwischen wurden Gebäude zurückgebaut, so dass östlich des *Technoparks* mit dem Bau von Hotels begonnen werden konnte. Der nördliche Teil des *Escher-Wyss-Gebietes* wurde weiterhin industriell genutzt, allerdings fand 1999 der Verkauf des Bereichs Hydraulik an eine österreichische Firma statt. Der Verkauf des Bereichs ‚Turbokompressoren‘ an die deutsche MAN folgte zwei Jahre später.

Auf dem *Steinfels-Areal* fand mit dem Einbau des Multiplexkinos und der Aufstockung mit Loftwohnungen ein Umbau des Bestandes statt (1992 – 1996). Die Villa Steinfels und weitere Gebäude wurden rückgebaut, hier wurde im Jahr 2000 mit dem Bau des Büro- und Geschäftshauses *Westside* begonnen.

Im selben Jahr konnte auf dem *Schöller-Areal* die erste Etappe der Wohnbebauung *Limmatwest* abgeschlossen werden. Die zweite Etappe nach 2000 beinhaltete die Vervollständigung des Wohnriegels und Ergänzung der Dienstleistungs-Zone um das Geschäftshaus *Com West*. In dieser Zone war zeitgleich die genossenschaftliche Siedlung *Kraftwerk 1* im Bau, die aufgrund einer Änderung im Gestaltungsplan zum Areal *Hardturm-West* von 1995 an diesem Ort möglich geworden war (s. o.).

Die genannten Projekte *Technopark und Puls 5, Schiffbau, Kraftwerk 1* und *Limmatwest* sind einzelne Bauprojekte, die exemplarisch den Strukturwandel versinnbildlichen:

Auf dem Escher-Wyss-Areal entstanden mit dem Bau des *Technopark* Arbeitsplätze in den Bereichen High-Tech und Forschung. Die gegenüberliegende ehemalige Gießereihalle wurde zu einem Raum mit öffentlichkeitsbezogenen Nutzungsangeboten, dem *Puls 5*, umgebaut. Mit dem kulturellen Angebot des Schauspielhauses im *Schiffbau* entstand eine öffentliche Nutzung für die Mittel- und Oberschicht. Das war zu dieser Zeit an diesem Ort spektakulär, da der Kreis 5 aufgrund massiver Drogenprobleme in Verruf geraten war und das Industriegebiet bislang als ‚verbotene Stadt‘ galt (vgl. S. 153f.). Die Aussage dieses Projektes hieß: Wandel. Die neue Nutzung sollte ausstrahlen und ein anderes Klientel an Nutzerinnen und Nutzern anziehen. Das *Kraftwerk 1* symbolisierte die Offenheit der Entwicklung des Quartiers. Dieses Genossenschaftsprojekt zeigte eine Alternative zu herkömmlichen Wohnformen auf, die bis dahin als utopisch betrachtet wurden. Hier waren Raum und Möglichkeiten vorhanden, um Neues zu erproben.

Spätestens mit der Bebauung *Limmatwest* wurde deutlich, dass es möglich ist, im industriell geprägten Gebiet zu wohnen.

Diese Projekte werden in der folgenden Dokumentation in Form von Steckbriefen vorgestellt:



D o k u m e n t a t i o n - A

Technopark, Puls 5, Schiffbau, Kraftwerk 1, Limmatwest

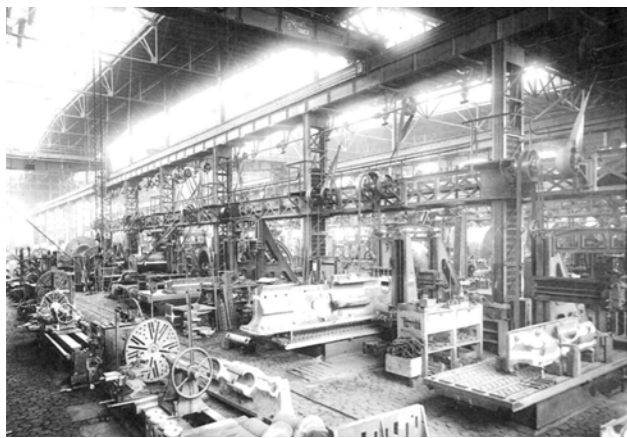


Abb. 17: Giessereihalle um 1900
(Archiv Escher-Wyss, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

1983 wurde die Sulzer-Escher-Wyss AG gegründet, deren Tätigkeitsschwerpunkte in der Hydraulik und Produktion von thermischen Turbomaschinen lagen. Um die Jahrhundertwende (2000) wurde der Betriebsteil Hydraulik an eine österreichische Firma und das Turbokompressorengeschäft an die deutsche MAN verkauft (vgl. Allreal 2012). Diese ist noch heute auf dem Escher-Wyss-Areal produzierend tätig.

Die Ende des 19. Jahrhunderts gebaute Giessereihalle diente in den 80er-Jahren aus, als die Hochöfen abgeschaltet wurden. Danach wurde sie bis ca. 2004 als Lager- und Werkstätte, aber auch von verschiedenen Ateliers genutzt (vgl. Intershop Management AG 2012).



Abb. 18: MAN Werkhof
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 19: MAN Eingang Hardstraße
(Eigenes Foto 2012)

1989 wurde mit dem Bau des Technoparks begonnen, der vier Jahre später abgeschlossen wurde. Mit dem Technopark sollte eine Verknüpfung zwischen Industrie und Forschung hergestellt werden. Inzwischen sind hier verschiedene Firmen, Forschungsinstitutionen, mehr als 250 High Tech-Unternehmen und Hochschulen angesiedelt (vgl. Stiftung TECHNOPARK® Zürich 2014).



Abb. 20: Technopark
(Eigenes Foto 2010)



Abb. 21: Halle Puls 5
(Eigenes Foto 2012)

Die ehemalige Giessereihalle wurde - anders als ursprünglich vorgesehen - erhalten und zum heutigen Puls 5 umgebaut. Die Halle ist seit 2004 ein öffentlicher Raum, um den sich Läden als Erdgeschossnutzungen gruppieren. Hier finden Märkte, Messen und andere Events statt, u. a. war hier die Ausstellung *Körperwelten* zu sehen. Außerdem wurden Wohnungen gebaut, ein Fitnessstudio eingerichtet und das Angebot um eine Berufsschule ergänzt (vgl. Stadt Zürich 2012).



Abb. 22: Technopark, MAN Turbinenprüfstand und Puls 5
(Eigenes Foto 2014)

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Technopark Puls 5

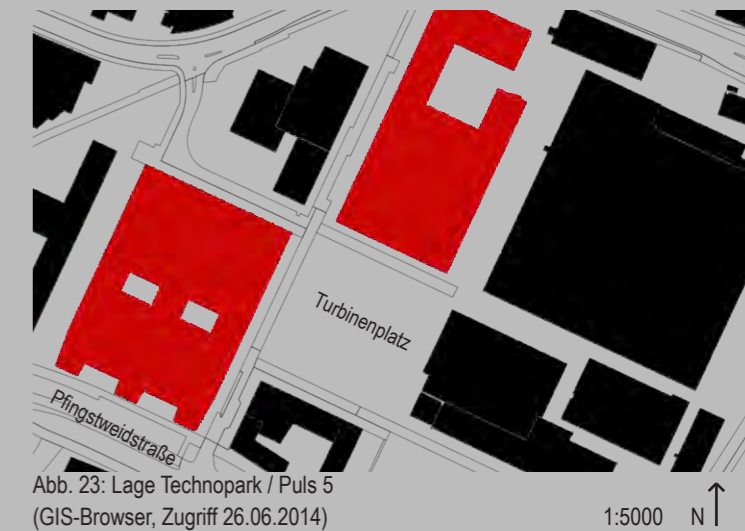


Abb. 23: Lage Technopark / Puls 5
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

Kennwerte:

Arealgrundfläche Escher-Wyss: ca. 48'500m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 1995

Eigentümer_innen: Technopark@Immobilien AG, Accor Hotels, Schauspielhaus AG, Intershop Holding AG, MAN TURBO AG

Architekt_innen: Itten + Brechbühl, Ortner + Ortner Architekten, Kyncl Gasche Partner Arch., Agebo AG

Stand Planung: realisiert

Nutzungen:

1983: Gründung Sulzer Escher-Wyss-AG

1975 - 2004: Nutzung Giessereihalle als Lager- und Werkstätte, verschiedene Ateliers

1993: Fertigstellung Technopark

1996 - 1999: Schiffbau wird zur Spielstätte

2003: Fertigstellung Turbinenplatz

2004: Eröffnung Puls 5



Abb. 24 : Schiffbau 1939
(Wolgensinger, Archiv Escher-Wyss, Baugesch. Archiv d. Stadt Zürich)

Die unter Denkmalschutz stehende Schiffbauhalle sollte mit dem Ende der industriellen Produktion einer neuen Nutzung zugeführt werden.

Gleichzeitig suchte man nach Optimierungsmöglichkeiten im Produktionsablauf der bestehenden Zürcher Spielstätten und versprach sich von einem zentralen Standort für ein „Werkzentrum“ günstigere Arbeitsabläufe (vgl. Werk, Bauen + Wohnen Nr. 83 1996: 31f.). 1995 schloss die Schauspielhaus AG einen Vorvertrag mit Sulzer-Escher-Wyss ab und lobte im selben Jahr einen zweistufigen, eingeladenen Wettbewerb aus. Das Wiener Architekturbüro Ortner + Ortner behauptete sich gegen die renommierten Konkurrent_innen Gigon Guyer, Herzog & de Meuron, OMA und Ueli Zbinden.



Abb. 25: Schiffbau Seitenansicht
(Ortner+Ortner Baukunst, www.ortner-ortner.de. Zugriff 31.07.14)



Abb. 26: Schiffbau Aussenansicht
(Eventdokumentation, www.schauspielhaus.ch. Zugriff 01.08.14
Foto T + T Fotografie)

Das Raumprogramm war vom Werk- zum Kulturzentrum erweitert worden, da das Projekt Impulsgeber für die Umnutzung des Fabrikareals werden sollte und als „Hoffnungsträger“ für den von der Drogenszene geprägten Stadtteil galt (Werk, Bauen + Wohnen Nr. 83 1996: 32, 44).

Der Um- und Ausbau des Schiffbaus löste im Industriequartier Zürich West einen Bilbao-Effekt aus: Spätestens mit dem Einzug des Schauspielhauses und des Jazzlokals moods in den Schiffbau war die gezielte Aufwertung des Industriegebiets unübersehbar.

Heute wird der Schiffbau vom Schauspielhaus Zürich als Produktions- und Spielstätte genutzt. Daneben finden Veranstaltungen im Jazzclub moods statt. Eigentumswohnungen, ein Restaurant und eine Bar ergänzen das Angebot.

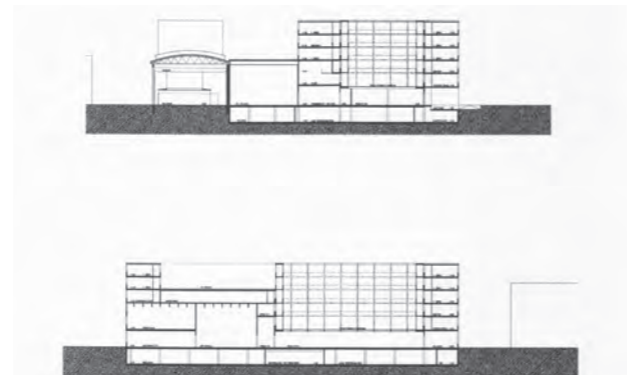
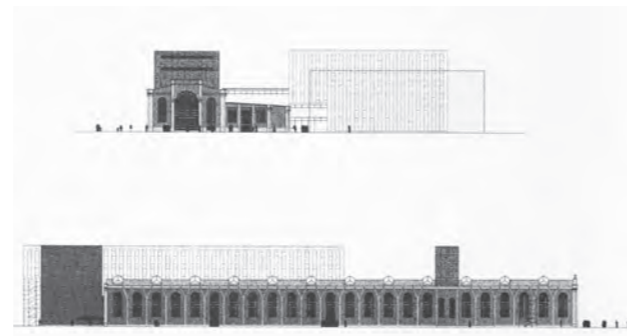


Abb. 27: Ansichten und Schnitte Ortner + Ortner, Wettbewerb 1995
(Werk, Bauen + Wohnen Nr. 83 1996: 35)



Abb. 28: Schiffbau Bühne
(Ortner+Ortner Baukunst, www.ortner-ortner.de. Zugriff 31.07.14)



Abb. 29: moods im Schiffbau
(Pressebilder moods, www.moods.ch. Zugriff am 01.08.2014)



Abb. 30: Mischpult und Bühne
(Eigenes Foto 2014)



Abb. 31: Restaurant La Salle
(Ortner+Ortner Baukunst, www.ortner-ortner.de. Zugriff 31.07.14)

S c h i f f b a u

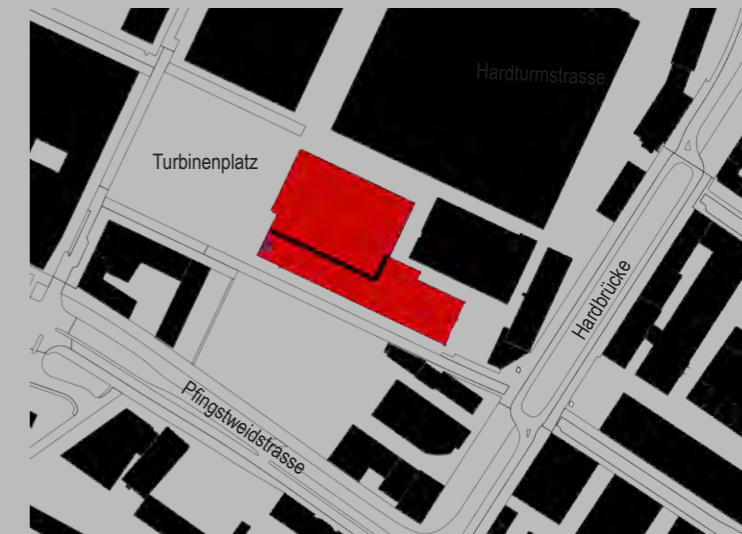


Abb. 32: Lage Schiffbau
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Fläche: ca. 15'500m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan Escher-Wyss 1995 / 1999

Eigentümer_innen: Schauspielhaus AG

Architekt_innen: Ortner + Ortner Architekten Wien

Auftragsart: Studienauftrag / Wettbewerb

Realisierung: 1996 - 2000

Nutzungen:

Produktions- und Spielstätte, Jazzclub moods,

Restaurant La Salle, Eigentumswohnungen, Nielturmbar

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Kraftwerk 1



Abb. 33: Grundstück für das Kraftwerk1 auf dem Escher-Wyss-Areal (Blum, Hofer et al. 1993: 78)

Aus einer Anfang der 90er-Jahre entwickelten Ideenskizze für ein Projekt, das Wohnen, Arbeiten und Ökologie verbinden sollte (vgl. Blum et al. 1993: 6), entstand die Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk 1. Nachdem zu Beginn das Escher-Wyss-Areal als Standort zur Diskussion stand, wurde das aus vier Gebäuden bestehende Ensemble in direkter Nachbarschaft zu den bestehenden Wohnbauten Bernoulli und A-Porta gebaut. Das Projekt hat aufgrund seines vielfältigen Wohnungsmixes, der ca. 240 Menschen unterschiedlicher Generationen und Herkunft gerecht wird und um ca. 3'000m² Arbeitsfläche, ein Restaurant, Läden, Gästezimmer, Kinderhort und Gemeinschaftsräume ergänzt wird, Leuchtturmcharakter für das Quartier (vgl. Infocenter Zürich-West 2009).



Abb. 34: Brasserie Bernoulli im Kraftwerk1 (Infocenter Zürich-West 2009)

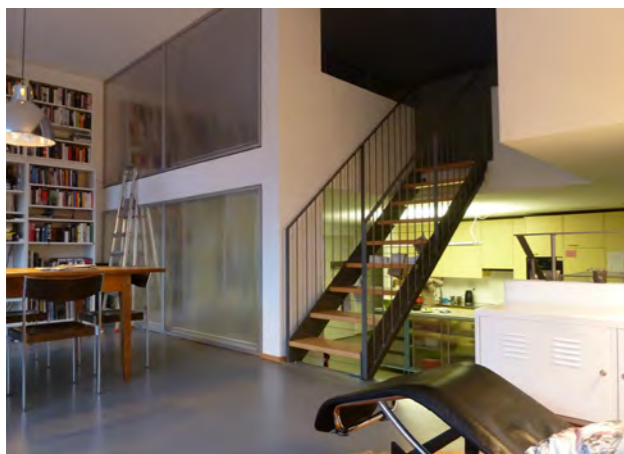


Abb. 35: Groß - WG auf zwei Ebenen im Kraftwerk1 (Eigenes Foto 2014)



Abb. 36: Gemüselieferung für die Kraftwerk-Bewohner_innen (Eigenes Foto 2014)



Abb. 37: Kinder - seltene Bewohner in Zürich West (Eigenes Foto 2014)

Limmatwest

Nach einem eingeladenen, zweistufigen Wettbewerb, erhielt die Hardturm AG 1995 die Baubewilligung für die wenig später realisierte Bebauung Limmatwest, die einen Nutzungsmix von Miet- und Eigentumswohnungen, Büros und Läden sowie dem Veranstaltungsraum Limmat Hall beinhaltet (vgl. Hardturm AG et al. 2003: 8ff.). Die Limmat Hall befindet sich in einer umgenutzten Shedhalle, die an die ursprünglich industrielle Nutzung des Areals erinnert (vgl. Hardturm AG et al. 2003: 39).

Das Projekt hatte Signalwirkung, da durch seine Umsetzung die Möglichkeit aufgezeigt wurde, im ehemaligen Industriegebiet Wohnnutzung zu realisieren.



Abb. 38: Limmatwest mit Hardturmstrasse (Eigenes Foto 2013)



Abb. 39: Limmatwest mit Limmat (Hardturm AG et al. 2003: 24)



Abb. 40: Zwischen den Zeilen (Eigenes Foto 2012)



Abb. 41: Erschließungs- und Gartenhöfe (Hardturm AG et al. 2003: 27)



Abb. 42: Quartierladen Läbis5 in der Limmatwest-Bebauung (Eigenes Foto 2013)

Kraftwerk 1 Limmatwest



Abb. 43: Lage Kraftwerk1 und Limmatwest (GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N

Kennwerte Kraftwerk 1:

Fläche: ca. 10'000m² Wohnfläche,
ca. 3'000m² Arbeitsfläche

Rechtl. Grundlage: Gestaltungsplan Hardturm West

Eigentümerin: Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk 1,
Zürich

Architekt_innen: Stücheli Architekten

Realisierung: 1999 - 2001

Kennwerte Limmatwest:

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 1994

Eigentümer_innen: Hardturm AG, Halter Untern. AG

Architekten: Kuhn Fischer Partner Arch. AG

Realisierung: 1. Etappe 1997 - 1999
2. Etappe 1999 - 2001

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Die in diesem Kapitel beschriebenen Umnutzungsprojekte brachten für das gesamte Quartier Veränderungen mit sich:

Vormals unzugängliche Areale waren von nun an für die Bevölkerung nicht nur begehbar, sondern sollten die Öffentlichkeit mit neuen Angeboten wie Kino, Schauspielhaus und Jazzlokal anziehen. Das Technologiezentrum Technopark und die Geschäftshäuser symbolisieren den Strukturwandel von Industrie- zu Dienstleistungen. Gleichzeitig wird eine Offenheit gegenüber alternativen Wohnformen deutlich: Genossenschaftliches Wohnen und Loftwohnungen in der Seifenfabrik waren möglich. Offenheit zeigte sich auch beim Umgang mit dem Bestand – während man die Schiffshalle umbaute und die Steinfelsfabrik aufstockte, wurde die Textilfabrik Schöller rückgebaut. Offensichtlich wurden arealweise Entscheidungen getroffen und es wurde arealweise entwickelt (welche Akteure daran mit welchen Interessen beteiligt waren, wird in Kapitel 3 behandelt).

Der Nutzungsmix, den die genannten pionierhaften Projekte aufweisen, verdeutlicht das angestrebte Ziel, das ehemalige Industriegebiet zu einem durchmischten Stadtteil zu wandeln – eine Vision, die von den linken Parteien befürwortet und verfolgt wurde (vgl. S. 148ff.). Die öffentlichen Nutzungen traten zu diesem Zeitpunkt punktuell auf – es lassen sich keine Zusammenhänge zwischen ihnen identifizieren und es wurden in dieser Phase keine Maßnahmen getroffen, um sie z. B. durch die Gestaltung des öffentlich nutzbaren Raumes oder das Angebot an technischen und sozialen Infrastrukturen miteinander zu vernetzen. Lediglich die Wohnbebauungen *Limmatwest* und *Kraftwerk 1* fügen sich als Ergänzung zu den bestehenden Wohnsiedlungen in den Bestand ein – kontrastieren allerdings mit den monofunktionalen großvolumetrischen Geschäftsgebäuden der Dienstleistungs-Zone in unmittelbarer Nachbarschaft.

In dieser Phase hatte die Entwicklung von *Schöller-*, *Escher-Wyss-* und *Steinfels-Areal* und der *Dienstleistungs-Zone* in Kombination mit dem *Areal Hardturm West* begonnen und war anhand der zwischen 1988 und 1995 festgesetzten *Privaten Gestaltungspläne* in die Wege geleitet. Es ist daher erstaunlich, dass von der Stadt

Zürich im Jahr 1996 mit dem *Stadtforum* ein aufwendiges Planungsverfahren eingeleitet wurde, das als Auslöser der *Kooperativen Entwicklungsplanung* in Zürich West gilt. Hintergründe und Auswirkungen dieser Verfahren werden in Kapitel 3 erläutert.

In der Zwischenzeit waren weitere Industrieareale brachgefallen: Die Bierbrauerei Löwenbräu wurde 1995 stillgelegt, die Maag Getriebe AG und Maag Pump Systeme wurden 1995 und 1997 verkauft und die Milchverarbeitungsfabrik Toni schloss 1999 überraschend aus ökonomischen Schwierigkeiten, nachdem sie kurz zuvor mit der Säntis AG zum Swiss Dairy Food fusioniert hatte. Die bauliche Transformation dieser Areale begann zeitlich verzögert. Da sich die Projekte bautypologisch von den bisherigen unterscheiden, werden sie einer separaten Entwicklungsphase zugeordnet (s. S. 99ff.). Vor ihrer Beschreibung wird der Blick zunächst auf die öffentlich nutzbaren Räume gerichtet, deren Um- und Neubau im Jahr 2002 begann.

2.1.4 Entstehung öffentlich nutzbarer Räume (2002 – heute)

„In allen diesen Gebietsentwicklungen ist das Wichtigste, dass wir Entwickler und die Stadt -die Stadt sowieso- einfach noch mehr Wert legen auf den öffentlichen Raum. Sagen wir, auf die Erfahrung der Öffentlichkeit, der Gesellschaft, mit den öffentlichen Räumen – seien es Straßen, Plätze, Eingänge, aber eben auch Erdgeschossnutzungen und Eingangshallen.“

(ES 3: TM 1)



Abbildung 44: Zürich West 2005/06

(GIS-ZH, Kanton Zürich, Zugriff 26.06.2014)

Im Jahr 2002 begann mit dem Bau des *Turbinenplatzes* der Einstieg in die Umsetzung und Gestaltung des öffentlich nutzbaren Raumes. Der Platz, der in Kooperation zwischen der Sulzer Immobilien AG und der Stadt Zürich entstand, bildet das Sinnbild für die Zugänglichkeit und Erschließbarkeit des vormals abgeschlossenen Areals. Er stellt einen zentralen Verteiler für den Langsamverkehr dar, der das Areal von Ost nach West und Nord nach Süd durchqueren kann. Mit der Fertigstellung des *Puls 5*

-dem Umbau der ehemaligen Gießereihalle- wurde ein weiterer öffentlicher Raum geschaffen. Die großräumige Halle ist von Läden umgeben, ein Fitnessstudio im Obergeschoss ergänzt das Angebot an öffentlicher Nutzung (s. Dokumentation A, S. 75ff.). Ebenso wie sich die Maßstäblichkeit der Bauvolumen am industriellen Bestand orientiert, basieren die Flächen von *Turbinenplatz* und *Puls 5*, die beide Raum zum Aufenthalt und für Veranstaltungen bieten, auf vorhandenen Dimensionen. Obwohl die Proportionen und Gegensätze von ‚Baumasse‘ und ‚Leere‘ räumlich gesehen stimmig scheinen, zeigt die Analyse der Raumnutzung, dass die exorbitanten Ausmaße für den alltäglichen Gebrauch und die Anzahl an Nutzerinnen und Nutzer zu groß sind: Die beschriebenen Orte werden kaum genutzt und bleiben überwiegend leer (vgl. S. 291ff.).

Im Vergleich zur städtebaulichen Situation um 1990 (vgl. 2.1.1) wird deutlich, dass mit der Öffnung des *Escher-Wyss-Areals* ein

weiterer Eingang ins Quartier geschaffen wurde, der etwa mittig zwischen dem *Bahnhof Hardbrücke* und dem *Escher-Wyss-Platz* liegt (s. Abbildung 44). Dieser wird durch die Gestaltung des *Schiffbauplatzes* und *Steinfelsplatzes* betont und verbindet den westlichen mit dem östlichen Teil des Quartiers.

Eine weitere Veränderung fand durch die Umgestaltung des *Limmatuferweges* statt, die nicht nur eine Verbreiterung des bestehenden Weges beinhaltete, sondern die Ergänzung durch den *Ampèresteg* über die Limmat (s. Dokumentation B, S. 89ff.). Dieser stellt einen neuen Eingang in den Stadtteil Zürich West dar und verbindet ihn mit dem an das gegenüberliegende Ufer angrenzenden Stadtgebiet *Wipkingen* und den im Jahr 2004 fertiggestellten *Wipkingerpark* am Flussufer (s. Abbildung 44).

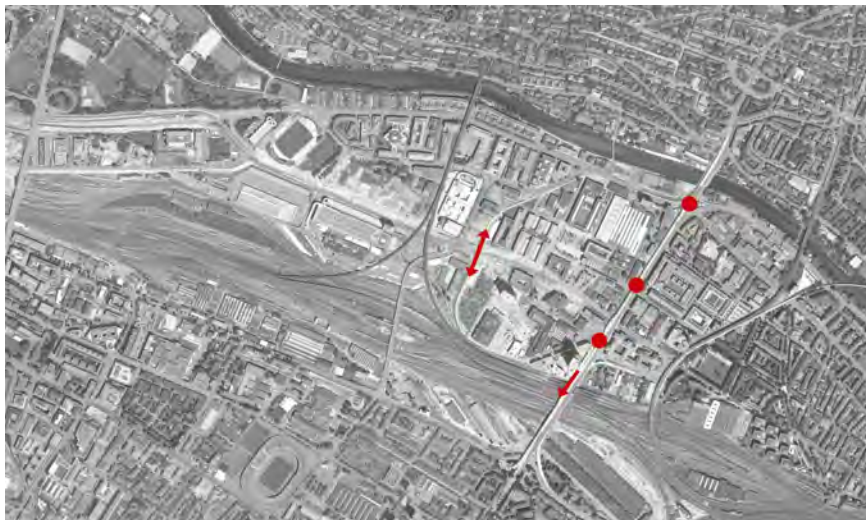


Abbildung 45: Zürich West 2010

(GIS-ZH, Kanton Zürich, Zugriff 26.06.2014)

Das Luftbild von 2010 zeigt, dass an der *Pfingstweidstraße*, an der *Hardbrücke* und am *Gleisbogen* Bauarbeiten stattfanden (s. Abbildung 45).

Der *Gleisbogen* (s. Dokumentation B, S. 89), der am *Bahnhof Hardbrücke* beginnt, die Areale *Maag* und *Escher-Wyss* umschließt und am *Escher-Wyss-Platz* endet, wurde zu einer Langsamverkehrsachse umgestaltet, die sich wie ein rotes Band durch Zürich West zieht. Mit der Passerelle über der *Pfingstweidstraße* wird die Trennung des Quartiers durch die mehrspurige Kantonsstraße überbrückt. Angrenzend an den *Gleisbogen* lagen die Schreber-

gärten auf dem *Maag-Areal*. Sie mussten dem Bau des *Pfingstweidparks* weichen, der 2015 abgeschlossen werden soll (s. Dokumentation B, S. 89).

Die Sanierung der *Hardbrücke* beinhaltet die Verbreiterung um einen Fuß- und Radweg mit direktem Zugang zum *Hardplatz*. Dadurch wurde eine Vernetzung für den Langsamverkehr mit dem südlich der Gleise gelegenen Stadtteil Letzigrund geschaffen. Die zusätzliche Busspur zwischen *Bahnhof Hardbrücke* und *Escher-Wyss-Platz* verbesserte die Erschließung an das ÖV-Netz. Mit dem Bau einer neuen Tramlinie, die vom *Escher-Wyss-Platz* unter der *Hardbrücke* über die *Pfingstweidstraße* zum Bahnhof Altstetten verläuft, ging die Sanierung der Kantonsstraße einher.

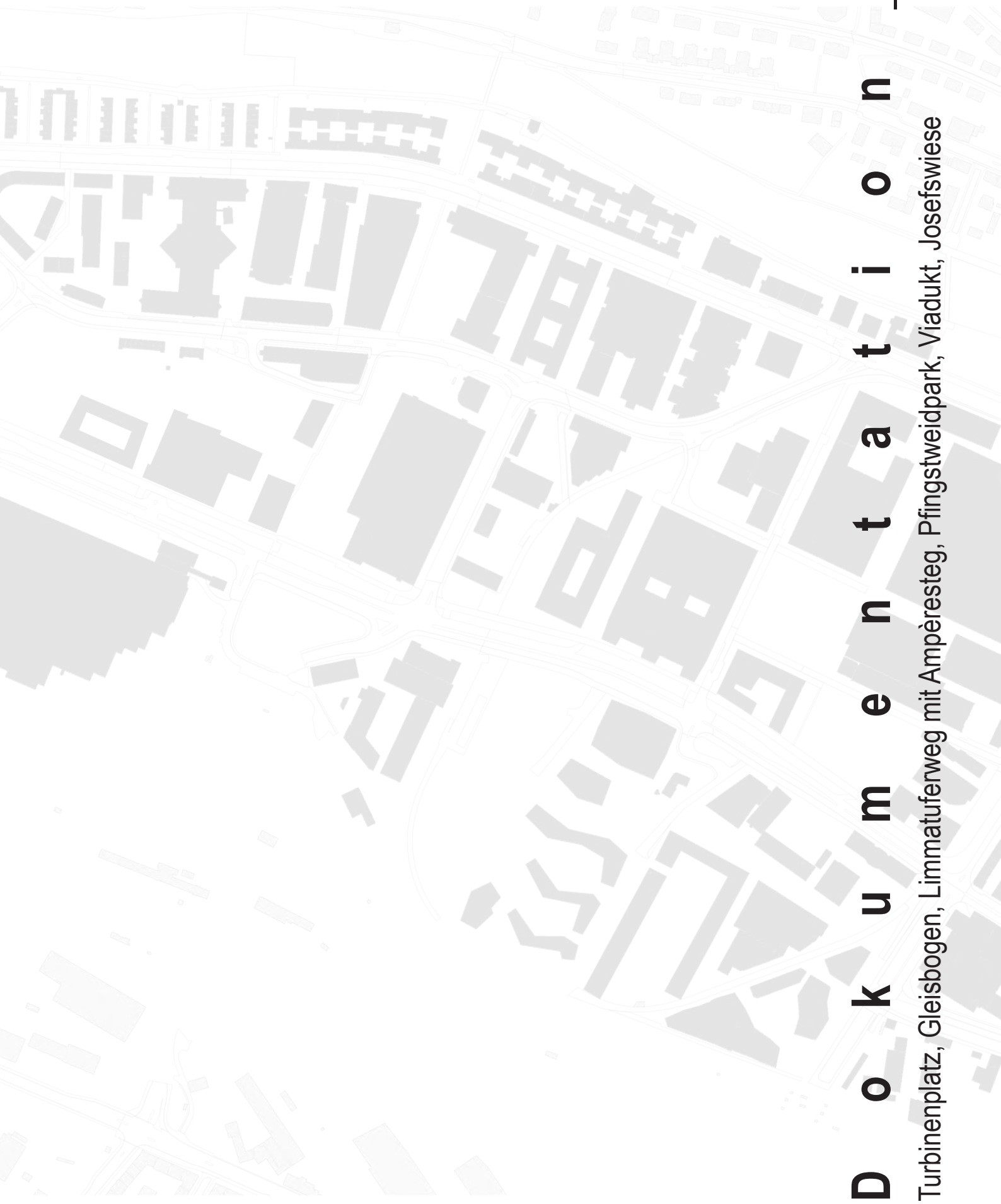
Ein Städtebauexperte äußert sein Erstaunen darüber, dass sich der Raum unter der *Hardbrücke*, die das Gebiet in zwei von ihrer räumlichen Struktur her unterschiedliche Teile trennt, zum Zentrum des Stadtteils Zürich West entwickelt:

„Die (Zentralität entlang der Hardbrücke) ist für mich ein Wunder! (...) In jeder anderen europäischen Stadt, in der Du so ein Viadukt baust, entsteht ein Drogen- und Sammlerplatz. Und das hier ist ein Hotspot im öffentlichen Raum am Wochenende. Das ist schon erstaunlich!“
(ES 5: TM 2).

Diese zentrale Achse, die aufgrund der guten Anbindung an den ÖV tagsüber eine hohe Frequentierung von Passanten aufweist und am Wochenende abends wegen nahe gelegener Clubs zum Treffpunkt junger Leute wird (vgl. S. 294f.), wäre prädestiniert für Erdgeschossnutzungen. Die geschlossenen Fassaden von ZKB, MAN und Steinfels vermögen dieses Bedürfnis nicht zu decken. Erdgeschossnutzungen wie z. B. Geschäfte und Gastronomien entstanden stattdessen in den weiter östlich gelegenen *Viaduktbögen*, deren Planung 2004 mit einem Wettbewerb begann und die 2010 eröffnet wurden (s. Dokumentation B). Mit einem vielfältigen Nutzungsangebot entstand hier eine Promenade und ‚Flaniermeile‘. Der Widerspruch ist offensichtlich: Während die *Hardbrücke* heute Passanten und Mensentrauben hervorbringt, es jedoch an Erdgeschossnutzungen mangelt, offerieren die *Viaduktbögen* ein Angebot, zu dem tägliche Nutzerinnen und Nutzer weitestgehend fehlen. Die beiden Räume werden durch

mehrere Querstraßen miteinander verbunden, von denen die Geroldstraße die meistgenutzte Möglichkeit darstellt, um vom Bahnhof Hardbrücke und der Hardstraße zu den Viaduktbögen zu gelangen (vgl. 2.1.6).

Die hier erwähnten neu produzierten und auf Dauer angelegten öffentlich nutzbaren Räume Turbinenplatz, Gleisbogen, Limmatuferweg mit Ampèresteg, Pfingstweidpark und Viaduktbögen mit der angrenzenden Josefswiese werden in der folgenden Dokumentation B dargestellt.



D o k u m e n t a t i o n _ B

Turbinenplatz, Gleisbogen, Limmatuferweg mit Ampèresteg, Pfingstweidpark, Viadukt, Josefsweise



Abb. 46: Turbinenplatz mit Giessereihalle
(BAZ 2001, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

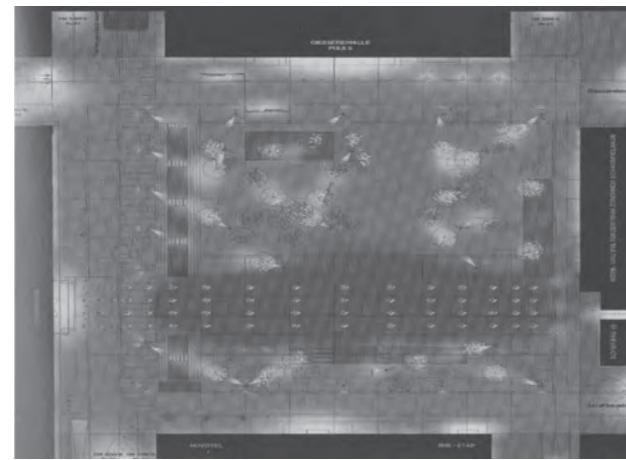


Abb. 48: Studienauftrag 2000, ADR
(Architekturforum Zürich (Hg.) 2003)



Abb. 52: Turbinenplatz mit Puls 5
(Eigenes Foto 2012)

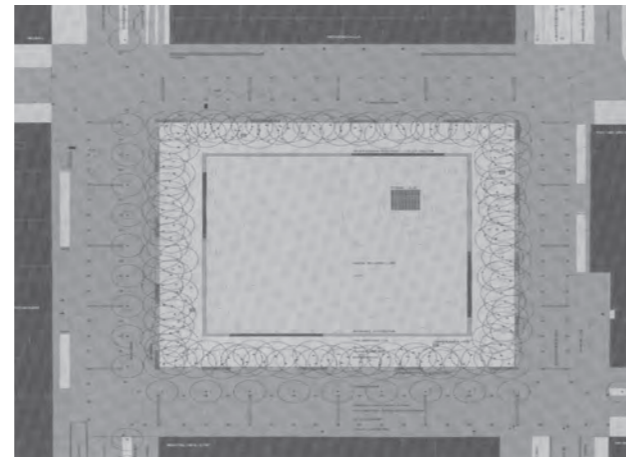


Abb. 49: Studienauftrag 2000, Rotzler Krebs Partner
(Architekturforum Zürich (Hg.) 2003)



Abb. 53: Turbinenplatz mit Puls 5 und Schauspielhaus
(Eigenes Foto 2012)

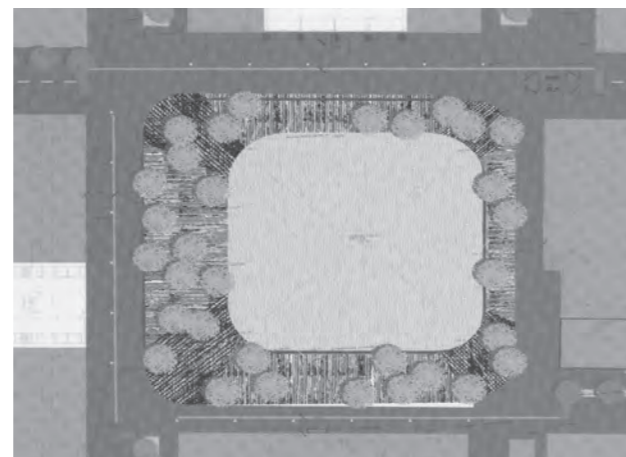


Abb. 50: Studienauftrag 2000, planetage
(Architekturforum Zürich (Hg.) 2003)



Abb. 54: Lichtspektakel 1
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 47: Luftbild Sulzer - Escher - Wyss
(Allreal / Ralph Bensberg In: Hochparterre 2005)

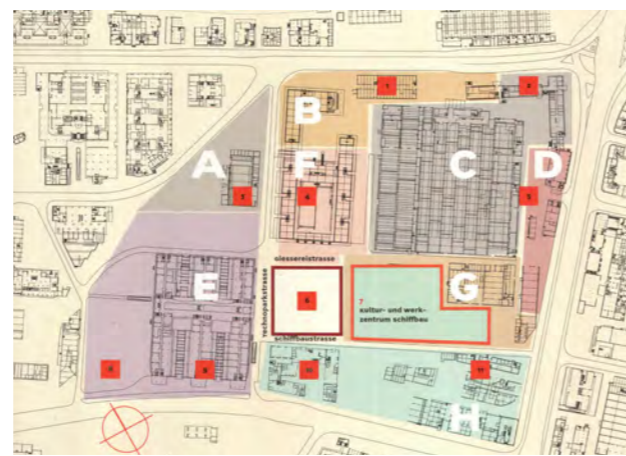


Abb. 51: Gestaltungsplan Sulzer - Escher - Wyss
(Loderer 2000: 43)



Abb. 55: Lichtspektakel 2
(Eigenes Foto 2014)

Turbinenplatz



Abb. 56: Lage Turbinenplatz
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte Turbinenplatz:

Fläche: ca. 14'000 m²

Eigentümerin: Stadt Zürich

Architekt_innen: ADR Sàrl, Genf

Auftragsart: Wettbewerb

Realisierung: 2002 - 2003

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Gleisbogen



Abb. 57: Entwurf Gleisbogen
(Stadt Zürich 2007)

Ein eingefärbtes Betonband führt zwischen den Schienen des stillgelegten Industriegleises wie ein „roter Faden“ durch Zürich West. Es verläuft bogenförmig vom Bahnhof Hardbrücke um das Maag- und Escher-Wyss-Areal und endet unter der Hardbrücke am Escher-Wyss-Platz. Auf der Basis eines in den Jahren 2002 / 2003 durchgeführten Studienauftrages wurde der Fuß- und Radweg von der Stadt Zürich realisiert und von Privaten durch angrenzende Grünflächen ergänzt (vgl. Infocenter 2009; Stadt Zürich 2014d).

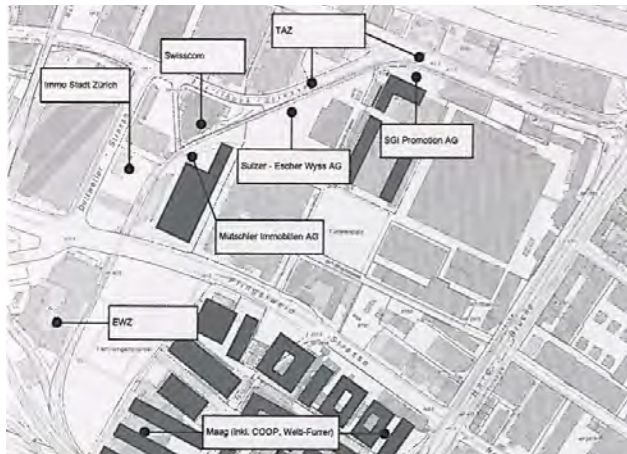


Abb. 58: Kostenbeiträge privater Anrainer
(Stadt Zürich 2004: 79)



Abb. 59: Gleisbogen im Bau
(Eigenes Foto 2010)



Abb. 60: Brücke als Verbindung über die Pfingstweidstraße
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 61: Angrenzender Park eines privaten Grundeigentümers
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 62: Gleisbogen in Richtung Bahnhof Hardbrücke
(Eigenes Foto 2014)

Limmatuferweg

Der Weg entlang der Limmat wurde in den bestehenden Abschnitten (Fischerweg) verbreitert und dort, wo das Ufer noch nicht erschlossen war, ergänzt (Limmatuferweg). Nun führt ein durchgehender Fuß- und Radweg am Limmatufer entlang stadtauswärts in Richtung Werdinsel.

Der Ampèresteg, der in Höhe des Cafés Sphères gebaut wurde, verbindet Zürich West mit dem gegenüberliegenden Quartier Wipkingen und den Grünräumen Letten und Wipkingerpark (vgl. Infocenter 2009; Stadt Zürich 2014e).



Abb. 63: Limmat
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 64: Limmatuferweg
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 65: Sitzplätze im Sphères
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 66: Ampèresteg
(Eigenes Foto 2010)

Gleisbogen Limmatuferweg



Abb. 67: Lage Gleisbogen und Limmatuferweg (Ausschnitt)
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte Gleisbogen:

Fläche: ca. 5-10m Breite x 1'400m Länge

Eigentümerin: Stadt Zürich, diverse private Grundeigentümer_innen

Architekt_innen: Hager Landschaftsarchitektur

Auftragsart: Studienauftrag 2002 / 2003

Realisierung: 2009 - 2014

Kennwerte Limmatuferweg:

Fläche: ca. 3.5m Breite x 300m Länge

Eigentümerin: Kanton Zürich, Private

Architekt_innen: Rotzler Krebs Partner Landschaftsarchitektur

Realisierung: 2004 - 2005

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)



Abb. 68: Familiengartenareal
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

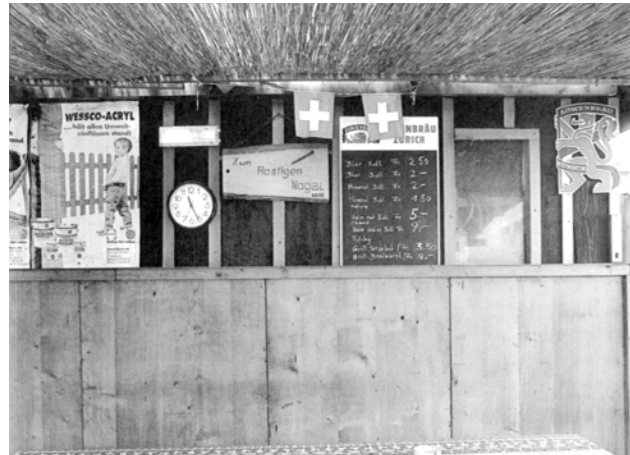


Abb. 69: Beiz im Familiengartenareal
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Das Familiengartenareal zwischen Gleisbogen und Maag-Areal wurde 2012 abgetragen, da auf der Fläche ein Quartierpark und ein Primarschulhaus entstehen sollen. 2010 führte die Stadt Zürich einen Wettbewerb mit diesen Nutzungen durch, der von dem Team anton ghiggi landschaftsarchitektur, Baumann Roserens Architekten und der Ethnologin Flavia Caviezel gewonnen wurde. Nachdem die Fläche nun eine Zeit lang brach lag, wurde der Park 2015 fertiggestellt. Gleichzeitig sammelt die Quartierkoordination Vorschläge für eine Zwischennutzung, die auf der für das Schulhaus vorgesehenen Fläche bis 2017 stattfinden könnte. Danach soll mit dem Bau der Schule begonnen werden (vgl. Stadt Zürich 2014c).



Abb. 70: Familiengärten
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 71: Wettbewerbspläne Projekt 'WeidWest' 1
(www.antonghiggi.com. Zugriff am 08.08.2014.)



Abb. 72: Wettbewerbspläne Projekt 'WeidWest' 2
(www.antonghiggi.com. Zugriff am 08.08.2014.)



Abb. 73: Modell Schulhaus-Entwurf 1
(www.stadt-zuerich.ch. Zugriff am 08.08.2014.)



Abb. 74: Modell Schulhaus-Entwurf 2
(www.stadt-zuerich.ch. Zugriff am 08.08.2014.)



Abb. 75: Brachfläche nach Rückbau der Gärten
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 76: Beginn der Bauarbeiten
(Eigenes Foto 2014)



Abb. 77: Gestaltungselemente
(Eigenes Foto 2014)



Abb. 78: Die Passerelle verbindet Westpark und Pflingstweidpark
(Eigenes Foto 2014)

Pflingstweidpark



Abb. 79: Lage Pflingstweidpark
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte Pflingstweidpark:

Fläche: ca. 12'000m²

Eigentümerin: Stadt Zürich

Architekt_innen: antón & ghiggi landschaftsarchitektur mit Baumann Roserens Architekten

Auftragsart: Wettbewerb 2010

Realisierung: Juni 2015

Nutzungen:

Quartierpark, Parkbogen und Spielwiese. Reservefläche für eine Primarschulanlage, die bis 2017 für Zwischennutzungen freigegeben wird.

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

V i a d u k t

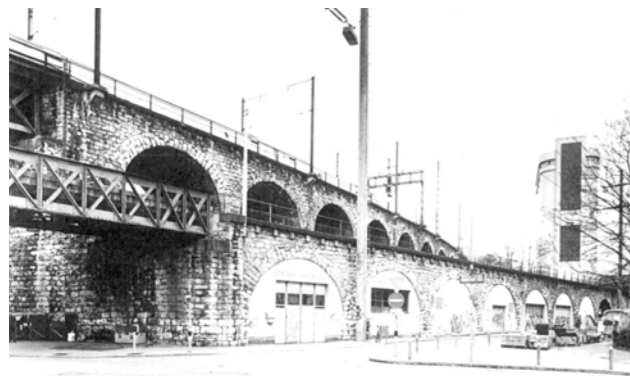


Abb. 80: Viaduktbögen mit Gewerbebetrieben
(BAZ 2001, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 81: Viaduktbögen mit Zwischennutzung
(BAZ 2003, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

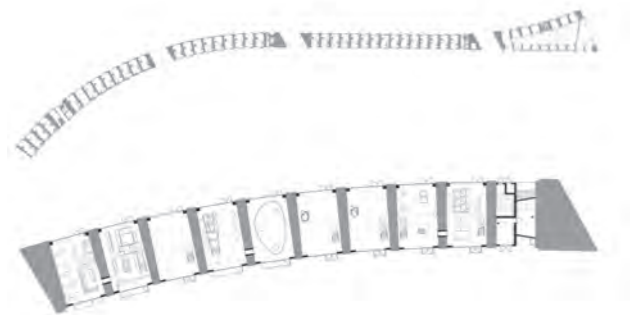


Abb. 82: Grundrissausschnitt em2n
(www.em2n.ch. Zugriff am 04.08.14)

Die Viaduktbögen, die in den 90er-Jahren durch verschiedene Gewerbebetriebe, Handwerker, einen Laden für italienische Spezialitäten und das Restaurant *Banane & Frucht* genutzt wurden, sollten zur ‚Marktgasse‘ umgebaut werden. Die Stadt Zürich führte gemeinsam mit den SBB Immobilien im Jahr 2004 nach einer vorausgehenden Bürgerbeteiligung einen Wettbewerb durch, der von den Zürcher Architekten em2n gewonnen wurde. Nachdem im Jahr 2005 kein Investor für das Projekt zu finden war, wurden die Einbauten in das Viadukt von der Stiftung zur Erhaltung von preisgünstigem Wohn- und Gewerberaum der Stadt Zürich (PWG) übernommen. Auf dem Lettenviadukt wurde ein Fuss- und Radweg angelegt (vgl. Infocenter 2009).



Abb. 83: Viaduktbögen vor Baubeginn 2008
(www.em2n.ch. Zugriff am 04.08.14)

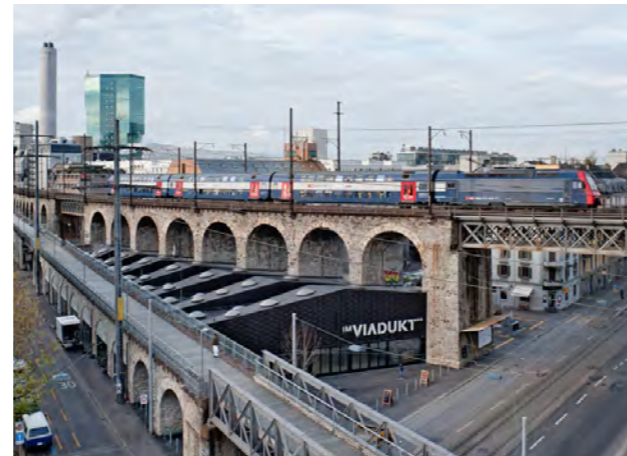


Abb. 84: Viaduktbögen nach Umbau 2010
(www.em2n.ch. Zugriff am 04.08.14)



Abb. 85: Markthalle innen
(Eigenes Foto 2013)

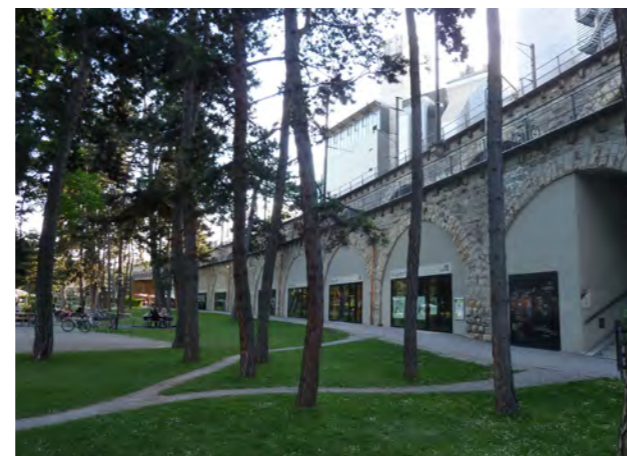


Abb. 86: Blick von der Josefswiese
(Eigenes Foto 2014)

J o s e f s w i e s e

Das Viadukt bildet in dieser Arbeit die östliche Grenze des Untersuchungsgebiets. Räumlich und städtebaulich zerschneidet das Viadukt den Kreis 5 in einen oberen und einen unteren Teil. Durchgänge und durchlaufende Straßenzüge stellen eine Verbindung her - auch zur angrenzenden Josefswiese, die im Sinne des deutschen Sozialreformers Migge wie ein Volkspark konzipiert ist. Die über 1'000m² umfassende Spielwiese, die durch Infrastrukturen wie Kiosk, Spielplatz und Wasserfläche ergänzt wird, stellt für Zürich West einen wesentlichen Grünraum dar (vgl. Infocenter 2009; vgl. Kap. 4).



Abb. 87: Durchgang zur Josefswiese
(Eigenes Foto 2014)



Abb.88: Spielwiese im Park Josefswiese
(Eigenes Foto 2014)



Abb. 89: Wasserbecken und Kiosk Josefswiese
(Eigenes Foto 2014)

V i a d u k t J o s e f s w i e s e



Abb. 90: Lage Viadukt und Josefswiese
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte Viaduktbögen:

Fläche: ca. 9'000m²

Eigentümerin: SBB Immobilien

Architekt_innen: em2n

Auftragsart: Wettbewerb 2004

Realisierung: 2008 - 2010

Nutzungen:

53 Bögen u. a. mit Markthalle, Läden, Restaurant, Café, Kindertreff, Tanzschule. Fuß- und Radweg auf dem Lettenviadukt.

Kennwerte Josefswiese:

Fläche: Spielwiese ca. 1'000m²

Eigentümerin: Stadt Zürich

Stand: Bestand

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Das Luftbild 2010 zeigt neben dem Wandel der öffentlich nutzbaren Räume und Verkehrsmaßnahmen weitere Veränderungen auf (s. Abb. 45): Das Stadion Hardturm wurde zurückgebaut und die Sportplätze auf dem Hardturm-Areal entfernt. Gleichzeitig lassen sich Bautätigkeiten auf dem Maag-Areal erkennen – die Schatten zweier Gebäude zeigen, dass hier in die Höhe entwickelt wird. Um diese und weitere Projekte, die ab 2008 entstanden, geht es im folgenden Abschnitt.

2.1.5 Vertikale Verdichtung (2008 – heute)

„In Zürich West ist das Problem bei den neueren Geschichten: Es ist immer alles groß, alles irgendwie einheitlich, alles irgendwie homogen. Es fehlt das Heterogene, es fehlen die Differenzen.“

(ES 2: TM 2)

Mit dem Beginn der Bauarbeiten im Jahr 2008 zum *Primetower* -dem neuen Wahrzeichen von Zürich West (s. Dokumentation C, S. 103)- begann eine weitere Phase in der Entwicklung des Stadtteils, welche die Umnutzung der Industrieareale Maag, Toni und Löwenbräu und die Bebauung des Hardturmareals beinhaltet.

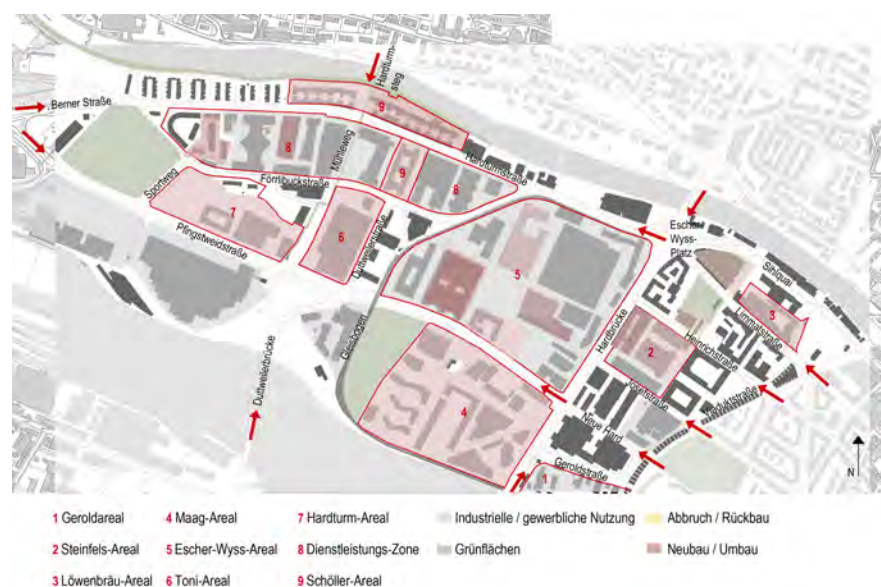


Abbildung 91: Übersichtsplan 2014

(Eigene Zeichnung nach GIS-ZH, Kanton Zürich, Zugriff 26.06.2014)

Die Transformation des Maag-Areals ist komplex und noch nicht abgeschlossen. Auf dem aus den Arealen Maag, Coop und Welti-Furrer bestehenden Umnutzungsgebiet wurden im Jahr 2011 die ersten Gebäude fertiggestellt. Dazu zählen im von Hardstraße, SBB-Gleisen und Gleisbogen begrenzten Dreieck die Dienstleistungsgebäude *Primetower*, *Diagonal*, *Cubus* und *Plattform*.

An der Pfingstweidstraße gegenüber dem Technopark entstanden mit dem Bau des *Fifty-One* weitere Büros. Daneben steht der *Mobimo-Tower*, der ein Hotel und Wohnungen im hochpreisigen Segment beinhaltet. Mit den drei geknickten Riegeln *Am Pfingstweidpark*, dem *Wohnhochhaus Zölly* und dem *Maaghof* wurden weitere Wohnungen geschaffen. Der nördliche Teil des Areals entlang der Pfingstweidstraße mit bestehenden Wohn- und Gewerbegebäuden wird in den kommenden Jahren entwickelt. Nach langen Kämpfen wurde aktuell der Entscheid vom Bundesgericht gefällt, dass das *Nagelhaus* dem Bau einer Straße weichen muss (vgl. Kunz 2014). Zum Welti-Furrer-Areal läuft ein Planungsverfahren.

Obwohl die Fußabdrücke der Gebäude im Vergleich zu denen aus den städtebaulichen Entwicklungsphasen 1 und 2 im Plan kleiner und schmaler in Erscheinung treten, charakterisiert sich der Phasenwechsel durch einen Maßstabssprung in der baulichen Dichte und Höhe der Gebäude. Die Bautypologie ändert sich weg von niedrigeren Gebäuden mit einer Ausdehnung in die Breite, die sich wesentlich an den bestehenden Volumen der industriellen Rahmenbedingungen orientieren, hin zu Bauvolumen mit einem modernen architektonischen Ausdruck, deren Großmaßstäblichkeit sich in der Vertikalität ausdrückt und keinen Zusammenhang mehr mit dem ehemaligen Industriegebiet aufweist. Das Maag-Areal wird dabei insbesondere durch die drei Hochhäuser *Mobimo-Tower*, *Primetower* und *Zölly* charakterisiert.

Ein Planer sieht in dieser wirkungsvollen Gruppierung hoher Bauten eine Chance:

„(Es war) Glück, dass sich die Situation so ergeben hat, dass wir eine Art Hochhausensemble etablieren konnten: Also ein Gespräch zwischen

hohen Häusern! Das ist total ungewöhnlich (...). Dieser Dialog zwischen den drei Häusern, das gibt es in der Stadt Zürich nicht mehr sonst.“

(ES 1: TM 1).

Das Ensemble, von dem hier die Sprache ist, wird aus Volumen auf demselben Areal gebildet. Ein Planer erklärt, dass bei der Transformation des Maag-Areals irrelevant gewesen sei, wie sich die Areale auf der gegenüberliegenden Seite der Pfingstweidstraße und Hardbrücke städtebaulich entwickelten, da man kein „Spiel von Baumassen über die Straße hinweg“ angestrebt habe (ES 4: TM 1). Man habe aber auf „stadtfunktionale Beziehungen“ Wert gelegt, worunter die Zugänge zu den Arealen und deren Vernetzung für den Langsamverkehr verstanden wurden (ES 4: TM 1).

Die Bemühungen, die einzelnen ‚Puzzleteile‘ miteinander zu verknüpfen, bleiben minimalistisch und beschränken sich auf Verkehrsregelungen für den Langsamverkehr, der die Möglichkeit erhält, an drei Positionen die Pfingstweidstraße in Richtung Escher-Wyss-Areal zu überqueren. Wie in den vorherigen städtebaulichen Entwicklungsphasen wird das Areal isoliert betrachtet und versucht, die Verknüpfung (nachträglich) über den öffentlichen Raum und Verkehrsmaßnahmen herzustellen.

Eine kritische Stimme wird in Bezug auf die Gestaltung des öffentlich nutzbaren Raumes auf dem Maag-Areal laut:

„Steinfels-Areal und Schölller-Areal haben noch eine gewisse Sensibilität städtebaulich - mit den Höfen usw. Hier (Maag) gibt es keinen Unterschied zwischen öffentlich und privat. Das ist alles modernistischer Freiraum. (...) Es ist alles mehr oder weniger vollflächig asphaltiert. Und dadurch entsteht eine total unverständliche, unattraktive und sehr wenig aufmerksame Situation.“

(ES 5: TM 3 - 4)

Dieses Zitat verdeutlicht, dass sich die Unterschiede zwischen den Entwicklungsphasen nicht auf die Bautypologien beschränken, sondern dass sich diese auch im öffentlich nutzbaren Raum manifestieren.

Die am Beispiel des Maag-Areals aufgezeigte Tendenz der vertikalen Verdichtung zeigt sich auch auf den anderen Arealen, die in dieser Phase entwickelt wurden und werden:

Das bestehende Brauereigebäude auf dem *Löwenbräu-Areal* mit der unter Schutz stehenden Backsteinfassade zur Limmatstraße, wurde nicht nur um den im Jahr 2011 fertiggestellten Gebäudeteil *Löwenbräu White* ergänzt, der verschiedene Museen und Galerien umfasst; im Jahr 2012 wurde der Bau des Büroturms *Löwenbräu Red*, ein Jahr später des Wohnturms *Löwenbräu Black* abgeschlossen.

Auf dem *Hardturm-Areal* entstehen mit der Bebauung der Baufelder A – C neue Wohngebäude, zu denen der Wohn- und Büroturm *Hardturm Park* den Auftakt bildet. Dem Hardturm Park gegenüber, auf der östlichen Seite des Hardturmviadukts, liegt das Toni-Areal. Die Gebäude der ehemaligen Fabrik wurden um einen Turm von etwa 70m Höhe aufgestockt, in dem sich hundert Wohnungen befinden.

Die Umnutzung dieser Areale wird in Kapitel 2.2 behandelt.

Das Hauptmerkmal der hier beschriebenen städtebaulichen Entwicklungsphase ist die vertikale Verdichtung. Anhand der Dokumentation des Primetowers wird diese exemplarisch aufgezeigt (s. Dokumentation C, S. 103).



D o k u m e n t a t i o n - C

Primetower



Abb. 92: Maßstabssprung
(www.stadt-zuerich.ch. Zugriff am 29.07.14)

Der PrimeTower sprengt mit seinen 126m Höhe die bislang üblichen Maßstäbe im Industriegebiet und in Zürich. Er wird zum Symbol für den aufstrebenden Stadtteil Zürich West und bildet durch seine Position auf dem Maag-Areal unmittelbar neben dem Bahnhof Hardbrücke den Auftakt ins Quartier. Neben seiner Funktion als städtebauliches Wahrzeichen signalisiert der PrimeTower durch sein äußeres Erscheinungsbild, dass sich Zürich West zum Geschäftsviertel entwickelt. Allein im PrimeTower arbeiten ca. 2000 Menschen, die Zahl der Arbeitsplätze in Zürich West wird für 2015 auf ca. 30.000 prognostiziert (vgl. Klaus 2013: 31).



Abb. 93: Geroldrampe ohne PrimeTower
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 94: Visualisierung 2000: Diener + Diener
(Hochparterre Nr. 1-2 2012: 13)

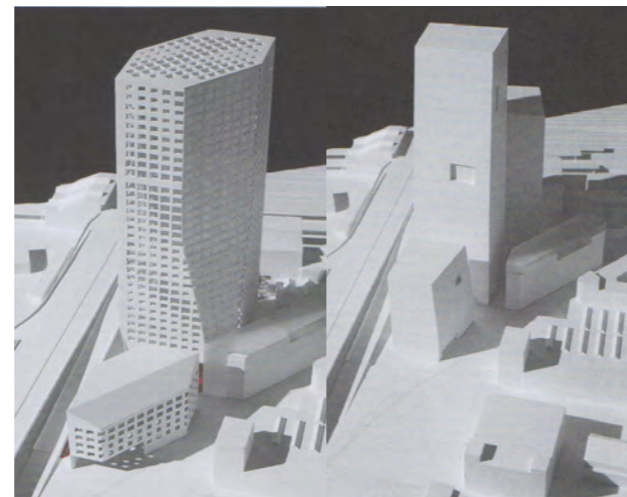


Abb. 95: Wettbewerb 2004: Mateo und Chipperfield
(Hochparterre Nr. 1-2 2012: 15)

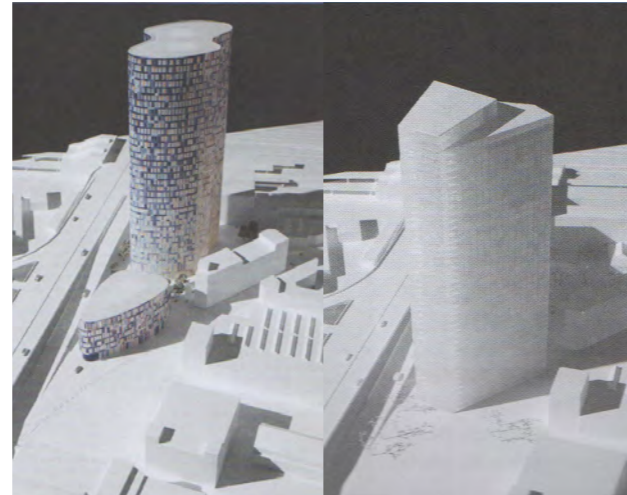


Abb. 96: Wettbewerb 2004: Sauerbruch Hutton, Herzog & de Meuron
(Hochparterre Nr. 1-2 2012: 15)



Abb. 97: Grundrisse Gigon / Guyer Architekten
(Hochparterre Nr. 1-2 2012: 21 u. 35)



Abb. 98: Bautafel PrimeTower und Nachbarbauten
(Eigenes Foto 2010)

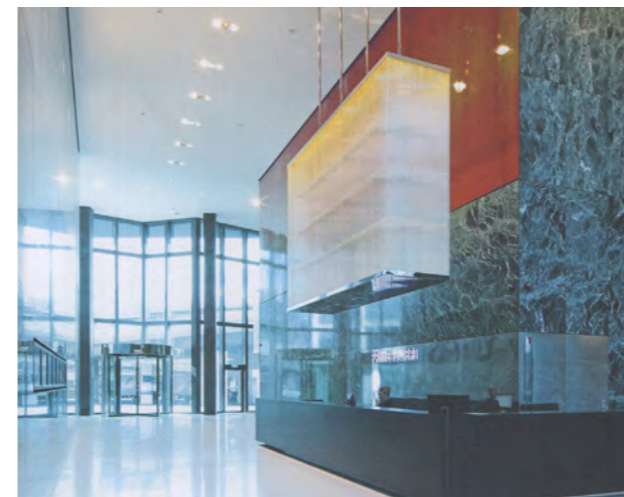


Abb. 99: Rezeption PrimeTower
(Foto: T. Wachter In: Hochparterre Nr. 1-2 2012: 19)



Abb. 100: Café - Restaurant Clouds 35. OG
(Foto: T. Wachter In: Hochparterre Nr. 1-2 2012: 35)



Abb. 101: PrimeTower
(Eigenes Foto 2012)

PrimeTower



Abb. 102: Lage Primetower
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Geschosse und Volumen: 228.000m²

Rechtl. Grundlage: Sonderbauvorschriften

Eigentümer_innen: Swiss Prime Site AG, Olten

Architekt_innen: Gigon / Guyer Architekten, Zürich

Auftragsart: Wettbewerb 2004

Planung: 2005 - 2011

Ausführung: 2008 - 2011

Nutzungen:

u. a. Clouds Restaurant and Conference, Citi Bank Switzerland, Deutsche Bank (Schweiz), Hotel Rivington & Sons (Bar), Zürcher Kantonalbank, Homburger AG

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

2.1.6 Informelle Entwicklungen

„In dieser Zeit der 90er-Jahre, (...) hat die Kreativszene sehr viele kreative Nutzungskonstellationen bewirkt. Das letzte, das sehr erfolgreich war, ist der Freitagturm; sehr erfolgreich waren die Kunstnutzung im Löwenbräu oder die Nutzungen in den alten Industriehallen. (...) Das ist eine Energie, die unersetzlich ist.“

(ES 3: TM 3)

Im Gegensatz zu den beschriebenen Arealen, die sich durch große Volumen charakterisieren, steht das Geroldareal, das sich in seiner räumlichen Struktur und Bautypologie von den bisherigen unterscheidet. Es liegt zwischen Hardbrücke und Viaduktbögen und grenzt im Süden an die SBB-Gleise an. Das Geroldareal zeichnet sich räumlich durch seine Kleinteiligkeit, Heterogenität und Vielfalt aus und stellt ein Relikt aus der Zwischennutzer-Ära dar (vgl. S. 261). Das kleinparzellierte Areal umfasst verschiedene Gebäude, die seit den 80er-Jahren auf unterschiedliche Weise genutzt werden – hier befinden sich Werkstätten, Lager, Ateliers, Clubs und Restaurants (s. Dokumentation F, S. 133). Die Anzahl der vielen Parzellen hat dazu geführt, dass das Areal bislang nicht gesamthaft entwickelt und überbaut werden konnte. Insbesondere ein Grundeigentümer ist nicht bereit, sein Grundeigentum zu verkaufen und fördert damit den Erhalt der vielfältigen Nutzungen (vgl. S. 216).

Auf dem Geroldareal wurde 2006 der *Freitag-Flagship-Store* gebaut – ein Containerturm der Taschenhersteller Freitag. Durch den Bau des Turmes wurden die informellen Entwicklungen sichtbar, die bis zu diesem Zeitpunkt räumlich außerhalb der Wahrnehmungsgrenze lagen. Damit kommt ihm neben seiner Funktion als Ausstellungs- und Verkaufsraum die Rolle eines Wahrzeichens zu. Er wird in der folgenden Dokumentation D beschrieben.



D o k u m e n t a t i o n - D

Freitag-Flagship-Store

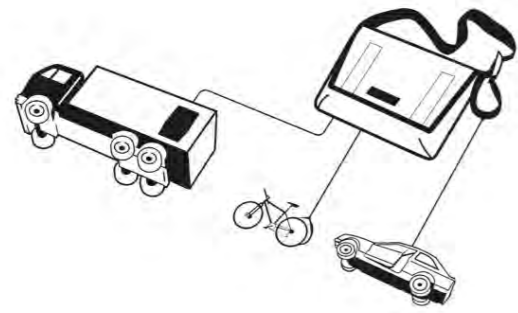


Abb. 103: Idee der Tasche aus recycelten Materialien
(www.freitag.ch. Zugriff am 31.07.14)

1993 gründeten die Brüder Daniel und Markus Freitag die gleichname Firma. Sie hatten die Idee, LKW - Planen, Fahrradschläuche und Auto-Anschnallgurte zu wasserdichten Taschen zu verarbeiten. 2006 eröffnete der Freitag Flagship Store auf dem Geroldareal - ein aus gebrauchten Containern gebauter Ladenturm, der zum Wahrzeichen von Zürich West wurde. Er ist Symbol für die kreativen und innovativen Nutzungen, die heute insbesondere noch auf dem Geroldareal vorzufinden sind und steht im starken Kontrast zum Primetower, der auf der anderen Seite der Hardbrücke etwa 100m höher in den Himmel ragt (vgl. Dok. C). Freitag hat inzwischen eine große Produktionshalle in Oerlikon und weltweit mehrere Läden eröffnet (vgl. FREITAG lab. Ag 2014).

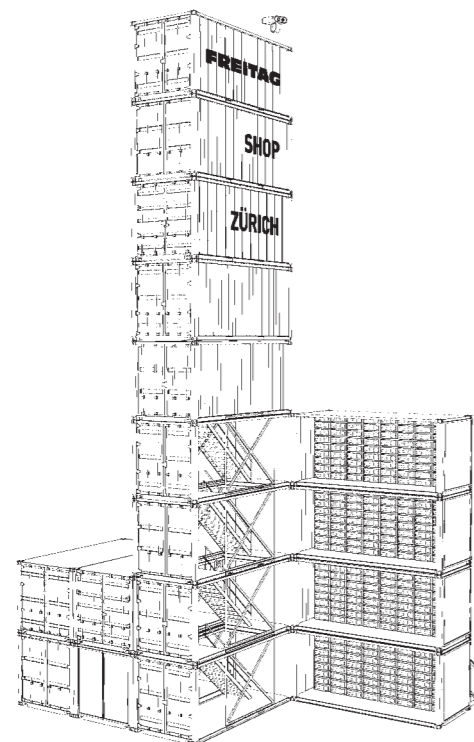


Abb. 104: Axonometrie Containerturn
(Spillmann Echsle Architekten)

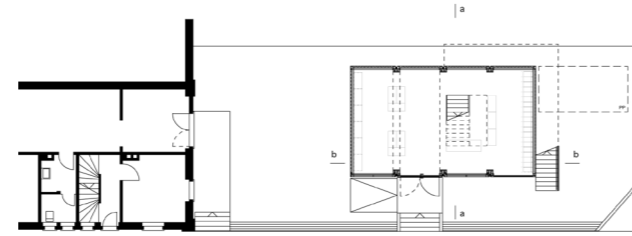


Abb. 105: Grundriss Ebene 1
(Spillmann Echsle Architekten)

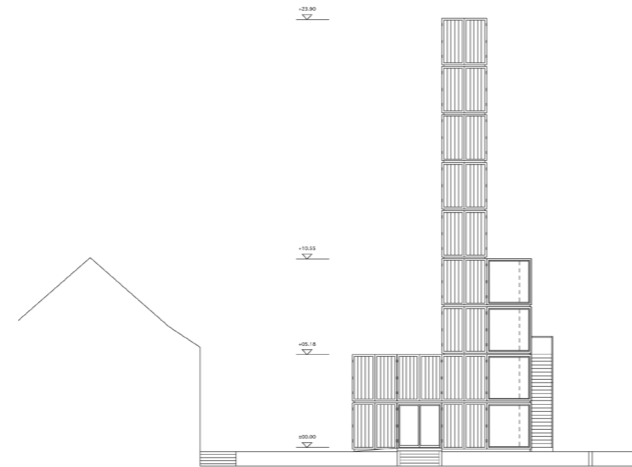


Abb. 106: Ansicht Nord
(Spillmann Echsle Architekten)



Abb. 107: Freitag Flagship Store
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 108: Innenansicht Shop
(Spillmann Echsle Architekten, Roland Tännler)



Abb. 109: Taschenregal Shop
(Spillmann Echsle Architekten, Roland Tännler)



Abb. 110: Freitag Flagship Store bei Nacht
(Eigenes Foto 2013)

F r e i t a g



Abb. 111: Lage Freitag Flagship Store
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Rechtl. Grundlage: Zentrumszone Z6

Eigentümer: Dr. Mayer-Sommer

Architekt_innen: Spillmann Echsle Architekten, Zürich

Auftragsart: Direktauftrag

Ausführung: 2006

Nutzungen:

Freitag Shop Zürich,

Aussichtsplattform

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Tatsächlich fanden zuvor auch auf den anderen Industriearealen in Zürich West informelle Entwicklungen statt: Die Gebäude, die mit dem Abwandern oder Stilllegen der industriellen oder gewerblichen Nutzung brachfielen, wurden bis zum Beginn der baulichen Transformation oftmals jahrelang zwischengenutzt. Dass diese Zwischennutzungen bislang keine Erwähnung fanden, liegt daran, dass sie bei den städtebaulichen Veränderungsprozessen unsichtbar blieben, da sich (bis auf die Ausnahme des Freitagsturms) allein die Art der Nutzung änderte. Aufgrund des temporären Charakters der Zwischennutzungen wurden kaum bauliche Veränderungen an den Gebäuden vorgenommen oder sie beschränkten sich auf Maßnahmen im Innenraum.

Obwohl sich die Zwischennutzungen nicht räumlich manifestieren, wird die Umnutzung der Industrieareale durch sie geprägt: Bei den städtebaulichen Transformationen der brachgefallenen Areale lässt sich eine Umnutzung in drei Phasen erkennen, die im Folgenden beschrieben wird.

2.2 Veränderung der Industrieareale durch Um-Nutzung

Ein zentrales Ergebnis der Analyse der städtebaulichen Entwicklung von Zürich West ist, dass die Industrieareale isoliert voneinander entwickelt wurden und werden. Nachdem in 2.1 die gesamthafte Veränderung des Quartiers beschrieben wurde, wird der Blick nun auf den Wandel einzelner Areale gerichtet.

2.2.1 Umnutzung in drei Phasen: Industrie – Dazwischen – Neunutzung

„Die Frage ist nur: Das, was nach dem Temporären kommt, ist das dann eine Qualität? Was für Strukturen müsste man schaffen, damit sich das Leben dann auch wieder so einnisten kann, dass es eine Mischung, keine Monokulturen aufweist, dass es lebendig ist. Das ist in Zürich West nicht so einfach.“

(ES 2: TM 4)

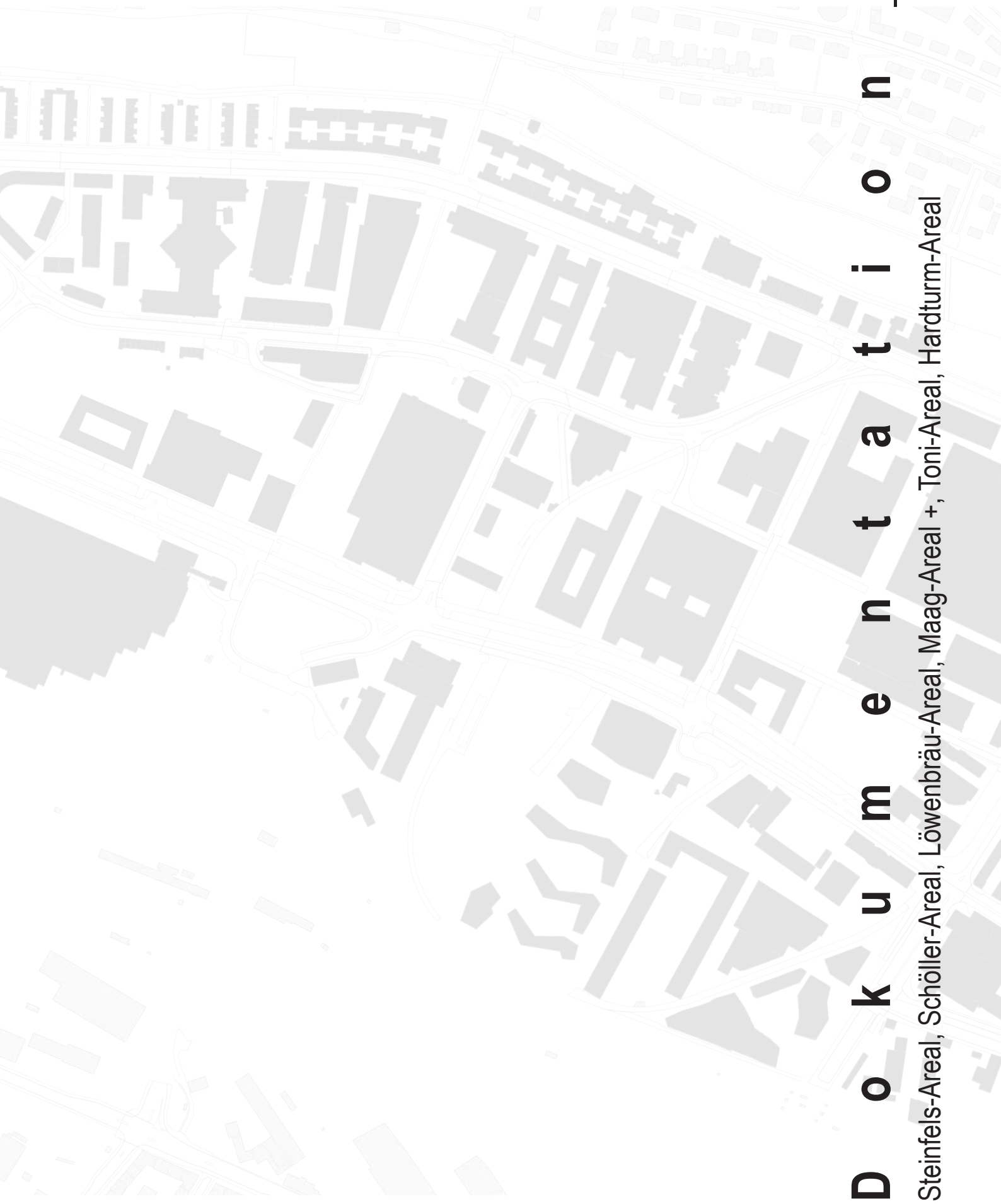
Bei der Transformation der Industrieareale in Zürich West lässt sich eine Gemeinsamkeit erkennen: Die ‚Dreiphasigkeit‘ ihrer Umnutzung. Was ist damit gemeint? Im Fall von Zürich West wurden die Areale, die später zu „Planungsinseln“ (Stadt Zürich 2009a) mutierten, zunächst industriell genutzt. Aufgrund von veränderten oder wegfallenden Bedürfnissen verlagerten die Industriebetriebe ihren Standort oder sie wurden stillgelegt, wodurch nach und nach große Flächen und Räume brachfielen. Diese erste Phase der ursprünglichen Nutzung wurde abgelöst von einer zweiten Phase, in der die leerstehenden Fabrikgebäude zwischengenutzt wurden.

Die brachgefallenen Areale bieten aufgrund ihrer ehemaligen Nutzung oftmals großzügige Räumlichkeiten mit spezifischen Raumqualitäten, die im „Spannungsverhältnis [...] zwischen historischer Bedeutung und aktueller Nutzung“ (Siebel 2002: 39) kreatives Potenzial entfalten können (vgl. Baum 2008: 96). Auf den ehemaligen Industriearealen entstanden in Zürich West durch die Aneignung von Nutzerinnen und Nutzern diverse Zwischennutzungen.

Abhängig von vorherrschenden Marktbedingungen unterliegen die Areale einem gewissen ökonomischen Entwicklungsdruck, der bewirkt, dass sie bei einer hohen Nachfrage zügig transformiert und bei geringem Druck über längere Zeit nicht umgebaut werden (vgl. Baum 2008: 97). In Zürich West führten verschiedene Bedingungen dazu, dass die zu unterschiedlichen Zeitpunkten brachgefallenen Areale insbesondere in den 90er-Jahren, aber auch zu Beginn des neuen Jahrhunderts intensiv zwischengenutzt wurden.¹⁶ Auf den Gebieten, „deren Zukunft für bestimmte oder unbestimmte Zeit unklar (war), die sich also in einem Zustand des Nicht-Mehr und Noch-Nicht (befanden)“ (Misselwitz et. al. 2013: 15), wurden arealweise Umnutzungs- oder Neubauprojekte realisiert. Diese neuen Nutzungen sind unabhängig von der ursprünglichen Nutzung und verändern Substanz und Bedeutung des Gebietes.

¹⁶ Eine Periodisierung und ausführliche Beschreibung der Zwischennutzungen wird in Kapitel 4 vorgenommen.

Die folgende Dokumentation hat zum Ziel, steckbriefartig die Entwicklung der ehemaligen Industrieareale in ihrer Dreiphasigkeit zu umreißen.



D o k u m e n t a t i o n - E

Steinfels-Areal, Schölller-Areal, Löwenbräu-Areal, Maag-Areal +, Toni-Areal, Hardturm-Areal

Industrie



Abb. 112: Villa Steinfels
(BfD 1976, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 113: Steinfels
(BAZ 1990/1991, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Ende des 19. Jahrhunderts erwarb Friedrich Steinfels als einer der ersten ein Grundstück im heutigen Zürich West und begann dort Seife, Kerzen und Waschmittel herzustellen. 1980 wanderte die Steinfels-Produktion nach Wetzikon ab (vgl. Stadt Zürich 2006b).



Abb. 114: Steinfels - Türme
(BAZ 1990/1991, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Dazwischen

Bereits in den 80er-Jahren begannen die Zwischennutzungen auf dem Steinfels-Areal. In den Sheddachhallen im Hinterhof gab es verschiedene Ateliers und Werkstätten. Dazu gehörten auch eine Modellbauwerkstatt und eine Vespa-/ und Motorradwerkstatt. Der Besitzer der Letztgenannten wehrte sich in den 90er-Jahren vehement gegen den Auszug und verzögerte den Baubeginn um mehrere Jahre (vgl. Stadt Zürich 2006b).



Abb. 115: Modellbauatelier
(Ideales Heim 11/1997: 49)

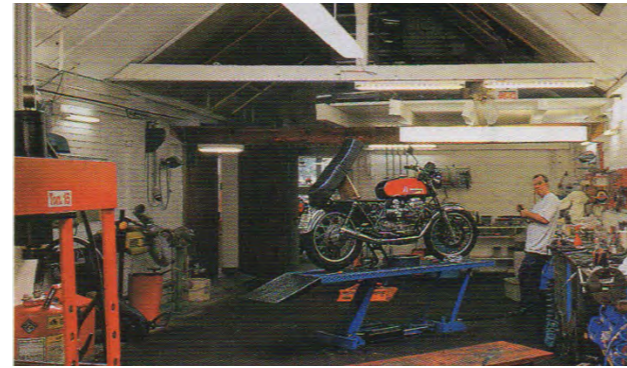


Abb. 116: Motorradladen
(Ideales Heim 11/1997: 49)

Von 1993 bis 1999 wurde der Garten hinter der Villa Steinfels als *Glacégarten* (Eisdiele) genutzt. Zudem eröffnete 1995 der Technoclub *Rohstofflager* im einstigen Rohstofflager der Seifenfabrik (vgl. Stadt Zürich 2006b; Rohstofflager 2012).



Abb. 117: Glacégarten
(Ideales Heim 11/1997: 46)

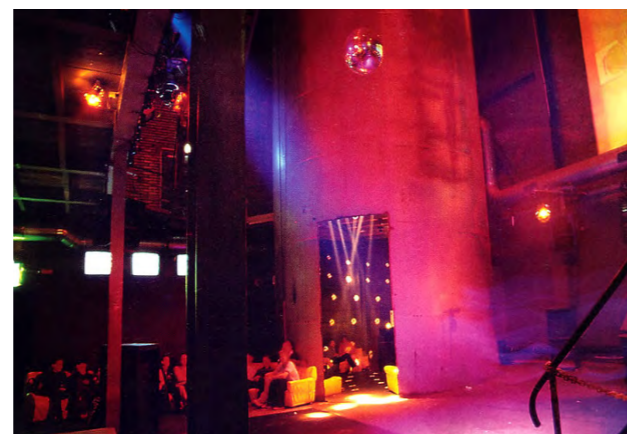


Abb. 118: Rohstofflager im Steinfels 1995
(www.hueg.li. Zugriff am 03.07.14)

Neunutzung

Bereits Anfang der 90er-Jahre wurden die erhaltenen Gebäudeteile der Seifenfabrik von den Architekten Kaufmann van der Meer + Partner umgebaut und aufgestockt: Hier entstanden das Multiplexkino *Cinemax* (heute Abaton), das Restaurant *Back & Brau*, das Studio *Tele Züri* und die ersten Loftwohnungen (vgl. Stadt Zürich 2006b; Stadt Zürich 2012a).



Abb. 119: Lofts im Waschmittelturm
(Ideales Heim 11/1997: 56)

Im Jahr 2000 wich der Club *Rohstofflager* dem Bau der Zürcher Kantonalbank. Im selben Jahr begann der Bau des Wohn- und Geschäftshauses *West - Side*. Wenig später wurde an der Josefstraße ein weiteres Wohn- und Geschäftshaus realisiert. Noch heute herrscht auf dem Steinfels eine Nutzungsmischung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit (vgl. Stadt Zürich 2006b; Stadt Zürich 2012a).



Abb. 120: Eingang Steinfels-Passage und West-Side
(Eigenes Foto 2012)

Steinfels-Areal



Abb. 121: Lage Steinfels - Areal
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Arealgrundfläche: ca. 48'500m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 1988

Eigentümer_innen: Cinemax AG, ZkB, Rentenanstalt /Swiss Life

Architekt_innen: Schäublin + Teuwen Architekten, Kaufmann van der Meer + Partner AG, Herzog Hubeli Architekten mit Raderschall AG

Stand Planung: realisiert

Nutzungen:

bis 1980: Seifenfabrik

ab 1980: Zwischennutzungen

1992 / 1993: Einbau Kinos

1993- 1996: Umbau und Aufstockung mit Lofts

2000 - 2002: Bau West-Side

2002 - 2004: Wohn- und Geschäftshaus Josefstraße

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Industrie



Abb. 122: Textilfärberei
(Hardturm AG et al. 2003: 3)

Bis 1988 wurde das Schöller-Areal als Textilfärberei genutzt. In diesem Jahr beschlossen die Inhaber der Albers Gruppe die Umnutzung des Areals für Wohn- und Geschäftsräume (vgl. Hardturm AG et al. 2003: 3).

Dazwischen



Abb. 123: Beschilderung Zwischennutzungen
(Comart, eigenes Foto 2013)



Abb. 124: Theater Hardturmstraße
(Comart, eigenes Foto 2013)

In die leerstehende Fabrik zogen Ende der 80-Jahre Zwischennutzungen ein: Dazu zählten u. a. das westend CH Tanztheater, die Galerien Jamileh Weber und Bob van Orsouw, die Kunsthalle Zürich, Comart Tanz- und Theaterausbildung, die DEPOT Schauspielschule und das Tetra Sceno.

Die Zwischennutzung des Schöller-Areals endete 1995, als die Bewilligung für das aus einem Wettbewerb hervorgegangene Neubauprojekt erteilt wurde. Die inzwischen teilweise etablierten Galerien und die Kunsthalle Zürich schlossen sich zusammen und mieteten sich in Folge im Löwenbräu-Areal ein (s. u.; vgl. Wehrli - Schindler 2002: 7).



Abb. 125: Schöller-Areal und Hardturm
(BAZ, 1996, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 126: Abbruch Schöller
(BAZ, 1996, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Neunutzung



Abb. 127: Skizze Limmatwest
(Hardturm AG et al. 2003: 11)

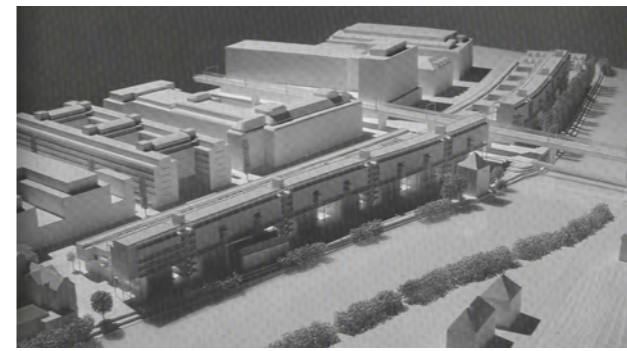


Abb. 128: Modell Limmatwest
(Hardturm AG et al. 2003: 9)



Abb. 129: Limmatwest liegt an der Limmat
(Hardturm AG et al. 2003: 17)

Die innovative Werbekampagne, bei der Vico Torrianis Schlager *Kalkutta liegt am Ganges* den Zusatz *Limmatwest liegt an der Limmat* erhielt, prägte u. a. das Label *Zürich West* (vgl. Hardturm AG et al. 2003: 16f.).

Zwischen 1997 und 2002 wurde Limmatwest in zwei Etappen bebaut. Es entstanden 330 Wohnungen, die sich in Richtung Limmat orientieren und Büro- und Gewerbeflächen entlang der Hardturmstraße (vgl. Stadt Zürich 2006b).



Abb. 130: Limmatwest heute
(Eigenes Foto 2013)

Schöller-Areal



Abb. 131: Lage Schöller - Areal
Quelle: GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Arealgrundfläche: 26.631m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 1994

Eigentümer_innen: Hardturm AG, Halter Untern. AG

Architekten: Kuhn Fischer Partner Arch. AG

Stand Planung: realisiert

Nutzungen:

bis 1988: Textilfärberei

1988 - 1995: Zwischennutzungen

1995 - 1997: überwiegend Leerstand

1997: Fabrikabbruch und Altlastensanierung

1997 - 1999: Bau Limmat West I

1999 - 2002: Bau Limmat West II

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Industrie



Abb. 132: Fassade Limmatstrasse Löwenbräu
(BAZ 2004, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 133: Luftbild Löwenbräu 1991
(Du 827 / 2012: 17)



Abb. 134: Innenhof und Hochkamin
(BAZ 2004, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Dazwischen

Durch die Stilllegung der Bierbrauerei wurde das Löwenbräu-Areal frei zur Umnutzung. Die Galeristen, die aus dem Schöller-Areal ausziehen mussten, schlossen sich mit der Kunsthalle Zürich zusammen und wechselten 1996 in das nun leerstehende Areal (vgl. Hochparterre 01/2014: 18). Weitere Galerien, das Migros Museum für Gegenwartskunst und die Daros Collection zogen in Folge ins

Löwenbräu ein. In nur wenigen Jahren entwickelte sich ein Kunstzentrum von internationalem Renommee (vgl. Hochparterre 01/2014: 18; Stadt Zürich 2006b). 2001 wurde der blaue Saal, in dem zuvor Biersud abkühlte, als Bühne für Tanz-, Theater- und Musikaufführungen umgenutzt. Zwei Jahre später eröffnete der Club Säulenhalle (vgl. Stadt Zürich 2006b).

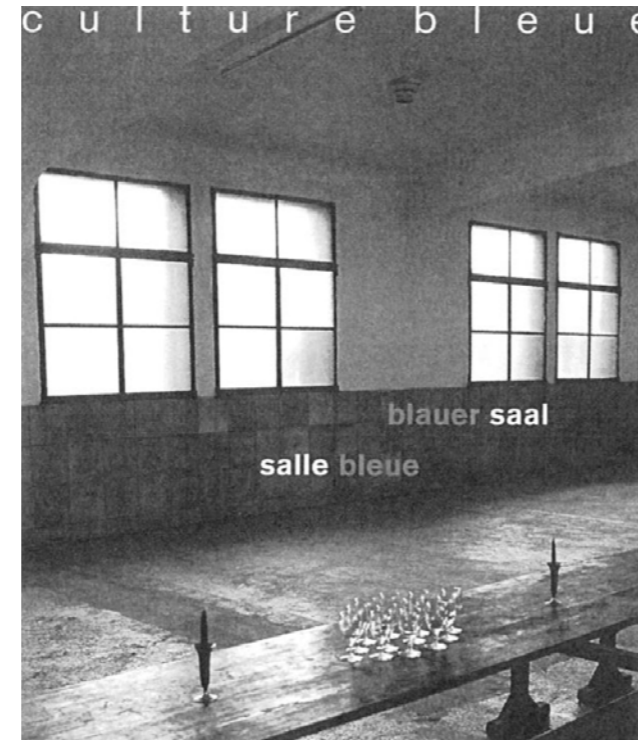


Abb. 135: Postkarte Blauer Saal
(Postkarte um ca. 1997, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 136: Club Säulenhalle
(BAZ 2004, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 137: Blauer Saal
(BAZ 2010, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Neunutzung

Die Architekten Gigon Guyer gewannen gemeinsam mit Atelier WW einen Wettbewerb für die Umnutzung des Löwenbräu-Areals. Unter Erhalt der historischen Bauten und des Stahlsilos wurde Bestehendes umgebaut und mit neuen Gebäudeteilen ergänzt. Im Löwenbräu White sind u. a. die Kunsthalle Zürich, das Migros Museum für Gegenwartskunst, Freymond-Guth Fine Arts, die Galerien Bob van Orsouw, Eva Presenhuber, Gregor Staiger sowie Hauser & Wirth untergebracht. Ergänzt wird das Ensemble durch den Wohnturm Löwenbräu Black und das Bürogebäude Löwenbräu Red (vgl. Rhombus Partner Immobilien AG 2014).



Abb. 138: Visualisierung Löwenbräu white - black - red
(Gigon Guyer, Zugriff 2013)



Abb. 139: Löwenbräu heute
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 140: Blauer Saal als Büro
(Foto: T. Zwysigg In: Hochparterre 01 / 2014: 11)

Löwenbräu-Areal



Abb. 141: Lage Löwenbräu - Areal
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Arealgrundfläche: ca. 11'500m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 2003

Eigentümerin: PSP Swiss Property

Architekten: Gigon Guyer mit Atelier WW

Stand Planung: realisiert

Nutzungen:

bis 1995: Bierbrauerei

1996: Beginn Zwischennutzungen

2001: Einzug Daros Collection

2003: Eröffnung Club Säulenhalle

2010 - 2013: Bauzeit Löwenbräu white - black - red

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Industrie



Abb. 142: Zahnrad-Fabrik
(BAZ 1995, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Die Anfang des 19. Jahrhunderts durch Ingenieur Max Maag gegründete Fabrik, in der Pumpen, Getriebe und Zahnräder hergestellt wurden, musste in den 90er-Jahren ein Viertel der Mitarbeiter entlassen. Im selben Jahr, 1984, wurde die Firma in die drei selbstständigen Gesellschaften Maag Getriebe AG, Maag Pump Systems und Maag - Zahnräder aufgeteilt. Die beiden erstgenannten wurden 1995 und 1997 verkauft (vgl. Stadt Zürich 2006b).

Dazwischen



Abb. 143: Musical *deep*
(<http://www.patriciahodell.de> Zugriff am 11.03.15)

Mit Beginn der 90er-Jahre richteten sich in den bereits frei gewordenen Teilen der Maaghallen verschiedene Zwischennutzer ein: Es entstand eine Vielfalt aus Fotografie- und Designateliers, Architekturbüros, einem Gitarrenbauer, Webdesignern und Filmproduzenten. Die ehemalige Betriebskantine wurde zum Treffpunkt für die unterschiedlichen Nutzerinnen und Nutzer. Eine der Produktionshallen wurde 2002 für das Musical *deep* zur MusicHall umgenutzt. Weitere Events, u. a. das Mundart-Musical *Ewige Liebi* folgten. Nur ein Jahr später werden die Maag EventHall und die Celebrationhall der Freikirche International Christian Fellowship (ICF) eröffnet (vgl. Credit Suisse 2014).

Neunutzung



Abb. 144: Luftbild Planungsgebiet Maag-Areal Plus um 2005
(www.maagarealplus.ch. Zugriff am 04.07.14)



Abb. 145: Turbinenstraße Richtung Grünau 2005
(BAZ 2005, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Heute ragen auf dem Areal drei Wohn- und Geschäfts-Hochhäuser in den Himmel, das Nagelhaus *Resistance* widersteht dem Rückbau zugunsten eines neuen Straßenzuges, alte Nutzungen wie der Club Härterei und die Maag MusicalHall bestehen neben Neuem und Zukünftigem.



Abb. 146: Bauprofile Renaissance
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 147: Härterei 2.0 Club (seit 2009, Hip-Hop)
(www.haerterei-club.ch. Zugriff am 03.07.14)



Abb. 148: Nagelhaus *Resistance*
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 149: Luftbild Maag - Areal 2012
(Desair AG, www.stadt-zuerich.ch, Zugriff am 03.07.2014)



Abb. 150: Drei Hochhäuser
(Eigenes Foto 2014)

Maag-Areal+



Abb. 151: Lage Maag - Areal Plus
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Arealgrundfläche: ca. 110'000m²

Rechtl. Grundlage: Sonderbauvorschriften 2008

Eigentümer_innen: SPS Immobilien AG, Mobimo AG, Coop Immo. AG, Swiss Prime Site AG, Allreal GU AG

Architekt_innen: Gigon Guyer, Diener + Diener, Meili Peter Arch., ARGE MaagMax, e2a

Stand Planung: realisiert / im Bau / geplant

Nutzungen:

1984: Aufteilung in Maag Getriebe AG, Maag Pump Systems und Maag - Zahnräder

1995 / 1997: Verkauf von Maag Getriebe AG und Maag Pump Systems

ab 1990: diverse Zwischennutzungen

2002: Produktionshalle wird zur MusicHall

2003: Eröffnung Maag Event Hall

2011: Eröffnung Prime Tower

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)



Abb. 152: Luftbild Toni
(Keystone 1994, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Industrie

Nach fünfjähriger Bautätigkeit wurde die Toni - Fabrik 1977 in Betrieb genommen. Hier wurden Milchprodukte wie Joghurt und Milchpulver hergestellt und verarbeitet. 1999 kam es zur Fusion zwischen der Firma Toni und der Sän-tis AG. Unter dem neuen Namen Swiss Dairy Food wurde die Milchverarbeitungsfabrik weitergeführt, schloss jedoch noch im selben Jahr aufgrund ökonomischer Schwierigkeiten. Bis zum endgültigen Kollaps der Firma Swiss Dairy Food im Jahr 2002 wurde das Areal noch als Verteilzentrum für Swiss Dairy Produkte genutzt.



Abb. 153: Duttweiler Strasse
(BAZ 2004, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 154: Rampen
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Dazwischen

Drei große Clubs belebten das leerstehende Fabrikareal Anfang des neuen Jahrhunderts. Die Zwischennutzungen begannen, als Ende 2001 der Club *Toni-Molkerei* in der ehemaligen Fabrik eröffnet wurde.



Abb. 155: Tresen Toni - Molkerei
(Foto: A. Saheurs In: Hochparterre Nr. 4 2002: 24)



Abb. 156: Sitz - Floße Toni - Molkerei
(Foto: A. Saheurs In: Hochparterre Nr. 4 2002: 25)

Bei den Initianten handelte es sich u. a. um Veranstalter des Clubs *Rohstofflager*, der zunächst im Steinfels war, mit dem Bau der ZKB nach Oerlikon auswich und 2003 ins ehemalige Milchpulverlager im Toni-Gebäude umzog. Zusätzlich wurde 2004 im ehemaligen Personalrestaurant der Club *Dachkantine* eröffnet.



Abb. 157: Liegen Dachkantine
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 158: Hauptraum Dachkantine
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Neben den Musikclubs fanden u. a. Buchvernissagen und Modeevents statt, es gab Indoor-Beachvolleyball und eine Freestyleanlage. Selbst als das Areal ab 2006 weitestgehend geräumt war, gab es noch temporäre Veranstaltungen, darunter 2008 eine Tutanchamun-Ausstellung. Das Rohstofflager verzögerte den Übergang zu einer definitiven Nutzung durch einen Rechtsstreit um ca. zwei Jahre. 2009 begann der Bau der Zürcher Hochschule der Künste auf der Basis eines 2006 durchgeführten Wettbewerbs, der von em2n gewonnen wurde. Die Eröffnung der Hochschule fand im September 2014 statt (vgl. Angst et al. 2010: 44ff.; Rohstofflager 2012).

Neunutzung



Abb. 159: Rampen ZhdK
(Eigenes Foto 2014)



Abb. 160: ZhdK
(Eigenes Foto 2014)

Toni - Areal



Abb. 161: Lage Toni - Areal
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Arealgrundfläche: 25.000m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 2003

Eigentümer_innen: ZKB / Allreal

Architekt_innen: em2n, Zürich

Stand Planung: realisiert

Nutzungen:

1977 - 1999: Milchverarbeitungsfabrik

1999 - 2001: überwiegend Leerstand

2001 - 2006: Zwischennutzungen

2006 - 2009: überwiegend Leerstand

2009 - 2014: Bau Zürcher Hochschule der Künste

seit 2014: Hochschulcampus mit ZhdK, ZHAW, IAP

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009;
Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Industrie



Abb. 162: Familiengartenareal und alter Sportplatz Hardturm (BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 163: 'Schölllerhäuser' in der Förrlibuckstraße (Eigenes Foto 2014)



Abb. 164: Seifenfabrik Jakob Kolb um 1900 (Endut 2014)

Dazwischen

Auf dem Hardturm-Areal befanden sich Sportplätze und Familiengärten. Die in den 30er- und 40er-Jahren entstandene Arbeitersiedlung, die zur Färberei Schölller gehörte, säumt das Areal entlang der Förrlibuckstraße. Die Einfamilienhauszeilen wurden 1995 unter Schutz gestellt. Außerdem befindet sich hier das Parkhaus P West, dessen UG und Dach nach wie vor zwischengenutzt werden.



Abb. 165: Eingang Club Q (BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 166: Club Q innen (BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 167: Zwischennutzung in der ehem. Seifenfabrik von Jakob Kolb (Endut 2014)



Abb. 168: City Beach Zürich (Eigenes Foto, 2013)

Neunutzung

Auf dem Hardturm-Areal, das zwischen dem ehemaligen Hardturmstadion und der Toni-Molkerei situiert ist, entstehen derzeit auf drei Baufeldern neue Gebäude, die als Hauptnutzung Wohnen im hochpreisigen Segment beinhalten. Auch Ladenflächen und Geschäftsräume werden hier angesiedelt. Für den Bau der Förrlibuck-Terrassen wurde im Sommer 2013 *Der Rest von Zürich West* abgetragen - das Gebäude einer zwar kleinen, aber modernen Seifenfabrik, die Jakob Kolb in den 30er-Jahren eröffnete und die von Bewohner_innen und der Party Partei bespielt wurde (vgl. Endut 2014).

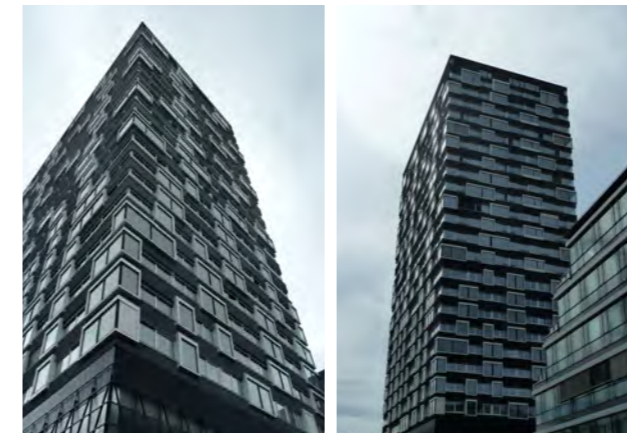


Abb. 169: Hardturm Park (Eigene Fotos 2013)



Abb. 170: Badewanne mit Ausblick im Hardturm Park (Eigenes Foto 2013)



Abb. 171: Hardturm-Areal Luftbild (Eigenes Foto 2013)

Hardturm-Areal

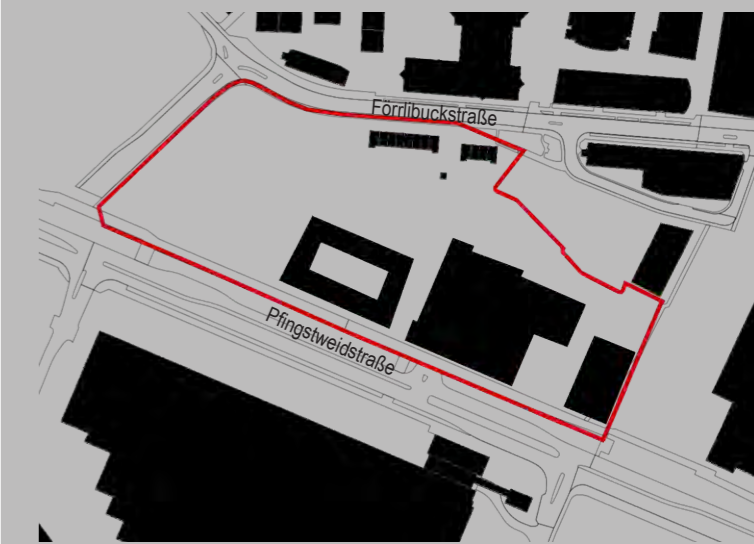


Abb. 172: Lage Hardturm - Areal (GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

1:5000 N ↑

Kennwerte:

Arealgrundfläche: ca. 47'000m²

Rechtl. Grundlage: Privater Gestaltungsplan 2006

Eigentümer_innen: Sturzenegger & Schiess AG, Hardturm AG, Halter Unternehmungen, Swiss Life AG, Halter AG

Architekt_innen: Stierli + Partner AG, ADP Arch. AG, Gmür und Geschwentner Arch. AG, Felix Partner Architektur AG, Bauart Architekten und Planer AG

Stand Planung: realisiert / im Bau

Nutzungen:

1931: Bau der Förrlibuckhäuser („Schölllerhäuser“)

1975: Bau Parkhaus P West

2003: Geschäftshaus Förrlibuckstrasse 181

bis 2007: Sportplätze des GCZ

2012: Bebauung der Baufelder B und C

im Bau: Baufeld A, Förrlibuckstraße 185 und 191

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

Mit all diesen Projekten bietet sich die Möglichkeit, auf die Entwicklung von Zürich West, die insbesondere in der letzten städtebaulichen Entwicklungsphase vom ökonomischen Druck gesteuert war (vgl. S. 186ff.), korrigierend und ergänzend Einfluss zu nehmen. Die angestrebte Umsetzung von zwei Schulanlagen auf dem Schütze- und dem Pfingstweid-Areal zeigt, dass hier der Versuch unternommen wird, heutige Defizite in der sozialen Infrastruktur abzuschwächen.

Ungewiss ist die Zukunft der Fläche des ehemaligen Hardturmstadions und des Geroldareals (s. Abbildung 173). Ein Projekt für ein neues Fußballstadion wurde genauso abgelehnt wie der Neubau eines Kongresszentrums. Diese beiden Orte befinden sich nach wie vor in der Phase ‚Dazwischen‘. Sie werden in der abschließenden Dokumentation vorgestellt.



D o k u m e n t a t i o n - F

Geroldareal, Hardturmstation

Dazwischen



Abb. 174: Blick vom Primetower auf das Geroldareal
(Eigenes Foto 2013)

Anfang der 80er-Jahre begannen die Zwischennutzungen auf dem Geroldareal, das zuvor eine Mischung von Lagergebäuden, Schuppen und Werkstätten beinhaltete. Das Areal besteht aus fünf Parzellen mit einer kleinmaßstäblichen Bebauung. Es wird von Kleinunternehmerinnen und -unternehmern aus den Bereichen Musik, Grafik, Design, Architektur und Kunst genutzt. Daneben gibt es Gewerbebetriebe, Gastronomie und mehrere Clubs. Ein Fahrradgeschäft, eine Badmintonhalle und das Brockenhaus der Heilsarmee ergänzen das vielfältige Angebot.

Wahrzeichen des Areals mit internationalem Bekanntheitsgrad ist der Freitag Flagship Store: ein aus Containern aufgestapelter Turm, in dem die berühmten Taschen aus LKW-Planen zu erwerben sind (vgl. Dok. D; Angst et al. 2010: 32ff.).



Abb. 175: Geroldrampe ohne Primetower
(BAZ 2006, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 176: Badmintonhalle
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 177: Club Helsinki
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 178: Brockenhaus der Heilsarmee
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 179: Fahrradhändler
(Eigenes Foto 2012)



Abb. 180: Club hive
(Eigenes Foto 2014)

Seit 2008 wurde das Geroldareal als alternativer Standort für ein neues Kongresszentrum in Betracht gezogen. Dieser Entwicklungsschritt wurde durch einen der Grundeigentümer verhindert, auf dessen Parzelle im Jahr 2012 Trendläden und Frau Gerolds Garten eröffneten (vgl. Westnetz 2014).



Abb. 181: Frau Gerolds Garten mit Läden im Hintergrund
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 182: Geroldrampe mit Primetower
(Eigenes Foto 2012)

Geroldareal

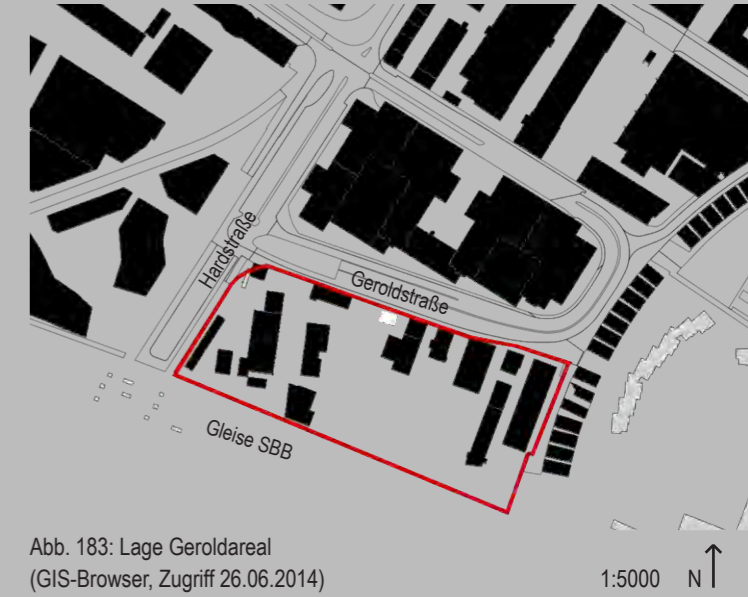


Abb. 183: Lage Geroldareal
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

Kennwerte:

Arealgrundfläche: ca. 22'000m²

Rechtl. Grundlage: Zentrumszone Z6

Eigentümer_innen: Stadt Zürich, Dr. Mayer-Sommer, Heilsarmee

Stand: Zwischennutzungen

Nutzungen:

bis 1980: Gewerbe, Werkstätten und Lager

1980 - heute: Zwischennutzungen

(u. a. Clubs: hive, Supermarket, Cabaret, Helsinki; Gastronomie: Rosso, Rössli, Frau Gerolds Chuchi, Frau Gerolds Garten; Läden: Tom's, Vintage Möbel Walther und Bogen 33; Badmintonhalle Yonex; verschiedene Ateliers und Gewerbe)

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

D a z w i s c h e n

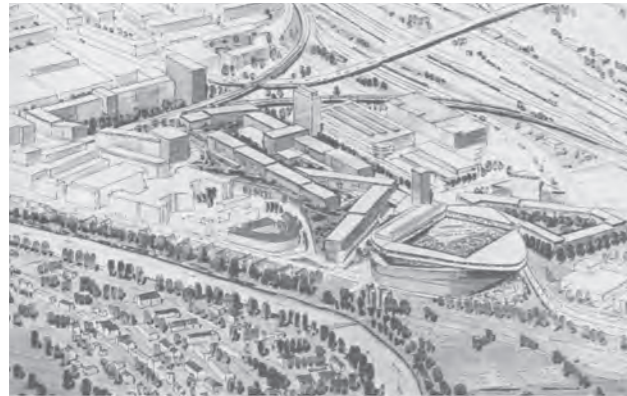


Abb. 184: Siegerprojekt MDC / OMA 1999
(Metzger 2005: 10)

Das Stadion Hardturm sollte zwei Aufgaben erfüllen: Einerseits sollte die Stadionnutzung wieder hergestellt, andererseits ein städtebaulicher Abschluss für Zürich West gefunden werden. Im Frühjahr 1999 wurde ein Wettbewerb für ein städtebauliches Grobkonzept unter vier eingeladenen Investoren ausgetragen, aus dem die niederländischen Planer Multi Development Corporation (MDC) in Zusammenarbeit mit Rem Koolhaas / Office of metropolitan Architecture (OMA) als Sieger hervorgingen. Aufgrund einer zweifelhaften Überarbeitung und unschlüssigen Kosten-Nutzen-Rechnung der Developer entschied die Stadt Zürich im Jahr 2000, das Stadionprojekt alleine weiter zu verfolgen (vgl. Metzger 2005: 10f.).

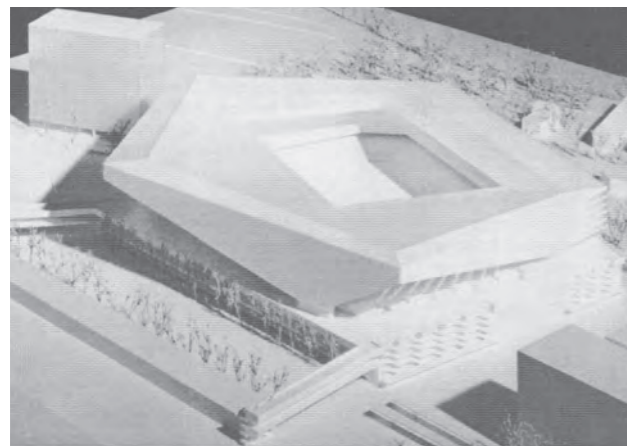


Abb. 185: „Fünfeck“ von Meili Peter Architekten 2002
(Metzger 2005: 16)



Abb. 186: Luftbild Stadion Hardturm 2002
(Eigenes Foto 2013: Ausstellung Stadt Zürich)

Noch im selben Jahr wurde ein neuer Wettbewerb für ein polysportives Stadion (mit Leichtathletiknutzung) ausgeschrieben, aus dem nach einer Überarbeitung 2002 Meili Peter Architekten als Gewinner hervorgingen. Doch Rekurse zu Sonderbauvorschriften und Gestaltungsplan und Unklarheiten zum Verkehrskonzept verzögerten die weitere Planung. Erst im Jahr 2004 gab es einen positiven Bundesgerichtsentscheid und die Versicherung der Trägerschaft, an der Realisierung eines Stadions festhalten zu wollen (vgl. Metzger 2005: 17f.). Vor der Abtragung des bestehenden Stadions im Jahr 2008 wurde es von Linksautonomen besetzt, die mit der Aktion „Brotäktchen“ ein Zeichen gegen die Europameisterschaft 2008 setzen wollten (vgl. Landolt 2008).



Abb. 187: Stadion Zürich
(BAZ 2004, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)



Abb. 188: Modell „HYPODROM“ von Burkhard Meyer Architekten
(Eigenes Foto 2013: Ausstellung Stadt Zürich)



Abb. 189: Modell Tribüne „HYPODROM“, Burkhard Meyer Architekten
(Eigenes Foto 2013: Ausstellung Stadt Zürich)



Abb. 190: Durchgang zur Stadionbrache
(Eigenes Foto 2014)



Abb. 191: Stadiongarten
(Eigenes Foto 2013)



Abb. 192: Urban Gardening im Stadiongarten
(Eigenes Foto 2013)

Aufgrund von Einsprachen gegen eine Mantelnutzung und zugunsten von preisgünstigem Wohnungsbau fand ein weiterer Wettbewerb statt. Über die Umsetzung des Siegerprojekts „HYPODROM“ von Burkhard Meyer Architekten wurde im September 2013 abgestimmt - mit negativem Ergebnis. Die Stadt Zürich entschied, das Stadionprojekt vorerst nicht weiterzuverfolgen. Derzeit wird die Brache teilweise von der Zwischennutzung ‚Stadiongarten‘ bespielt, die aus vier Vereinen besteht. Auf der Brache wird Brot gebacken (broto loco), geskatet, gebouldert und Urban Farming betrieben (vgl. Vignette V).

Hardturmstadion

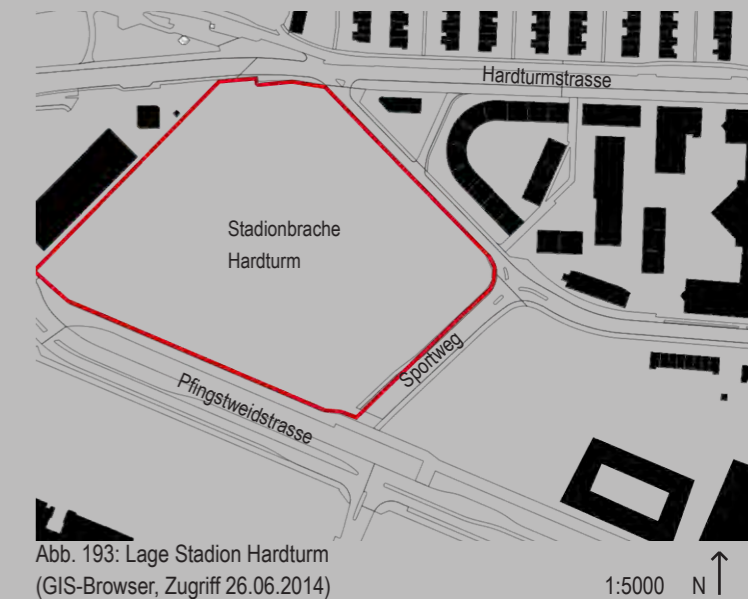


Abb. 193: Lage Stadion Hardturm
(GIS-Browser, Zugriff 26.06.2014)

Kennwerte:

Fläche: ca. 80'000m²

Rechtl. Grundlage: Sonderbauvorschriften

Eigentümer_innen: Stadt Zürich, Hardturm AG

Architekt_innen: MDC / OMA, Meili Peter, Burkhard Meyer Architekten und diverse andere WBW - Teilnehmer_innen

Auftragsart: Studien und Wettbewerbe

Planung: 1999 - 2013

Nutzungen:

bis 2008: Fußballstadion des GC Zürich

2008 - heute: Zwischennutzung Stadiongarten

(vgl. Infocenter Zürich-West 2009; Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2014a)

2.3 Das Wichtigste in Kürze: Räumliche Transformationen

Ohne Städtebau und Architektur hier aufgrund ihrer Komplexität umfassend analysieren zu können, lässt die Beschreibung der städtebaulichen Entwicklung des Industriequartiers zum neuen Stadtteil folgende Schlüsse zu:

1. Die verbotene Stadt war gar nicht so verboten.

Das Untersuchungsgebiet war 1990 nicht gesamthaft abgeschlossen, sondern zeichnete sich durch eine gute Erschließung aus. Umgebende Straßen teilten das Gebiet in unterschiedliche Felder, die sich durch ihre Bautypologien und Nutzungen charakterisierten. Letztgenannte umfassten neben der überwiegend industriellen und gewerblichen Nutzung private und öffentliche Nutzungsangebote wie Wohnsiedlungen, Schrebergärten und Sportplätze. Dass das Areal westlich der Hardbrücke dennoch als ‚verbotene Stadt‘ wahrgenommen wurde, liegt an den an die Hardstraße angrenzenden Arealen Maag und Escher-Wyss, die über lange Strecken unzugänglich waren und von Osten her nur zwei Eingänge ins Gebiet zuließen. Offensichtlich trifft die Bezeichnung der ‚verbotenen Stadt‘ auf einzelne Areale, nicht aber auf das gesamte Quartier zu. Diese Tatsache führte dazu, dass das Gebiet nicht gesamthaft, sondern dass einzelne Areale geöffnet und umstrukturiert wurden.

2. Die urbane Transformation fand phasenweise statt. Informelle Entwicklungen werden lediglich punktuell sichtbar.

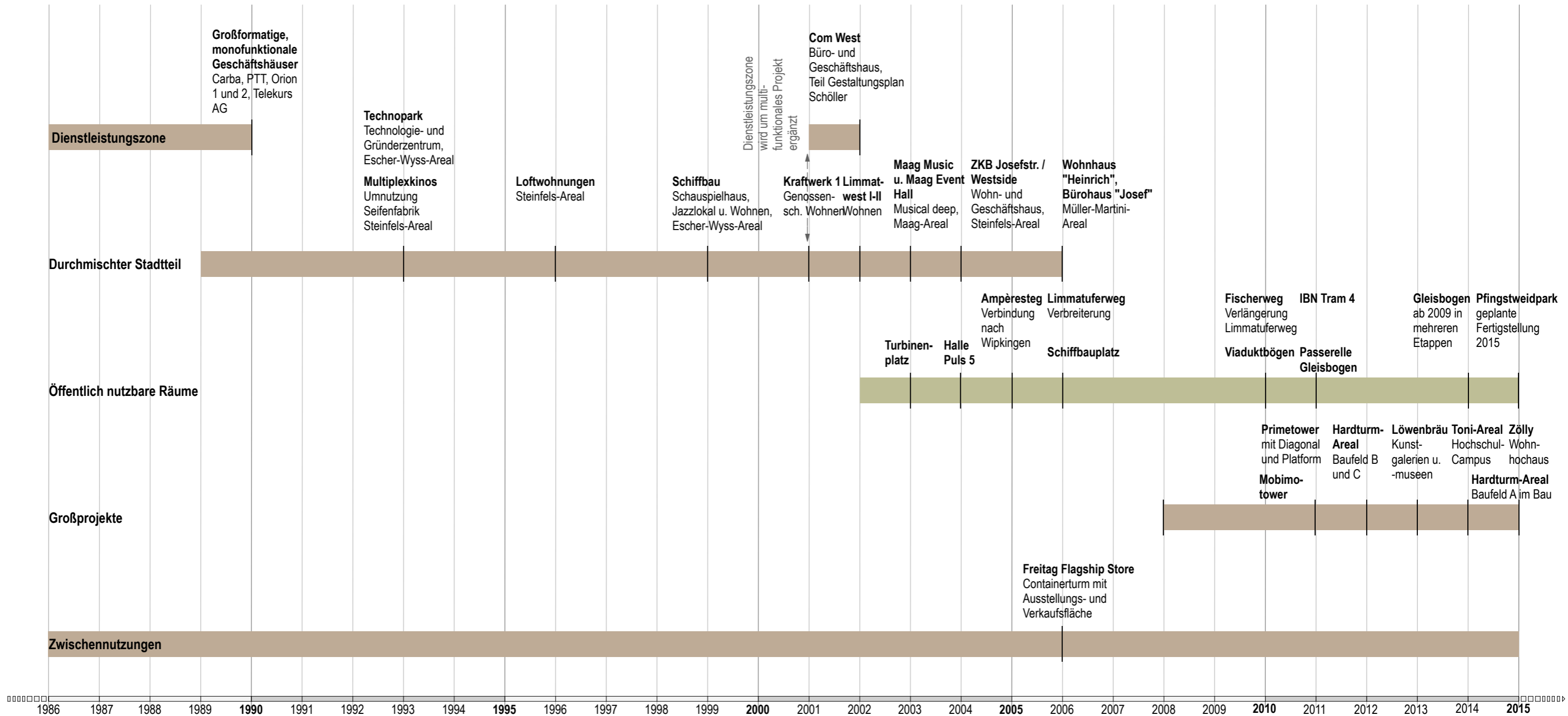
Es wurden fünf Phasen identifiziert, in denen sich Zürich West räumlich wandelte: Mit der schleichenden Umnutzung zur Dienstleistungszone beginnend über die Entstehung pionierhafter Projekte und Maßnahmen im öffentlich nutzbaren Raum hin zur vertikalen Verdichtung veränderte sich das ehemalige Industriegebiet zunehmend. Interessant ist, dass sich zwischen den Entwicklungsphasen keine nennenswerten Zusammenhänge herstellen lassen. Stattdessen unterscheiden sie sich so grundlegend, dass ihre Übergänge nicht fließend, sondern als Brüche in Erscheinung treten. Am deutlichsten wird dies durch den

Maßstabssprung zwischen der pionierhaften Entwicklung zum durchmischten Stadtteil und der vertikalen Verdichtung.

Eine weitere Erkenntnis liegt darin, dass sich informelle Entwicklungen räumlich nicht manifestieren. Mit Ausnahme des *Freitag-Flagship-Stores* bleiben sie außerhalb der Wahrnehmungsgrenze. Nicht sichtbar bleibt daher auch, dass mit den baulichen Maßnahmen Zwischennutzungen verdrängt wurden. Z. B. die Areale Schöller und Steinfels waren Orte, an denen sich die Kreativszene bündelte.

Das nachstehende Diagramm veranschaulicht den Verlauf der städtebaulichen Entwicklungsphasen und verweist auf einzelne Projekte, die in Zürich West umgesetzt wurden (s. Abbildung 194).

Städtebauliche Entwicklungsphasen



3. Dem Quartier fehlt eine städtebauliche Kohärenz.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Transformation des Untersuchungsgebietes auf der Umstrukturierung einzelner Areale beruht (s. Punkt 1, S. 139). Diese arealweise Entwicklung entstand u. a. dadurch, dass die Industrie zu unterschiedlichen Zeitpunkten abwanderte oder entfiel. In Zürich West hatte man es somit nicht mit einer zusammenhängenden Brache zu tun, sondern mit einzelnen brachgefallenen Feldern, die es umzustrukturieren galt. Das führte dazu, dass die Areale unabhängig voneinander beplant wurden.

Die Stadt Zürich führte dazu arealweise Aushandlungen mit den jeweiligen Grundeigentümern durch (vgl. S. 173ff.). Ihr fehlten dabei zunächst arealübergreifende Planungsgrundsätze, mithilfe derer sich die einzelnen Puzzleteile trotz der arealweisen Betrachtung zu einem Ganzen hätten fügen können. *Städtebauliche Prinzipien*, die diese Funktion übernehmen sollten, wurden erst Ende der 90er-Jahre verfasst.

Zwar wurde der Versuch unternommen, durch die Gestaltung des öffentlichen Raums und Verkehrsmaßnahmen die Areale miteinander zu vernetzen, doch konnte die städtebauliche Inkohärenz dadurch nicht ausgeglichen werden. In Kapitel 4 wird deutlich, dass das Quartier infolgedessen nicht als Einheit wahrgenommen wird. Es lässt sich stattdessen eine Identifikation mit einzelnen Orten in Zürich West feststellen (vgl. S. 309ff.).

4. Die Vision des durchmischten Stadtteils bleibt ein Zukunftstraum.

Die Ausführungen zur räumlichen Struktur und zur Art der Nutzung lassen den Schluss zu, dass die Diversität an Nutzungsangeboten in den Bereichen Arbeiten, Wohnen und Freizeit nicht zu einem durchmischten Stadtteil führt. Obwohl einige Projekte mit unterschiedlichsten Nutzungsangeboten entstanden, liegen diese Spots weit auseinander und treten isoliert auf. Vielfalt heißt demnach nicht zwangsläufig Nutzungsmischung. Um diese zu erreichen, müsste nicht nur die bauliche Dichte erhöht werden, um Distanzen zu verringern, sondern auch das Nutzungsangebot in den Erdgeschossen, um die Öffentlichkeit zu erreichen. Da die soziale Dichte (trotz der hohen baulichen Dichte) gering ausfällt,

rentiert die Realisierung von öffentlichkeitsbezogenen Nutzungen bislang nicht, wie folgendes Zitat zeigt:

„Das ist ein großes Problem. (...). Das ist das Ergebnis einer Stadtentwicklungsökonomie. Diese Erdgeschossnutzungen sind einfach nicht zu finanzieren, weil sie nicht rentieren. Und dann machen sie die Developer nicht – das sind Developerlogiken! (...) Sie können das nur mit einer absolut restriktiven, antikapitalistischen Planung unterlaufen.“

(ES 1: TM 3)

Dass sich die Planung nicht gegen die Developerlogiken behaupten konnte, wird unter der Fragestellung *Wer profitiert?* aufgezeigt (s. S. 186ff.).

5. Verpasste Chancen und unerwartete Verbindungen im öffentlich nutzbaren Raum.

In Zürich West wurden verschiedene öffentliche Räume gestaltet, darunter Plätze, Parks und Promenaden. Diese symbolisieren nicht nur die Öffnung der zuvor unzugänglichen Industrieareale, sondern ermöglichen ihre Zugänglichkeit und Durchwegung. Punktuell wurden Verknüpfungen mit angrenzenden Stadtgebieten geschaffen. Wie die vorgenommene Analyse der Raumnutzung zeigt, bleiben die neu gestalteten Räume überwiegend ungenutzt (vgl. S. 291ff.). Das scheint einerseits an den Dimensionen zu liegen, die sich am industriellen Bestand orientieren und für die Zahl der Nutzerinnen und Nutzer im Quartier zu groß sind, andererseits offenbart sich ein Paradox: Es fehlen Erdgeschossnutzungen an Orten, an denen es Nutzende gibt (z. B. Hardstraße) und Nutzende an Orten, an denen es Erdgeschossnutzungen gibt (z. B. Puls 5 und Viaduktbögen). Erstaunlicherweise entwickelt sich ausgerechnet die Hardbrücke, die das Gebiet an sich räumlich trennt, zum Zentrum des neuen Stadtteils und verbindenden Element zwischen dem östlichen und westlichen Teil des Quartiers. Dieser Raum ist wochentags und am Wochenende abends der meistbesuchte von Zürich West, was auf seine gute Erschließung und das Nutzungsangebot zurückzuführen ist (vgl. S. 294f.).

Erste Querverweise deuten darauf hin, dass die räumliche Transformation in Wechselwirkung mit den anderen Dimensionen steht. Insbesondere scheint die Entwicklung aus dem Bestand heraus für die Planung des Gebietes wesentlich: Die vorgegebene räumliche Struktur einzelner Areale und ihr zeitlich versetztes Brachfallen bedingte die Entstehung von isolierten ‚Planungsinseln‘. Diese sind von einer industriellen Großmaßstäblichkeit geprägt, mit der zwangsläufig eine gewisse Unbeweglichkeit und Unflexibilität einhergeht.

Das folgende Kapitel soll Aufschluss drüber geben, wie auf der Basis dieser räumlichen Gegebenheiten ein neuer Stadtteil geplant wurde.

3 Planungsprozesse zu Zürich West

Beschrieben wurde die städtebauliche Entwicklung des ehemaligen Industriegebietes zum neuen Stadtteil Zürich West. Die Einteilung in Zeitabschnitte zeigt, dass es zu Beginn der 90er-Jahre eine erste Entwicklungsphase gab: die Umnutzung des Industrieareals zur Dienstleistungs-Zone (vgl. Abbildung 194). Wie ist das möglich, wenn in dieser Zeit eine politische und städtebauliche Pattsituation vorlag? In den Dokumentationen zum Planungsprozess Zürich West heißt es, dass das Patt erst 1996 mit dem ‚Stadtforum‘ als Auslöser der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ behoben werden konnte. Das deutet auf eine Stagnation von Planung und Umsetzung hin, die im Widerspruch zu den im vorherigen Kapitel erlangten Erkenntnissen steht. Offensichtlich gibt es zwischen den beiden Dimensionen ‚Raum‘ und ‚Planung‘ Zusammenhänge und Widersprüche. Um diese aufzuklären, gilt es, zunächst den Planungsprozess zu identifizieren und zu beschreiben.

Das besondere Interesse gilt dabei den Gesichtspunkten:

- Entwicklung einer Zukunftsvision und Einfluss politischer Rahmenbedingungen,
- Einsatz von Steuerungsinstrumenten und Rolle von formellen und informellen Verfahren,
- Rolle der Öffentlichkeitsbeteiligung,
- Einbezug der Kreativwirtschaft als Motor der Stadtentwicklung (vgl. Unterfragen S. 48).

Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurden Interviews mit Planungsexperten aus den Akteursgruppen a) Planungsverwaltung, b) Architektur und Städtebau, c) Politik sowie mit d) Grundeigentümern und Investoren geführt (s. S. 53ff.).

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass es sich nicht um einen Planungsprozess handelt, sondern dass mehrere Prozesse zur Transformation von Zürich West beigetragen haben. Dazu zählen:

- a) der Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung (3.1),
- b) Aushandlungsprozesse zwischen Grundeigentümern und der Stadt Zürich (3.2),
- c) partizipative und kooperative Stadtplanungsprozesse (3.3) und
- d) die Förderung der Kreativwirtschaft (3.4).¹⁷

Dieses Kapitel beschreibt die überwiegend parallel zueinander verlaufenden Prozesse und zeigt Einschnitte, Zusammenhänge und verpasste Chancen auf. Inwiefern die Prozesse in Wechselwirkung zueinander und zur räumlichen Transformation stehen, wird am Schluss des Kapitels dargestellt (3.5).

3.1 Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung: Visionen und Skandale

Mit der Bau- und Zonenordnung (BZO) wird die Stadtentwicklung maßgeblich gesteuert, da sie die Art der Nutzung des knappen und teuren Gutes ‚Boden‘ regelt.

Da die aus dem Jahr 1963 stammende BZO den aktuellen Herausforderungen der Stadtentwicklung nicht mehr gewachsen war, wurde sie revidiert. Nachdem 1985 im Stadtrat einstimmig die Ziele der BZO festgelegt wurden, forderten die bürgerlichen Stadträte Ende der 80er-, Anfang der 90er-Jahre eine Öffnung des ehemaligen Industriegebietes für die Wirtschaft (vgl. Stahel 2007: 247f.). Es standen sich daraufhin zwei starre Interessengruppen gegenüber (3.1.1).

Aus dieser Frontstellung heraus entwickelte sich eine Debatte um die Revision der Bau- und Zonenordnung Koch (BZO 92), die vom Volk angenommen wurde, jedoch nie in Kraft trat (3.1.2).

Der kantonale Baudirektor Hofmann schaffte mit seinem überraschenden Einschreiten 1995 (3.1.3) eine Vorlage für die BZO 99 (3.1.5).

¹⁷ Die Prozesse a) – d) finden auf verschiedenen Ebenen statt. Auf die Ergänzung der Ebenen „Kanton“ und „Bund“ wird verzichtet, da diese zwar durch Gesetzgebungen auf die Planungsprozesse einwirken, aber nicht unmittelbar als Akteure beteiligt sind – mit einer entscheidenden Ausnahme, auf die ich in 3.1 eingehe.

In der Zwischenzeit konnte das durch die Frontstellung entstandene politische Patt durch ein partizipatives Planungsverfahren aufgelöst werden (3.1.4).

Bei der Debatte um das Entwicklungsgebiet Zürich West kam es zu Eingriffen durch opponierende Parteien und Verbände (3.1.6), deren Wirkung sich bei der aktuellen Teilrevision der Bau- und Zonenordnung zeigt (3.1.7).

3.1.1 Durchmischte Stadt versus Financial District

{Visionen?} „Es gab eigentlich keine. Total unterschiedlich.“

(PE 8: TM 4)

Diskrepante Vorstellungen von Politik, öffentlicher Hand und Grundeigentümern führten zu jahrelangen Auseinandersetzungen über die Umnutzung des ehemaligen Industriegebietes, wodurch die Festlegung einer einheitlichen Zukunftsvision für den Stadtteil Zürich West verhindert wurde.

Es lassen sich zwei wesentliche Gegenpositionen identifizieren:

1. Auf der einen Seite stellten sich die bürgerlichen Parteien und Grundeigentümer Zürich West als neuen Stadtteil mit reiner Büronutzung und vollständiger Öffnung des Quartiers für Dienstleistungen vor. Bilder und Vorstellungen eines wachsenden Wirtschafts- und Bankenplatzes, eines ‚Financial Districts‘ mit Rechenzentren, Bürogebäuden, Banken und Versicherungen in Konkurrenz zur Innenstadt waren weit verbreitet (PE 11: TM 1; PE 2: TM 1; PE 1: TM 4).

2. Dem gegenüber stand die Vision der linken Parteien von Zürich West als durchmischem Stadtteil, bei dem Büro- und Wohnnutzung mit Quartierinfrastruktur und Freiflächen kombiniert werden sollte. Innerhalb dieser Fraktion unterschied sich das Verständnis von Durchmischung: Obwohl die interviewten Vertreterinnen und Vertreter dieser Vision mehrheitlich Arbeiten, Wohnen und Freizeit (v. a. Bar- und Clubszene) als Hauptnutzungen nannten, wurde diskrepant beantwortet, ob die Industrie

als weitere Nutzung erhalten bleiben sollte (PE 6, 11). Der Erhalt der Industrienutzung war ein entscheidendes Thema, da sich Stadtpräsidentin Koch Anfang der 90er-Jahre dafür einsetzte, dass die Areale weiterhin als Industriezonen in der unter Revision stehenden Bau- und Zonenordnung ausgewiesen würden (vgl. S. 155ff.).

Die diskrepanten Vorstellungen führten zu heftigen Debatten zwischen dem Wirtschafts- und Finanzsektor und dem rot-grünen Stadtrat. Gegenstand der jahrelangen Auseinandersetzungen war die Revision der Bau- und Zonenordnung, deren Kern die Umnutzung und Zonierung der Industriegebiete war (u. a. Zürich West und Zürich Nord).

1990 kam es zu einer Kräfteverschiebung zugunsten der linken Parteien und damit zu einem ersten entscheidenden Wendepunkt im Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung: Bei den Stadtparlamentswahlen wurde erstmals seit den 30er-Jahren (!) eine nichtbürgerliche Mitte-Links-Mehrheit ins Stadtparlament gewählt.¹⁸ Entgegen der Annahme, dass sich die Vision der linken Parteien durchsetzen würde, verhärteten sich die Frontstellungen¹⁹: Die Bürgerlichen sagten der neuen Mehrheit schon am Wahlabend den Kampf an. Infolgedessen entbrannte ein permanenter Wahl- und Machtkampf zwischen Links und Rechts:

„Es gab nur Wirtschaftsfreunde und Wirtschaftsfeinde. (...). Und keine der Gruppen konnte einen wesentlichen Schritt zur neuen Gestaltung der Stadt unternehmen. Jede war stark genug, die andere zu blockieren, aber niemand hatte die Kraft, eine Durchbrecher-Strategie zu fahren.“

(PE 13: TM 2)

¹⁸ SP-Vertreter- u. Vertreterinnen: Ursula Koch, Robert Neukomm, Josef Estermann; Vertreter der christl. Parteien: Willy Küng (CVP), Ruedi Aeschbacher (EVP), bürgerliche Vertreter: Thomas Wagner (FDP) und Wolfgang Nigg (CVP). Wagner verlor das Amt des Stadtpräsidenten an Estermann (Eberle 2003: 49).

¹⁹ Die Wahlniederlage der Bürgerlichen stand im Kontext nationaler und lokaler Ereignisse: national: erzwungener Rücktritt von Bundesrätin Kopp (FDP) und Fichenaffäre; lokal: Affäre um Amtsgeheimnisverletzung der beiden bürgerl. Stadträte Wagner und Egloff, die im Verlauf der Beratung der neuen Bau- und Zonenordnung vertrauliche Informationen an Investoren und Grundeigentümer weitergeleitet hatten und deswegen rechtskräftig verurteilt worden waren (Hitz et al. 1995: 264).

Wie dieses Zitat veranschaulicht, entstand eine politische Pattsituation, welche die Umstrukturierung des Quartiers Zürich West blockierte, die bereits Ende der achtziger Jahre zum ersten Mal zur Debatte stand. Hier sei vorweggenommen, dass die Blockade erst Ende der 90er-Jahre aufgelöst werden konnte (vgl. S. 181ff.). Diese nicht unbedeutende Zeitspanne von etwa einer Dekade lässt vermuten, dass das politische Patt die städtebauliche Entwicklung des ehemaligen Industriegebietes verzögerte oder verhinderte. Wie in Kapitel 2 aufgezeigt, war dies jedoch nicht der Fall: Es kam im Gegenteil zu einer intensiven Umnutzung der leerstehenden Industrieareale durch Zwischennutzungen und zu ersten städtebaulichen Entwicklungen (vgl. S. 72ff.).

Trotz der offenkundigen Gegenpositionen äußert ein Befragter die Vermutung, dass sich die Visionen für das Gebiet -aus der Distanz betrachtet- nicht sehr unterschieden und beide Interessensgruppen die Vorstellung von einem neuen, durchmischten Stadtteil gehabt hätten. Dadurch, dass die Industrie abgewandert sei, habe niemand mehr die Vorstellung gehabt, dass diese im Gebiet bleiben würde – auch Koch nicht, der dies immer wieder unterstellt würde (PE 6: TM 5). Demnach müsste es einen anderen oder zusätzlichen Grund für die Debatten und Schlagabtausche gegeben haben: Es zeigte sich im Verlauf der Untersuchung, dass es bei den Diskussionen nicht ausschließlich um die Vorstellung über den zukünftigen Stadtteil ging, sondern auch um die Art ihrer Umsetzung durch gesetzliche Festlegungen zu Nutzungsvorschriften und zur möglichen Ausnützung der Areale. In 3.1.2 wird aufgezeigt, dass Koch mit dem vermeintlichen Ziel, die Industrie im Quartier zu halten, eine Strategie verfolgte, um die Verhandlungsmöglichkeiten der Stadt Zürich zu optimieren (vgl. S. 155ff.).

Eine entscheidende Folge der hier dargestellten Pattsituation ist die verpasste Chance, sich auf eine Vision zum zukünftigen Bild von Zürich West zu einigen. Verschiedene Stimmen aus den Interviews thematisieren die Schwierigkeit, die unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen -auch von Verwaltung und Politik- zusammenzuführen und zu einer gemeinsamen Richtung zu finden (PE 1: TM 5).

Eine zusätzliche Herausforderung entstand durch die Auflösung des Stadtplanungsamtes in den 90er-Jahren. Ein städtischer Mitarbeiter berichtet, dass diese Umstrukturierung zu Beginn Irritationen in der Verwaltung auslöste und ein hoher Koordinationsaufwand zwischen den einzelnen beteiligten Ämtern entstand (PE 4). Obwohl der Befragte versucht, die Problematik abzuschwächen, indem er schildert, dass es danach eine intensive Auseinandersetzung intern mit positivem Einfluss auf den Dialog und die Entwicklung gab, trug die mit der Umstrukturierung verbundene Neuverteilung der Zuständigkeiten innerhalb der Verwaltung zum Verlust des Gesamtblicks bei.

Erstaunlich ist, dass diese zu Beginn der Entwicklung verpasste Chance bis heute nicht korrigiert wurde. Eine Möglichkeit zur Erstellung einer Gesamtvision von Zürich West bestand nochmals Ende der 90er-Jahre nach Auflösung der politischen Pattsituation durch das Stadtforum (vgl. S. 181ff.), als im Rahmen der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ Testplanungen durchgeführt wurden (vgl. S. 196ff.). Wichtig ist an dieser Stelle -und nur soviel sei vorweggenommen-, dass keine der Testplanungen weiterverfolgt wurde und wiederholt die Möglichkeit verstrich, eine Gesamtvision zu entwickeln.

Beteiligte dieses Planungsverfahrens erklären, dass bewusst auf die Verankerung einer Gesamtvision in einem gesetzlichen Instrument verzichtet und im Gegenteil Wert auf eine offene Entwicklung gelegt wurde:

„Bei dem Ganzen war uns sehr wichtig, eine ‚offene Dynamik‘ sag ich immer, dass man die Zukunft nicht verbaut. Wir wollten zum Beispiel nie einen Bebauungsplan machen. Niemand. Deshalb gab es diese städtebaulichen Spielregeln. Diese Prinzipien.“

(PE 5: TM 2).

Wie kam es zu dieser gewollten offenen Entwicklung, die man auch kritisch als ‚Laissez-faire-Haltung‘ der Stadt bezeichnen könnte? Ein Grund ist die Wirtschafts- und Immobilienkrise, von der die Stadt Zürich Anfang der 90er-Jahre erfasst wurde, wie folgendes Zitat belegt:

„Sie müssen aber den Hintergrund der 80er-Jahre etwas kennen. Da gab es eine Immobilienblase, die angewachsen ist, spekulative Höchstpreise. (...) Und die Blase ist `90 geplatzt.“

(PE 13: TM 1)

Die Situation, in der sich Zürich befand, war von einem Mangel an Ressourcen und einer rückgehenden Konjunktur geprägt (PE 4: TM 2). Die Finanzlage der Stadt Zürich verschlechterte sich aufgrund steigender Sozialausgaben, sinkender Steuereinnahmen und enormen Zentrumslasten, welche die Stadt zu tragen hatte, da sie bis 1999 nicht in den kantonalen Lastenausgleich eingebunden war (vgl. Eberle 2003: 50). Die Krise sei für Schweizer Verhältnisse groß gewesen und habe die politische Generation geprägt, die nach einem möglichen „Strohalm“ für einen neuen Aufschwung suchte (PE 6: TM 2). Da Immobilienbesitzer und Investoren von der Krise betroffen waren, entschied sich die Stadt Zürich dazu, sie nicht durch weitere Vorgaben einzuengen, und versuchte im Gegenteil, Anreize für Investitionen zu schaffen – sie strebte offensichtlich die Aufwertung des Industriegebietes an.

Ein weiterer Grund für die offene Entwicklung ist, dass der Kreis 5, in dem das Quartier Zürich West entstand, aufgrund der großen Drogenszene und der damit verbundenen Kriminalität in Verruf geraten war. Die folgenden Zitate illustrieren die damalige Situation im Kreis 5:

„ (...) Gleichzeitig (war) das Gebiet natürlich von den Entwicklungen auf der Straße -Stichwort Drogen- oder anderer Kriminalität wirklich am Rande gesagt (...) ein Slum (...). Das hat es vorher und nachher kaum noch einmal in einer Schweizer Stadt gegeben, ein Quartier, das derart auf der Kippe stand, in jene Zustände abzugleiten, die man aus fernen Ländern, aus Horrorfilmen kennt.“

(PE 3: TM 2)

„Heute kann man sich das fast gar nicht mehr vorstellen. (...) Der Kreis 5 war sehr in Verruf geraten. Da ging man nicht mehr hin. Wenn man sich anschaut auf Bildern, wie alles mit Stacheldraht zugeschlossen war und überall violette Lichter – das war wirklich ungut.“

(PE 8: TM 1, 2)

Die Stadt Zürich kämpfte mit der großen Drogenszene, die sich nach der Räumung des Platzspitz' im Jahr 1992 zuerst in den angrenzenden Kreis 5 und später auf den stillgelegten Bahnhof Letten verlagerte. Dieses am Rand des Kreises 5 gelegene Areal sorgte durch die dortige Konzentration der Zürcher Drogenszene für Aufsehen. Der Letten wurde drei Jahre nach dem Platzspitz geräumt. Die anfängliche Vertreibungs- und Repressionspolitik führte zu massiver Polizeipräsenz, mit der eine neue Etablierung einer offenen Drogenszene verhindert werden sollte. Dieses Ziel erreichte man später mit einem Vier-Säulen-Modell, das auf den Pfeilern Prävention, Überlebenshilfe, Therapie und Repression basierte (vgl. Eberle 2003: 51; Langhagen – Rohrbach 2003: 170).

Es gab demnach drei wesentliche Schwierigkeiten:

1. die jahrelangen Auseinandersetzungen um die Revision der Bau- und Zonenordnung und die Zukunft der Industriegebiete,
2. die Wirtschafts- und Immobilienkrise und
3. die Drogen- und Kriminalitätsproblematik.

Diese Herausforderungen führten dazu, dass keine einheitliche Vision zu Zürich West entwickelt und keine Entwicklungsrichtung gesetzlich vorgegeben wurde. Die Planungsprozesse verliefen also in den vergangenen 25 Jahren ohne Gesamtbetrachtung und konkrete Zielvorstellung. Interviewaussagen belegen, dass neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stadt Zürich selbst heute die angestrebte Entwicklung des Quartiers unklar bleibt. Zudem geriet die Stadt Zürich den Grundeigentümern und Investoren gegenüber in eine defensive Haltung. Sie verpasste es, eine deutliche Richtung vorzugeben und die Umsetzung klarer Entwicklungsziele einzufordern.

Die unterschiedlichen Vorstellungen, an denen beide Interessengruppen festhielten, führten zu konfrontativen Debatten bei der Revision der Bau- und Zonenordnung.

3.1.2 Debatten um die Bau- und Zonenordnung Koch (BZO 92)

„Die Vorgeschichte mit der Ursula Koch und der BZO kennen Sie ja. Die ist sehr wichtig, diese Geschichte.“

(PE 8: TM 3).

Die beschriebenen jahrelangen Auseinandersetzungen um die Zukunft der Industriegebiete setzten sich fort und konnten trotz des positiven Abstimmungsergebnisses zugunsten der BZO 92 nicht beendet werden. Obwohl die Vorlage vom Volk angenommen wurde und so eine Grundlage für die Entwicklung des Quartiers Zürich West geschaffen war, wurde ihre Inkraftsetzung über mehrere Jahre blockiert.

1986 wurde Ursula Koch mit ihrer Wahl zur damaligen Stadtpräsidentin die Verantwortung für den Revisionsprozess übertragen, nachdem die Stadt Zürich es in den Jahren 1975 bis 1985 nicht geschafft hatte, einen Richtplan zu erlassen und der Gemeinderat der Stadt Zürich auf die Erstellung von Teilrichtplänen -mit Ausnahme eines Verkehrsrichtplans- verzichtete.

Koch befürwortete eine Stadtentwicklungspolitik weg von der bisher auf Quantität ausgerichteten hin zu einer qualitativen Stadtentwicklung. Neben der Umstrukturierung der Wirtschaft und Stabilisierung der Zahl der Arbeitsplätze ging damit die Definition neuer Stadtentwicklungsziele einher. Diese sollten in der überarbeiteten Bau- und Zonenordnung 92 festgelegt werden.

Die wichtigsten Revisionspunkte bildeten nach Kühne (1997)

- die Kennzeichnung von Zentrumsgebieten zur Erhaltung der Stadtstruktur und von Wohnqualitäten,
- die Ausweisung von Zentrumsgebieten zur Herstellung eines wirtschaftlich attraktiven Standortes verbunden mit Wohnnutzungen,
- der Erhalt der Industriezonen ohne generelle Öffnung für Dienstleistungsnutzungen und
- die Festlegung von Gebieten mit hohem, aber zugunsten von Wohnanteilen (im mittleren Segment) nicht ausschließlichen Dienstleistungsanteil (vgl. Kühne 1997: 51f.).

Nach jahrelangen vehementen Auseinandersetzungen zwischen der SP und den Bürgerlichen um die Umnutzung der Industriebrachen (vgl. S. 149ff.) kam es im Mai 1992 zur Abstimmung über die revidierte BZO. Koch und mit ihr die rot-grüne Mehrheit konnte diese mit einer knappen Mehrheit von 51.7% für sich entscheiden (vgl. Eberle 2003: 51f.). Die erfolgreiche Abstimmung und Annahme der revidierten BZO 92 bestätigte und verstärkte die Kräfteverschiebung zugunsten der linken Parteien, zu der es bereits 1990 durch die Parlamentswahlen kam (vgl. S. 149ff.). Befürwortende Stimmen aus den Interviews verdeutlichen die positive Einstellung und Offenheit der Bürgerinnen und Bürger zur revidierten Bau- und Zonenordnung, die -wenn auch nur knapp- vom Volk angenommen wurde:

„Wir haben (...) gesagt, das ist eigentlich dekliniert, das sollte gemischt werden, da soll man weiterhin arbeiten können und das ist eigentlich die Chance für Zürich, so etwas wie einen Schritt ins 21. Jahrhundert zu tun: Durchmischung, günstiger Wohnungsbau, Nachhaltigkeit, neue Wohnformen.“ (PE 9: TM 2)

Dem gegenüber stand die zur BZO 92 negativ eingestellte Minderheit. Koch äußerte sich selber zu diesen Gegenstimmen wie folgt:

„Dann ist diese Bau- und Zonenordnung (...) vom Volk angenommen worden. Zum großen Ärger des ganzen Establishment. Die Presse war dagegen – sämtliche Zeitungen waren dagegen und haben dagegen geschrieben. Alle Parteien außer der SP und den Grünen, also der Linken, haben dagegen geschossen und haben massiv Geld investiert. Alle Wirtschaftsverbände, alle waren gegen diese Bau- und Zonenordnung. Der Kanton wollte intervenieren. Und trotzdem ist sie beim Volk durchgekommen. Das war ein Schock für Zürich. (...) Wir jubelten natürlich. Und jene waren einfach vollkommen deroutiert.“

(Zitat Koch: TM 8 in Eberle 2003: 53).²⁰

²⁰ Aufgrund von Kochs totalem Rückzug war es für mich -trotz großer Bemühungen- nicht möglich, ein Interview mit der ehemaligen Politikerin zu führen. Ich greife deshalb auf dieses Zitat aus einem Interview zurück, das Eberle nach ihrem Rücktritt mit Koch im Rahmen seiner unveröffentlichten Diplomarbeit führte (s. Eberle 2003).

Dieses Zitat von Koch über das Abstimmungsergebnis und die daraus resultierenden Reaktionen spiegeln den konfrontativen Konflikt zwischen den politischen Parteien wider. Die Antistimmung gegenüber der angenommenen Bau- und Zonenordnung führte zu über 400 Rekursen gegen verschiedene Teile der BZO. Sie konnte aus diesem Grund nicht endgültig vom Regierungsrat in Kraft gesetzt werden (NZZ 11.06.1993 In: Eberle 2003: 53). Wesentliche Inhalte der BZO 92 wurden daher durch die Baurekurskommission aufgehoben, darunter auch ihr Kernstück: die Zonierungen der Industriegebiete. Die Auseinandersetzungen über die Umnutzung der Industriegebiete ließen sich daher vorläufig nicht beenden. Stattdessen folgten intensive Schlagabtausche

- zwischen dem Stadtrat und der kantonalen Baurekurskommission,
- zwischen dem Stadtrat und der bürgerlichen Mehrheit des Gemeinderats und
- innerhalb des Gemeinderats zwischen den linken und den bürgerlichen Parteien.

Die Debatten bezogen sich a) auf die Inhalte der BZO, b) wurde Koch als Politikerin kritisiert (PE 1: TM 2; PE 7: TM 2).

a) In der Bau- und Zonenordnung 92 wurden die Produktionsflächen in Zürich West weiterhin weitestgehend als Industriezonen ausgewiesen. Die Vorlage zu dieser BZO übernahm Koch von ihrem Vorgänger, dem Vorsteher des Hochbaudepartements und bürgerlichen Politiker Fahrner. Ob die Areale in Zürich West weiterhin als Industriezonen ausgewiesen wurden, um die Industrie tatsächlich zu halten, bleibt -wie bereits unter 3.1.1 aufgezeigt- unklar. Einige Interviewpartner erklären, dass die Industrie als wichtige Branche in der Stadt gehalten werden sollte (PE 8: TM 3). Man habe dabei allerdings mehr an High-Tech gedacht -unter anderem auch im Zusammenhang mit der ETH- und die bestehenden Logistikzentralen nicht an die Peripherie verdrängen wollen (PE 11: TM 4 - 5). Die Bestätigung für diese Aussage liefert das erste realisierte Projekte in Zürich West: der Technopark. Seit 1993 findet in diesem Gebäude ein Wissens-

transfer zwischen Beteiligten aus neuen Technologien, Wissenschaft und Wirtschaft statt (vgl. Dokumentation A, S. 75).

Andere Stimmen aus den Interviews zeigen auf, dass es sich bei den Diskussionen um den Weg und die Sicherung des Mitspracherechts der Stadt gehandelt habe (PE 6: TM 5).

Koch verfolgte mit dem Ziel, die Steuerungsmöglichkeiten der Stadt zu sichern und zu stärken, folgende Strategie: Durch die fortwährende Ausweisung der Industrieareale als Industriezone initiierte sie bilaterale Verhandlungen mit den Grundeigentümern über Planungsausgleiche, für die es keine gesetzliche Grundlage gab. Aufzonungen sollten über Gestaltungsplanungen oder Sonderbauvorschriften zugelassen werden, die von der Stadt zu bewilligen sind.

Die Stadt hätte damit in Einzelgesprächen mit den Grundeigentümern aushandeln können, dass diese eine Bewilligung für eine Um- und Aufzonung erhalten, sich aber als Gegenleistung an Investitionen bei der Erstellung von öffentlichen Räumen oder anderen Infrastrukturen beteiligen müssen (vgl. Langhagen – Rohrbach 2003: 170; PE 6: TM 4 - 5). Ein Interviewpartner beschreibt dieses Aushandlungsprinzip anschaulich:

„Mit der Zonierung als Industriezone hatte die Stadt somit ein gewichtiges Verhandlungspfand gegenüber Grundeigentümern und Investoren in der Hand: „Wir geben euch eine Aufzonung via Gestaltungsplan, ihr gebt uns dafür einen öffentlichen Platz“. Das ist eigentlich der Kern gewesen von ihrer BZO. BZO und Sonderbauvorschriften und Gestaltungspläne - aber die Bewilligung vom Gestaltungsplan nur, wenn gewisse Anforderungen erfüllt werden. Als Gegenleistung (musste man) in Grünflächen, Parks, öffentlichen Raum investieren oder was auch immer.“

(PE 6: TM 4).

Obwohl es für diese Art ‚Deal‘ in Zürich keine gesetzliche Grundlage gibt, wurde diese Aushandlungsstrategie über viele Jahre angewandt und ist weiterhin ein gängiges Verfahren.²¹

b) Neben den inhaltlichen Gegensätzen zeigen die Interviewergebnisse, dass Koch als Politikerin umstritten war. Während sich verschiedene Stimmen aus den Interviews positiv über die Politikerin und ihre Arbeit äußern, indem sie sie als „*vorausschauend*“ und „*visionär*“ beschreiben (PE 1: TM 2; PE 7: TM 2), erhielt ich auch ausweichende und gereizte Antworten in Bezug auf Koch und die Revision der BZO. Diese verdeutlichen noch heute, wie emotional die Debatte um die Revision der BZO geführt wurde. Insbesondere eine Äußerung wurde Koch zum Verhängnis:

„Es hat eben einen ganz blöden Satz gegeben, den sie eigentlich gar nie gesagt hat, den man ihr immer um die Ohren schlägt: „Zürich ist gebaut!“.

(PE 11: TM 8)

Dieser Satz sei daraus entstanden, dass Koch bei Diskussionen über Planungen in der Stadt Zürich jeweils erklärte, dass der planerische Umgang mit „*einer gebauten Stadt*“ andere Konzepte bedingt, als Planungen auf der grünen Wiese (PE 11: TM 8). Obwohl das inhaltlich nachvollziehbar und sinnvoll erscheint, verdrehten Kochs Gegnerinnen und Gegner den Sinn und stellten sie damit als wirtschaftsfeindlich dar. Schilderungen von zwei Politikern, die mit Koch zusammenarbeiteten, zeigen, dass die Kritik an Koch und „*ihrer BZO*“ mit der Art ihres Auftretens und Kommunizierens zusammenhing: Koch habe Stellung gegen die Spekulation bezogen und durch ihre Äußerungen zur damaligen Situation bewirkt, dass die ursprünglich auf bürgerlichen Werten aufbauende Vorlage der BZO in ihrer überarbeiteten Fassung als wirtschaftsfeindlich denunziert worden sei (PE 13: TM 3, 5).

²¹ In anderen Städten, wie z. B. in Basel gibt es vergleichsweise die gesetzliche Regelung der „*Mehrwertabschöpfung*“. Diese beinhaltet den Ausgleich von Planungsvorteilen zwischen Grundeigentümern bzw. Baurechtsberechtigten und der Gemeinde. Der Planungsausgleich wird für Investitionen eingesetzt, die dem öffentlichen Zweck dienen.

Koch war in Folge politisch nicht mehr gestützt und zusätzlich mit extremen Anfeindungen konfrontiert (PE 11: TM 8). Nachdem Koch zwischen die Mühlräder harter Interessensgegensätze geraten war, legte sie im April 2000 ihr SP-Präsidium nieder und zog sich nach einem letzten öffentlichen Auftritt am Ende desselben Jahres konsequent zurück (vgl. Strobel 2013; PE 11: TM 6):

„Man weiß bis heute nicht, was sie macht, wo sie ist. Die ist wirklich vom Erdboden verschwunden, komplett.“

(PE 7: TM 1)

Durch das Andauern der Debatten verstärkte sich die Verhärtung der Positionen. Zudem wurde die rechtliche Situation immer verworrener: Nachdem die Zonierung der Industriegebiete durch die Baurekurskommission aufgehoben wurde, befanden sich in den Jahren 1994 und 1995 auch die Teile der BZO 92 wieder in Revision, die nicht von Rekursen betroffen waren. Sie mussten an das 1992 revidierte Planungs- und Baugesetz und den 1995 revidierten kantonalen Richtplan angepasst werden. Mit dem Ziel, einen Kompromiss zu finden, wurde im Sommer 1994 im Gemeinderat eine ‚interfraktionelle Konferenz‘ gebildet. Stadt- und Gemeinderat einigten sich ein halbes Jahr später darauf, eine permanente Spezialkommission für Stadtentwicklungsfragen zu schaffen (NZZ 15.12.94 In: Eberle 2003: 51ff.). Diese sollte folgende Aufgaben übernehmen:

- Prüfung von Anträgen des Stadtrats bezüglich Rechtsmittelentscheiden,
- Beratung bei allgemeinen Fragen und Anpassungen der BZO und
- Beratung zu Sonderbauordnungen und Gestaltungsplänen.

Außer der SVP, die in der Bildung der Stadtentwicklungskommission eine unzulässige Kompetenzabgabe des Gemeinderats vermutete, begrüßten alle Parteien diesen ausgehandelten Kompromiss und die Bildung der Kommission, die im April 1995 ihre Arbeit aufnahm (vgl. Eberle 2003: 51ff.; NZZ 7.2.95 u. 23.3.95).

Doch es kam 1995 zu einem so einschneidenden Bruch in der politischen Debatte um die Bau- und Zonenordnung, dass die Stadt den Grundeigentümern gegenüber in eine wesentlich schlechtere Verhandlungsposition geriet.

3.1.3 Bau- und Zonenordnung Hofmann (BZO 95)

„Eine der Hauptschwierigkeiten in dem Gebiet ist ja, dass es zwar ein ehemaliges Industriegebiet ist, es aber vom Kanton umzontiert wurde, weil die Stadt Zürich mit den ganzen Streitigkeiten und Rekursen (keine BZO in Kraft setzen konnte). Zum Schluss hat der kantonale Baudirektor Hofmann der Stadt die BZO aufoktroziert. Da sind die Industriezonen alle geöffnet worden, Dienstleistung wurde zugelassen und wir haben eigentlich als Verwaltung nichts mehr zum Verhandeln in der Hand gehabt.“

(PE 12: TM 3)

Wie oben bereits erwähnt, nahm die Stadtentwicklungskommission als Resultat einer Kompromissfindung zwischen den konfrontativen Positionen im April 1995 ihre Arbeit auf (vgl. 3.1.2). Nur einen Monat später kam es in der politischen Debatte um die Revision der Bau- und Zonenordnung zu einem jähen und einschneidenden Bruch: Der kantonale Baudirektor Hofmann (SVP) erließ handstreichartig und ohne vorherige Anhörung der Stadt eine Übergangsordnung:

„1995 ist am Freitag im Amtsblatt eine kurze Mitteilung gewesen: Erlass einer Bau- und Zonenordnung. Die Zürcher Baudirektion.“

(PE 11: TM 13)

Gründe, aus denen die kantonale BZO hervorgeht, sind folgende: Durch die jahrelange politische Pattsituation konnte die BZO der Stadt Zürich nicht fristgerecht erlassen werden, die Rekursentscheide konnten nicht behandelt werden und die Anpassungen an das neue Planungs- und Baugesetz waren noch nicht in die Wege geleitet worden. Dieser außergewöhnliche Schritt, der Stadt eine Bau- und Zonenordnung aufzuoktrozieren, wird von den

Interviewpartnerinnen und -partnern ausnahmslos als einschneidendes Ereignis bezeichnet, denn

1. ersetzte die sogenannte Bau- und Zonenordnung Hofmann (BZO 95) die seit Jahren in Revision stehende Bau- und Zonenordnung Koch (BZO 92), wodurch die anhängigen Rechtsmittel gegen die BZO 92 gegenstandslos und eine umfassende Revision obsolet wurden;

2. entsprach die BZO Hofmann vollumfänglich den Forderungen der 1991 unterlegenen Minderheit und Opposition (vgl. PE 11: TM 12; Eberle 2003: 51-56; Klaus 2013: 21):

Zwar blieben die unumstrittenen Teile der BZO 92 im Wesentlichen bestehen, insbesondere wurden nun jedoch sämtliche Industriearale vollständig auch für Dienstleistungen geöffnet und die Ausnützung generell massiv erhöht. Die Wohnzonen, die man bereits 1994 aufgehoben hatte, wurden durch Zentrumszonen ersetzt, in denen Arbeiten und Wohnen erlaubt ist. Große Teile der Industrie- und Gewerbebezonen wurden aufgehoben und an ihrer Stelle Dienstleistungsnutzungen erlaubt. Insbesondere in den Wohnzonen wurde eine enorme Verdichtung vorgesehen und zugelassen. Für weite Teile des altindustriell geprägten Quartiers wurden Industrie- und Dienstleistungszonen mit erheblichen Verdichtungspotenzialen festgelegt (vgl. Eisinger et al. 2007: 137; Klaus 2013: 21).

Für Teile Zürich Wests bedeutete das konkret: eine Aufzoning in die Zentrumszone Z7 (bis zu 7 Vollgeschosse bei max. Gebäudehöhe von 25m, Ausnützung max. 260%) und eine Einteilung anderer Teile in eine sogenannte Industrie-, Handels- und Dienstleistungszone (IHD), in der eine Ausnützung von 250% bei Wegfall sämtlicher Beschränkungen für Dienstleistungsnutzungen möglich ist (Langhagen – Rohrbach 2003: 170). Im Kantonalen Richtplan wurde das Gebiet Zürich West als Zentrumsgebiet, Arbeits- und Mischgebiet definiert. Die Gebietsmanagerin erklärt, dass hier schriftlich festgelegt wurde, dass man nicht mehr die Industrie, sondern ein dichtes Arbeitsplatz- und Wohnquartier anstrebte, um damit das Zentrum zu entlasten (PE 12: TM 5).



Abbildung 195: Zonierung BZO 95

(Stadt Zürich 2004: 5)

Obwohl mit der BZO Hofmann klare Fakten geschaffen wurden, blieben die Grabenkämpfe zwischen den verschiedenen ideologischen Positionen erhalten (PE 3: TM 6). Die Stadt Zürich war der Meinung, dass die aufoktroierte BZO ohne den Entscheid des Bundesgerichts nicht in Kraft treten dürfe, da es sich bei dem Erlass nicht um einen Regierungsbeschluss handele: Hofmann stützte sich lediglich auf seine aufsichtsrechtlichen Kompetenzen.²² Die Stadt Zürich bereite daher eine staatsrechtliche Beschwerde vor. Im April 1996 wurde im Gemeinderat abgestimmt, ob die Beschwerde an das Bundesgericht herangetragen werden sollte. Die Abstimmung ging knapp mit 60 : 59 Stimmen verloren.²³

Diesem Abstimmungsergebnis zum Trotz hielt die Exekutive der Stadt Zürich an der Beschwerde fest und reichte sie beim Bundesgericht ein – das auf diese und weitere private Be-

²² In Kapitel 7: Gemeinden, Abschnitt C, Art. 94 der Kantonsverfassung ist festgesetzt, dass Gemeinden, Zweckverbände und die weiteren Träger kommunaler Aufgaben unter der Aufsicht der Bezirksbehörden und des Regierungsrates stehen (vgl. Kanton Zürich 2005: 90).

²³ Wie ein bei der Abstimmung anwesender Politiker zynisch berichtet, war die fehlende 60. Stimme im Urlaub (PE 13).

schwerden nicht einging, da das Einreichen über den Gemeinderat als zuständige Instanz hätte erfolgen müssen (vgl. Eberle 2003: 51ff.). In Folge wurde die BZO Hofmann endgültig in Kraft gesetzt: „Nach der BZO-Festsetzung der kantonalen Baudirektion vom Mai 1995 und dem Beschluss des Gemeinderates vom Juni 1996, einen stadträtlichen Rekurs gegen dieses Vorgehen nicht an das Bundesgericht weiterzuziehen, galt in der Stadt die vom Kanton verfügte BZO Hofmann.“ (Eberle 2003: 68)

Der hier beschriebene radikale Bruch im Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung hatte zwei wesentliche Konsequenzen:

1. Die bürgernahe und qualitative Stadtentwicklungspolitik, die Koch verfolgt hatte und die 1992 ihren Höhepunkt erreichte, als die Abstimmung über die Revision der BZO Koch zu ihren Gunsten ausging, wechselte mit der aufoktroierten BZO Hofmann ihre Richtung hin zu einer wirtschafts- und investorenfreundlichen Planungslogik. Die Ausmaße sind im Städtebau ersichtlich: Um einige Jahre verzögert setzte eine Entwicklungsphase ein, zu deren Charakteristika eine hohe bauliche Dichte und ein Maßstabssprung in den Gebäudehöhen zählen (vgl. Abbildung 224, S. 318).

2. Die Steuerungsmöglichkeit der Stadt gegenüber den Grundeigentümern, die zu Investitionen für öffentliche Zwecke motiviert werden sollten, veränderte sich (vgl. 3.1.1):

Die Strategie und Planungslogik bei den Aushandlungsprozessen zwischen der Stadt Zürich und den Grundbesitzern basierte darauf, dass die Zonierungen so ausgerichtet sind, dass die Stadt noch mehr bieten, dafür im Gegenzug aber auch einfordern kann (vgl. 3.1.2). Dadurch, dass die Ausnützungen in der BZO 95 aufs Maximale festgesetzt wurden, war der Stadt der Verhandlungsspielraum genommen: Das Druckmittel, das Koch mit den Gestaltungsplänen und Sondernutzungsplänen angestrebt hatte, entfiel. Zwar (ver)handelte die Stadt weiterhin nach dem gleichen Prinzip, doch geriet sie in eine wesentlich schlechtere Position: Sie konnte weder Anreize schaffen noch Druck ausüben – und war darauf angewiesen, dass die Grundeigentümer das Verständnis

und die Bereitschaft zeigten, sich an Investitionen für öffentliche Zwecke zu beteiligen (PE 6: TM 9).

Die Situation Mitte der 90er-Jahre war also folgende: Es gab weder ein Leitbild mit klaren Vorstellungen zur zukünftigen Entwicklung des Industriegebietes Zürich West (vgl. 3.1.1) noch konnte die Stadt Zürich die Entwicklung im Gebiet anhand von Gestaltungsplänen und Sondernutzungsplänen wesentlich steuern. Im Gegenteil war durch die BZO Hofmann ihre Steuerungsmöglichkeit geschwächt worden. Hier wird nochmals der Wunsch der Stadt Zürich nach dem gesetzlichen Instrument der Mehrwertabschöpfung laut:

„Wir hatten nichts Gesetzliches in der Hand und hätten gerne damals ein Raumplanungsgesetz gehabt, was klarer ist -auch im kantonalen PBG- und dass man nicht nur Minderwert entschädigt, sondern auch Mehrwert abschöpft.“

(PE 12: TM 5)

Auch wenn faktisch mit dem Bundesgerichtsentscheid der jahrelange Rechtsstreit beendet wurde, waren die verhärteten Fronten in der Stadtentwicklungspolitik mit dem beschriebenen Umbruch durch die BZO 95 noch nicht aufgelöst. Erst ein Jahr später erzielte Stadtpräsident Estermann mit der Gründung des sogenannten ‚Stadtforums‘ die Auflösung der politischen Pattsituation.

3.1.4 Auflösung politisches Patt

„Die Wirkung dieses Stadtforums war enorm. (...), weil es (...) das erzielt hat, was man sich insgeheim erhofft hatte: Nämlich, dass es das ganze politische Klima aufgeweicht hat.“

(PE 3: TM 3, 18)

1996 entwickelte der 1990 zum Stadtpräsidenten gewählte Josef Estermann (SP) das ‚Stadtforum‘ als Reaktion auf einen privaten Vorstoß. Die neu gegründete Plattform hatte zum Ziel, durch öffentliche Gespräche zwischen den involvierten Akteuren aus Behörden, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ein gegenseitiges

Verständnis zu fördern, um zukünftig losgelöst von den politischen Unstimmigkeiten wieder über konkrete, räumliche Entwicklungsprobleme reden zu können (PE 3: TM 17; vgl. Schnabel, Seite 2000: 214 u. 246f).

Dass Zürich West als Gegenstand und Fallbeispiel für das ‚Stadtforum‘ ausgewählt wurde, war insofern naheliegend, als dass sich dort die institutionellen und materiellen Probleme der Stadt aktuell manifestierten, da die Umnutzung der Industriegebiete Auslöser der Auseinandersetzungen war (vgl. 3.1.1 – 3.1.2). Auch wenn das ‚Stadtforum‘ den Auftakt der partizipativen und kooperativen Planungsprozesse darstellt (s. S. 189ff.), wurde es nicht primär für Zürich West gegründet. Die Logik dahinter war vielmehr die Auflösung der verhärteten politischen Debatten und der gesamtstädtischen Blockade (PE 6: TM 21).

Die Wirkung des ‚Stadtforums‘ beschreibt ein Moderator des Stadtforums wie folgt: Die Vertreterinnen und Vertreter der politischen Kammern seien aus dem Forum heraus ins Stadtparlament gegangen und hätten dort verbreitet, dass man in einem anderen Stil fortfahren könne als bisher (PE 3: TM 3, 18). Die insgeheim erhoffte Wirkung einer Deblockierung mit dem Stadtforum wurde erzielt.

Bevor das Stadtforum als partizipatives Verfahren behandelt wird (vgl. 3.3.1), bleibe ich zunächst bei der Beschreibung des Revisionsprozesses:

3.1.5 Bau- und Zonenordnung Ledergerber (BZO 99)

„Wir waren damals ziemlich schockiert über die 95er-Geschichte und dann auch über das, was Ledergerber dann gemacht hat. Das hat man ziemlich als Hardcore empfunden.“

(PE 9: TM 6)

Die Stadt Zürich kam parallel zur Durchführung des ‚Stadtforums‘ und nach der Inkraftsetzung der aufoktroierten BZO 95 ihrem Recht und ihrer Pflicht nach, eine neue Bau- und Zonenordnung

auszuarbeiten – denn im kantonalen Planungs- und Baugesetz (PBG) ist geregelt, dass Bau- und Zonenordnungen durch die Gemeinden erlassen werden (vgl. Kanton Zürich 1975: 11). Wie bereits beschrieben, war es außergewöhnlich, dass zuvor eine Bau- und Zonenordnung durch die kantonale Baudirektion erlassen wurde – kritische Stimmen aus den Interviews zweifeln sogar die Rechtmäßigkeit des kantonalen Einschreitens an (vgl. S. 161).

Erst 1999 erhielt die Stadt Zürich wieder eine ‚legale‘ Bau- und Zonenordnung, die unter Ledergerber ausgearbeitet wurde. Er prierte die Festlegungen der neuen BZO selber als „konsensfähigen Mittelweg zwischen der BZO Koch von 1992 und der BZO Hofmann von 1995“ an (Eberle 2003: 70). Doch auch hier äußern kritische Stimmen, dass in der BZO 99 im Prinzip die kantonale Verfügung, also die BZO Hofmann von 1995, verrechtlicht wurde, da sie als Blaupause für Ledergerber diene (PE 9: TM 6; PE 11: TM 15).

Ein erster Schritt zu diesem Regelwerk erfolgte im Oktober 1997, als der Stadtrat einen großen Teil der Freihaltezonen festsetzte, die schon in der BZO 92 vorgesehen waren und inzwischen vom Regierungsrat genehmigt wurden (vgl. Eberle 2003: 68). Wenige Monate später verabschiedete der Stadtrat eine umfassende Revisionsvorlage zur BZO, die noch unter Koch als Vorsteherin des Hochbaudepartements ausgearbeitet worden war. Auch diesmal gingen nach dem öffentlichen Mitwirkungs- und Anhörungsverfahren Stellungnahmen ein, die zu einer Überarbeitung der Revisionsvorlage führten.

Der Stadtrat entschloss sich auf Vorschlag von Kochs Nachfolger Ledergerber, die Revision zu etappieren und die Vorlage in mehrere Teile zu gliedern. So konnten Ende 1998 die ersten beiden unumstrittenen Teile der BZO 99 verabschiedet werden. Die kantonale Baudirektion genehmigte im Jahr 2000 diese ersten beiden Teilvorlagen und einige nicht mehr bestrittene Festsetzungen der BZO 92, die noch im selben Jahr festgesetzt wurden. Auch ein dritter Teil, in dem die Zentrumszonen, Industriezonen und IHD-Nutzungen festgelegt waren, wurde im selben Jahr bewilligt (vgl. ebd.).

Ausgenommen und am heftigsten umkämpft blieben die beiden Teile über die Festlegungen der Entwicklungsgebiete und Hochhausgebiete. Koch versuchte zwar in ihrem ersten Entwurf für die BZO 99 die Nutzungsdichte zu senken, diese wurde jedoch von Ledergerber wieder hochgeschraubt (PE 11: TM 16). Dennoch stufte man einige Areale von der Zone Z7 zurück in die Zone Z5, während andere als Industriezone belassen wurden.

Zwar verstärkte sich dadurch neuerlich der Unmut einiger Grundstückseigentümer, die weiterhin mit der Stadt Zürich über die Folgenutzungen ihrer Liegenschaften verhandelten, dennoch wurde 2001 den Bestimmungen zugestimmt, die den Bau von Hochhäusern und die Bezeichnung von Hochhausgebieten sowie die Zonierungen über die Entwicklungsgebiete regelten. Erst dann hatte die Stadt Zürich wieder eine eigene Bau- und Zonenordnung (vgl. Langhagen – Rohrbach 2003: 170; Eberle 2003: 69).

Opponierende Parteien und Verbände hielten an der bürgernahen Vorstellung fest und versuchten, gegen die investorenfreundliche Entwicklung Einfluss zu nehmen.

3.1.6 Nadelstiche

„Es hat ja ein paar ganz wenige Versuche gegeben, die, ich nenne es jetzt, die Ledergerber'sche Weiterentwicklung von der BZO Hofmann und die investorenfreundliche Politik,...es hat ein paar Nadelstiche gegeben...“

(PE 11: TM 17)

An verschiedenen Stellen wurde von opponierenden Volksvertreterinnen und Vertretern und der Bevölkerung versucht, die investorenfreundliche Entwicklung zu korrigieren. Diese im Zitat als „Nadelstiche“ bezeichneten Versuche behandeln vor allem den geringen Wohnanteil und den Mangel an sozialen Infrastrukturen, hier insbesondere die Schulstandorte in Zürich West.

Zum Wohnanteil werden Zweitwohnungen, Hotels, Spitäler und Gefängnisse gerechnet – also Arten der Wohnnutzung, mit der eine ‚tote Masse‘ generiert wird, da solche ‚Bewohnerinnen und Bewohner‘ nicht aktiv am Quartierleben teilnehmen. Ein Phänomen, das in Zürich West durch den Bau von Zweitwoh-

nungen und Hotels auftritt. Zudem ziehen aufgrund von hochpreisigen Wohnungsangeboten viele DINKs -kinderlose Doppelverdiener-Paare- nach Zürich West.

Studien haben gezeigt, dass der Wohnungsbau im hochpreisigen Segment der Interaktion -gemeint sind Austauschbeziehungen unter der Quartierbevölkerung im öffentlichen Raum- nicht förderlich ist. Obwohl auf verschiedenen Arealen, z. B. dem Maag-Areal und Hardturm-Areal die bauliche Dichte verhältnismäßig hoch ist, bleibt die soziale Dichte gering (Angélil et al. 2013: 91). Gleichzeitig gibt es im Quartier -vor allem rund um die Bebauungen *Limmatwest*, *À-porta* und das *Kraftwerk1*- auch Familien mit Kindern. Für diese fehlen Infrastrukturen, insbesondere Schulen (vgl. S. 132 u. S. 325).

Der Mieterinnen- und Mieterverband Zürich drohte 2001 -in Koalition mit der IG Hardturm, dem Verkehrsclub Schweiz (VCS), dem Kraftwerk 1, der AL und den Grünen- mit einem Referendum gegen die Zonenfestlegungen auf dem Hardturm-Areal. Hier war nach Ledergerber ein Wohnanteil von 20% vorgesehen. Die Koalition forderte eine Reduktion der Ausnützung, einen Wohnanteil von 40% und mehr Freiflächen. Auf Antrag der SP wurde die zweite Lesung bei der Redaktionskommission verschoben, die nötig gewesen wäre, um einen rechtskräftigen Entscheid zu fällen. Drei Monate später stellte der Stadtrat einen Antrag auf Wiedererwägung, doch war man nun bereit, den Wohnanteil auf 30% zu erhöhen, auf die Hotelnutzung zu verzichten und die Ausnützung auf dem Stadionareal zu reduzieren. Die Koalition zog daraufhin das Referendum zurück und der Gemeinderat stimmte im November 2001 der geänderten Vorlage zu (PE 11: TM 19; vgl. Klaus 2013: 21f.).

Zu Beginn des Jahres 2003 verlangte der Mieterinnen- und Mieterverband Zürich „bei der Planaufgabe für das Maag-Areal Plus in einer Einwendung einen höheren Wohnanteil und bessere Nutzungsdurchmischung, keine Anrechnung der geplanten Hotelnutzungen auf den Wohnanteil und allgemein eine Reduktion der Nutzungsdichte“ (Klaus 2013: 22). Dieser Einwand kam nicht zur Geltung, 2004 beschloss der Gemeinderat „mit 78

gegen 11 Stimmen von Grünen und AL die Sonderbauvorschriften „Maag–Areal Plus“ (ebd.).

Die Alternative Liste und Grüne gemeinsam mit der IG Hardturm ergriffen 2010 das Referendum mit dem Motto „Kein Landverkauf ohne Gegenleistung!“. Der Stadt gehörten auf dem Hardturm–Areal mehrere kleine, unzusammenhängende Grundstücke, die zusammengenommen jedoch eine Fläche von ca. 5'000m² ergaben (PE 11: TM 18). Statt mit den Eigentümern einen Flächenabtausch auszuhandeln, um ein größeres Grundstück im städtischen Eigentum zu sichern, wurden diese Flächen verkauft. Im Referendum wurde gefordert, dass Zweitwohnungen und Hotels nicht auf den Wohnanteil angerechnet werden dürfen, dass dieser erhöht wird und es einen Mindestanteil an gemeinnützigen Wohnungen gibt (PE 11: TM 18; vgl. Klaus 2013: 22).

Außerdem forderte die Koalition die Berücksichtigung von Quartierbedürfnissen. Ihr Ziel war, mit dieser Fläche einen möglichen Schulstandort zu sichern: Die „total exotischen“ Forderungen wurden von der SP nicht gutgeheißen und das Referendum damit verloren (PE 11: TM 20).

Die Beispiele zeigen, dass bereits um die Jahrhundertwende auf eine Fehlentwicklung bzw. auf Aspekte hingewiesen wurde, die für die Entwicklung des Industriequartiers zu einem Stadtteil mit aktivem Quartierleben gehören würden. Der Kampf um einen höheren Wohnanteil und die Art der Wohnnutzung -keine Erzeugung von ‚toter Masse‘ durch den Bau von Zweitwohnungen oder Hotels- zeigt, dass Bürgerinnen und Bürger und ihre Vertreter (s. o.) an der Vorstellung eines durchmischten Stadtteils mit aktivem Quartierleben festhielten und sich dafür einsetzten. Sie versuchten, durch die ‚Nadelstiche‘ eine Entwicklung Zürich Wests zum Arbeitsgebiet zu korrigieren und abzuschwächen. Gleichzeitig wird deutlich, dass es zu diesem Zeitpunkt zwar (erst) wenig Bevölkerung im Quartier gab, für diese aber die nötigen Infrastrukturen fehlten.

Bis heute lassen sich bei den thematisierten Aspekten ‚Wohnen‘ und ‚Quartierinfrastruktur‘ Defizite feststellen:

Die soziale Dichte bleibt trotz hoher, baulicher Verdichtung gering. Zudem fehlen Quartierinfrastrukturen, darunter Einkaufsmöglichkeiten und Schulstandorte (vgl. S. 325).

Es gibt Bestrebungen, diese Defizite auszugleichen. Dies zeigt sich in konkreten Projektplanungen: Auf dem Schütze-Areal ist ein Primarschulhaus mit Quartierinfrastrukturen geplant. Auch auf dem Pfingstweid-Areal soll ein Schulhaus für Primar- und Kindergartenklassen entstehen. Bei beiden Projekten ist die Wettbewerbsphase abgeschlossen und eine Realisierung in den kommenden Jahren geplant.

Außerdem behandelt die aktuelle Teilrevision der Bau- und Zonenordnung u. a. die Förderung publikumsorientierter Erdgeschossnutzung, die das Bereitstellen von Einkaufsmöglichkeiten beinhaltet, und die Regelung von Verdichtung und Kostenmiete im Wohnungsbau, wodurch die Differenz von sozialer versus baulicher Dichte ausgeglichen werden soll.

Das zeigt, dass die Nadelstiche vielleicht nicht unmittelbar, aber doch mittel- bis langfristig eine Wirkung erzielen. Sie kommen u. a. in der aktuellen Teilrevision der BZO zum Ausdruck:

3.1.7 Aktuelle Teilrevision der Bau- und Zonenordnung

„1988 hatte man eine BZO, die gesagt hat – also, das ist etwas plakativ: „Zürich ist gebaut! Die Investoren sind böse! Und: Deckel drauf für die Industrie!“ Dann, BZO Hofmann hat gesagt: „Alles anders: Wir öffnen!“ Hier {BZO 92} hatte die Stadt einen hundertprozentigen Verhandlungsjoker, wenig Investitionswille. Hier {BZO 95} war der Verhandlungsjoker wesentlich kleiner, weil er nur noch in der Industrie,- Handels-, Dienstleistungszone da war. (...) BZO 99 (...), die hat eigentlich einen Deal gemacht und mit der Zentrumszone sehr viel zugelassen und hat gesagt: „Mit der Kooperativen Planung haben wir zwar keine Rechtsgrundlage, aber wir machen es bestmöglich. Nicht perfekt, aber bestmöglich.“ Und jetzt, die neue BZO 2013, die versucht, das Bestmögliche {zeigt in Skizze auf BZO 99} teilweise wieder mit der Geschichte hier {zeigt in Skizze auf BZO 92} zu kombinieren.“

(PE 16)

Wie dieses Zitat verdeutlicht, wird mit der BZO 2013 wieder eine neue Richtung eingeschlagen – bei der man sich auf Ziele besinnt, die schon bei der BZO 92 zur Diskussion standen. So wird bei der Teilrevision der Bau- und Zonenordnung u. a. die Sicherung von Flächen für Industrie- und Gewerbenutzung als Schwerpunkt gesetzt. Auch die Förderung von gemeinnützigem Wohnungsbau ist ein Thema. Wenige Stimmen in den Interviews bringen die aktuelle BZO – Revision zur Sprache: Planende und Grundeigentümer beschreiben sie in ihrer Tendenz als bremsend und kritisieren diese Entwicklung.

In welcher Fassung die BZO 2013 in Kraft treten wird, ist abzuwarten: Noch ist die Stadt Zürich mit der Bearbeitung von rund 500 Einwendungen beschäftigt. Es gilt auch abzuwarten, wie einschneidend der mögliche Richtungswechsel ist und wie groß seine Auswirkungen auf Zürich West (noch) sind. Denn im zweiten Kapitel wurde aufgezeigt, dass ein Großteil der Areale im ehemaligen Industriegebiet bereits beplant oder bebaut ist.

Die neue Gesetzeslage und die daraus hervorgehenden Planungsgrundlagen -dazu zählen u. a. die *Räumliche Entwicklungsstrategie* (RES), die *Strategien 2025* genauso wie das in diesem Jahr in Kraft getretene *Raumplanungsgesetz* (RPG) und das *kantonale Planungs- und Baugesetz* (PBG)- bilden die Basis für angestrebte zukünftige Entwicklungen in Zürich. Von einer genaueren Betrachtung dieser neuen Grundlagen sehe ich an dieser Stelle ab, da ich mich in diesem Forschungsprojekt auf die bisherigen Entwicklungen beschränke.²⁴

Parallel zum Revisionsprozess und politischen Patt fanden zwischen Stadt und Privaten Aushandlungen statt, die zu ersten Arealentwicklungen im ehemaligen Industriegebiet führten:

²⁴ Weiterführende Literaturhinweise zum Thema sind: Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2014b); Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (2011); Stadt Zürich, Stadtrat (Hg.) (2011); Kanton Zürich (1975).

3.2 Aushandlungsprozesse: hinter verschlossenen Türen

Beschrieben wurde die verfahrenere Situation rund um die Revision der Bau- und Zonenordnung (vgl. 3.1). Der lange Revisionsprozess hatte nicht nur zur Folge, dass die Stadt Zürich in diesem Zeitraum nicht über eine gültige BZO verfügte, sondern auch, dass sich die politischen und rechtlichen Auseinandersetzungen auf die Entwicklungen im Quartier auswirkten. Wie zuvor erklärt, basierte die Planungslogik und -strategie der Stadt Zürich auf Aushandlungen mit den Grundeigentümern. Den Schwierigkeiten -politisches Patt, Drogen und Wirtschaftskrise- zum Trotz, begannen diese Aushandlungen bereits Ende der 80er-Jahre – einige Jahre vor dem Einstieg in die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘, deren Auftakt das ‚Stadtforum‘ bildete. Im Folgenden wird untersucht, welche Akteure an den Aushandlungsprozessen beteiligt sind und welchen Interessen und Strategien sie dabei folgen (3.2.1). Es wird deutlich, dass arealweise geplant wurde und wird und eine Gesamtbetrachtung von Zürich West fehlt (3.2.2). Das führt zu bilateralen Aushandlungen. Wie sich diese gestalten, wird in 3.2.3 beschrieben. Dabei kommt es zu Differenzen zwischen den unterschiedlichen Akteuren (3.2.4). Zudem entstehen Schwierigkeiten für die Stadt, da ihre Verhandlungspartner im Aushandlungsprozess wechseln (3.2.5). Abschließend stellt sich die Frage, welche Akteursgruppe von den Aushandlungen profitiert (3.2.6).

3.2.1 Akteure und ihre Interessen: im Dialog

„Es hat eine große Erwartungshaltung von den Grundeigentümern gegeben, ihr Gebiet schnell und möglichst mit einer hohen Wertschöpfung zu entwickeln. (...) Von der Stadt ist die Erwartungshaltung gewesen, mehr Qualität (zu erzielen) und sorgfältige Schritte zu machen.“

(PE 4: TM 13).

Wie dieses Zitat veranschaulicht, gab es zwei wesentliche Verhandlungspartner bei den Aushandlungsprozessen um die

Entwicklung der Areale in Zürich West: Die Grundeigentümer und die Stadt Zürich.

Auslöser für die Aushandlungen war nach Angaben der Interviewpartnerinnen und -partner eine anfängliche Diskussion zwischen einzelnen Grundeigentümern, die gemeinsam der Stadt vermittelten, dass sie ihr Areal nicht mehr für Industrienutzung benötigten und umnutzen wollten. Zürich war geprägt von der für Schweizer Verhältnisse großen Krise (vgl. S. 153) und die Behörden daher bereit, in den „Dialog“ mit den Grundeigentümern einzusteigen (PE 6: TM 1, 18):

„(...) die Stadt hat gesagt, das ist schön und gut und interessant, aber das ganze ist Industriezone und -und das war dann diese Erfindung- wenn ihr etwas ändern wollt, dann müsst ihr mit uns reden.“

(PE 9: TM 7)

Die Motivation seitens der Stadt, in die Aushandlungen mit den Grundeigentümern einzutreten, war die Förderung der Entwicklungen trotz oder gerade wegen der Krise. Sie wollte aber nicht über spekulative Prozesse eine Verdrängung und Abwanderung von funktionierendem, produzierendem Gewerbe auslösen, sondern strebte eine sorgfältige Gebietsentwicklung an.²⁵ Da die Stadt wenig eigenes Land in Zürich West besaß, versuchte sie durch Aushandlungen mehr Qualität für das Quartier zu erreichen (PE 4: TM 13; PE 6: TM 13). Die Stadt konnte sich diesbezüglich aber nur bis zu einem gewissen Grad durchsetzen (PE 12: TM 7). Die Gründe dafür liegen -wie bereits beschrieben- im verlorenen Verhandlungspfad durch die massiven Änderungen in der Bau- und Zonenordnung 95 (vgl. S. 148ff.).

Bezüglich der Motivation der Grundeigentümer gibt es diskrepante Aussagen: Grundbesitzer und Behörden erklären, dass Grundeigentümer zügig und mit einer hohen Wertschöpfung

²⁵ Dieses Paradigma war stark sozialdemokratisch-gewerkschaftlich motiviert, während die vorhergehenden 80er-Jahre durch Spekulationen und das Ende der Industrialisierung geprägt waren (PE 9: TM 11; vgl. 3.1.1).

entwickeln wollten. Es sei aber langwierig gewesen, ihre Vorstellungen mit den Planungen der Gebietsentwicklung abzustimmen (PE 4: TM 13, 14; PE 2: TM 8).

Je nachdem, in welchem Segment sie sich bewegen oder wie das Unternehmen ausgerichtet ist, verfolgen und vertreten sie unterschiedliche Interessen. Diese Feststellung wird sowohl seitens der Verwaltung wahrgenommen, aber auch von den Grundeigentümern selber kommuniziert: Obwohl man in der Immobilienszene miteinander bekannt sei, stünde man in Konkurrenz zueinander und würde nicht frei kommunizieren (PE 15; PE 1: TM 17). Letztendlich orientieren sich die Investoren am Markt und möchten profitieren (PE 8: TM 17). Dennoch haben sich die Grundeigentümer in einem Verein zusammengeschlossen und stehen für gemeinsame Ziele ein. Dazu ausführlicher in Kapitel 4.

Die Projekte, die in der zweiten städtebaulichen Entwicklungsphase realisiert wurden, belegen, dass es bereits Ende der 80er- und Anfang der 90er-Jahre zu Aushandlungen und ersten Realisierungen kam (vgl. Kap. 2) – was dafür spricht, dass zumindest ein Teil der Grundeigentümer an einer zügigen Umnutzung interessiert war.

1988 wurde z. B. der Gestaltungsplan zum Steinfels-Areal festgesetzt. Im selben Jahr erfolgte die Wettbewerbsausschreibung zum Projekt *Limmatwest* und nur ein Jahr später begann der Bau des *Technoparks* (vgl. S. 75ff.). Obwohl diese Projekte zeigen, dass die Aushandlungen bereits in der Ära Koch begannen, wird in den Dokumentationen der Stadt Zürich zur kooperativen Planung beschrieben, dass parallel zur Ausarbeitung und Vorlage des Entwicklungskonzepts der Einstieg in die bauliche Umsetzung unter finanzieller Beteiligung der Grundeigentümer gesucht wurde (vgl. Eisinger, Reuther 2007: 144). Die Kosten für die im Stadtforum gemeinsam erarbeiteten Aufwertungsmaßnahmen hätten die finanziellen Möglichkeiten der Stadt Zürich überstiegen. Da für eine Mehrwertabschöpfung im Kanton und in der Stadt Zürich keine gesetzliche Grundlage besteht, wurde je Einzelfall ein eigener städtebaulicher Vertrag verhandelt und abgeschlossen (vgl. Stadt Zürich et al. 2004: 71).

Die ‚Kooperative Planung‘, an der die großen Grundeigentümer mit der Stadt als Hauptakteure beteiligt waren, begann erst Ende der 90er-Jahre nach dem Stadtforum. Ein Mitglied der Lenkungsgruppe des Stadtforums betont, dass sich die Grundeigentümer eingebracht hätten und die Stadt daraufhin in den Planungsprozess einstieg (PE 8: TM 15).

Es lässt sich also festhalten, dass die ersten Aushandlungen aus der Initiative der Grundeigentümer resultieren und dass bereits in der Ära Koch in den Dialog eingestiegen wurde. ‚Stadtforum‘ und ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ entstanden erst fast zehn Jahre später, wieder aus einem privaten Vorstoß heraus, auf den die Stadt reagierte. Weder ‚Stadtforum‘ noch ‚Kooperative Planung‘ können demnach als Einstieg in den Dialog bezeichnet werden.

3.2.2 Gesamtbetrachtung Zürich West: verpasste Chance

„Was ich so schade finde, ist, dass man die Gesamtbetrachtung von dem Gebiet ein bißchen verloren hat. (...) Das ist eine verpasste Chance: der Gesamtblick.“

(PE 6: TM 19)

Die Befragten aus den unterschiedlichen Akteursgruppen sehen eine verpasste Chance darin, dass es zu Zürich West keine Gesamtplanung gab. Die Verantwortung dafür schieben sich Behörden und Grundeigentümer gegenseitig zu.

Parallel zu den Entwicklungen in Zürich West fanden auch in Zürich Nord Veränderungsprozesse statt. Dort hatte man sich dafür entschieden, ‚Tabula Rasa‘ zu machen und konnte daher mit den Grundeigentümern über das gesamte Gebiet verhandeln. Die Planungslogik *„soundso viel Kubikmeter gegen Freiraum“* (PE 3: TM 15) galt bei beiden Gebieten, doch wurde in Zürich West auf Grund von kleineren Einheiten und unterschiedlichen baulichen Zuständen ein bilateraler Verhandlungsprozess geführt: Man sprach mit den einzelnen Grundeigentümern über ihre Wünsche

und Zukunftsvorstellungen und forderte Gegenleistungen ein (PE 9: TM 14, 15; PE 3: TM 15).

Nachdem zu Beginn der 90er-Jahre eine offene Dynamik und Entwicklung angestrebt wurde, führte man im Rahmen der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘, zu der sich die Verwaltung nach dem ‚Stadtforum‘ entschloss, um den verschiedenen Ansprüchen und Problemstellungen gerecht zu werden (vgl. 3.1), Testplanungen zu Zürich West durch. Dies war nach Angaben eines oppositionellen Politikers der letzte Versuch für eine Gesamtvision von Zürich West (PE 11: TM 26). Verwaltungsangestellte und Grundeigentümer sind sich einig, dass eine Gesamtbetrachtung wünschenswert gewesen wäre und die Chance dazu verpasst wurde – die Verantwortung dafür schieben sie sich gegenseitig zu: Während die einen die Gründe für die verpasste Chance in einer Resignation der Stadt oder einer vernachlässigten Richt- oder Masterplanung sehen, begründen andere diese mit einer egoistischen und separaten Entwicklung durch die Grundeigentümer.

Mit Ausnahme einer Gebietsmanagerin, die erklärt, dass die Grundeigentümer Profis sind und über ihren eigenen Besitz hinausdenken, wird von städtischer Seite berichtet, dass bei der Planung des Quartiers eine ganzheitliche Betrachtung versucht wurde. Es sei jedoch für die Grundeigentümer noch fremd gewesen, mit anderen über ihre Areale zu sprechen und es hätte Erklärungen bedürft, dass es um ein ganzes Gebiet ginge (PE 1: TM 18). Eine Planerin erklärt, dass die Testplanungen nicht durchgeführt wurden, um sie zu realisieren, sondern um unter Einbezug von Architektinnen und Architekten mit den damaligen Grundeigentümern Bilder und Prinzipien darüber zu entwickeln, was möglich wäre und was man sich vorstellen könne (PE 12: TM 2). Ein wichtiger Teil des Bildes sei gewesen, einen neuen Stadtteil zu entwickeln, der sich mit dem alten verbindet. Man wollte keine ‚Tabula Rasa‘, sondern eine Kontinuität herstellen, Identitäten mit bestimmten Elementen, wie z. B. dem *Gleisbogen* (s. Dokumentation B, S. 89), wahren und diese mit Neuem verknüpfen. Die Überlegungen seien daher gewesen *„welche Nutzungen, wie intensiv, wie dicht, welche Infrastrukturen, welche städtebauliche volumetrische Gestalt im Sinn vom Verhältnis Masse zu Freiraum.“*

Durchlässigkeit, und zwar physisch wie visuell.“ (PE 5: TM 2). Über die großen Entwürfe, die aus den Testplanungen hervorgingen, sei man aber teilweise etwas erschrocken (PE 8: TM 15, 18).

Von Seiten der Grundeigentümer wird hingegen geäußert, dass eine Gesamtplanung erwünscht war und es wichtig gewesen wäre, sich bei den Testplanungen auf ein Konzept zu einigen. Bestimmte Aspekte, wie z. B. Nutzungen und ein Zentrum hätten definiert werden müssen (PE 2: TM 13).

Die arealweise Planung und Entwicklung ist nicht per se zu kritisieren. Offensichtlich gab es dafür Gründe: 1. Die unterschiedlichen Zeitpunkte des ‚Freiwerdens‘ der Areale, 2. Die Planungslogik, die eine bilaterale Aushandlung implizierte. Als problematisch erweist sich vielmehr, dass es zum einen kein gesamtheitliches Leitbild gab, an denen sich die Aushandlungen orientierten und zum anderen das Verhandlungspfad verspielt war (vgl. S. 174). Dies zeigt sich in der städtebaulichen Entwicklung: Folge der arealweisen Verhandlungen und Planungen ist eine städtebauliche Inkohärenz, die sich u. a. durch Maßstabsprünge zwischen den Entwicklungsphasen äußert (vgl. S. 100).

Thierstein et al. (2005) kamen in einer Zwischenevaluation zum Schluss, dass eine stärkere Vernetzung zwischen den Arealen angestrebt werden müsse. Der Schlüssel hierzu liegt im öffentlich nutzbaren Raum. Es stellt sich die Problematik und Herausforderung, dass sich in Zürich West öffentlich nutzbare Räume zu einem wesentlichen Teil in privater Hand befinden. Von daher bedarf es einer guten Kooperation von Behörden und Grundbesitzern. Wie sich der Dialog zwischen diesen Verhandlungspartnern gestaltet, wird im folgenden Abschnitt aufgezeigt.

3.2.3 Verhandlungen hinter geschlossenen Türen: black box

„Die Stadt (...) hat gefunden, jetzt müssen wir im klassischen Stil hinter verschlossenen Türen mit den Großgrundbesitzern aushandeln. Was mich einfach generot hat, ist, dass sie das dann trotzdem kooperatives Verfahren nennen. Es war überhaupt nicht kooperativ.“

(PE 3: TM 12)

Die Verfahren ‚Stadtforum‘ und ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ werden im folgenden Kapitel ausführlich behandelt (vgl. 3.3); da sie aber einen Wendepunkt bei den Aushandlungsprozessen hätten bewirken können, greife ich an dieser Stelle Folgendes vorweg:

Die Stadt richtete 1996 das ‚Stadtforum‘ ein, in dem versucht wurde, mit den Grundeigentümern und weiteren Akteuren Interessen abzugleichen. Es fand eine Öffnung statt, durch die auch die Bevölkerung temporär einbezogen wurde. Hier lernten sich die einzelnen Akteure kennen, platzierten ihr Wissen, glichen Probleme, Ängste und Zielsetzungen ab und räumten Differenzen aus (PE 4: TM 11). Mit dem Ende des ‚Stadtforums‘ leitete die Stadt Mitte 1997 die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ ein. Eine städtische Mitarbeiterin definiert diese wie folgt:

„Die kooperative Planung ist bei uns so verstanden worden: Es ist keine partizipative Planung, sondern eine kooperative, mit den Partnern, die etwas haben zum Kooperieren, und das sind im Verständnis von uns die Grundeigentümer gewesen, denn die haben dort ein Areal, das sie entwickeln wollen. Nach unserem Verständnis wäre es nicht richtig gewesen, wenn Bewohner über die Arealentwicklung von Privaten mitgeredet hätten.“

(PE 12: TM 16)

Offensichtlich beschränkte sich die Kooperation auf das Zusammenwirken von zwei Hauptakteuren. Dabei sollte nicht unbeachtet bleiben, dass bei den Aushandlungen zwischen der Stadt und den Grundeigentümern bereits viele Akteure involviert sind: Insgesamt gibt es rund 120 Grundeigentümerinnen und Grundeigentümer oder Stockwerkseigentumsgemeinschaften in Zürich West – im Jahr 2000 hatte die Stadt mit etwa dreißig von ihnen Gespräche geführt (vgl. Stadt Zürich et al. 2004: 72). Die direkte Kommunikation und persönlichen Kontakte zwischen den Verhandlungspartnern waren nach Aussage der Projektleitung der kooperativen Planung die wichtigste Grundlage (PE 5: TM 15, 15a).

Für die Grundeigentümer bestanden die Aushandlungen darin, Rücksprachen mit den verschiedenen Ämtern zu führen – sie

hatten unterschiedlichste Ansprechpartner, nicht zuletzt nach der bereits genannten Abschaffung des Stadtplanungsamtes (s. o.). Ein Grundeigentümer berichtet, dass die Ämter in Gesprächen Auskunft geben und Empfehlungen aussprechen, die jedoch nicht rechtsverbindlich sind. Um keine Zeit zu verlieren, würden Grundeigentümer i. d. R. keinen Vorentscheid verlangen, doch laufe man dadurch Gefahr, dass die Baueingabe trotz diverser Vorabklärungen in wesentlichen Teilen nicht akzeptiert würde (PE 2: TM 12).

Obwohl Experten empfahlen, nach dem ‚Stadtforum‘ in dem eingeführten offenen Stil weiterzufahren, wurde dieser mögliche Wendepunkt im Aushandlungsprozess nicht erreicht (PE 3: TM 12). Die Stadt handelte trotz der Öffnung durch das ‚Stadtforum‘ *„im klassischen Stil hinter verschlossenen Türen mit den Großgrundbesitzern“* aus (PE 3: TM 12). Dass das Verfahren trotzdem als ‚kooperativ‘ bezeichnet wurde, wird von politischer Seite und von Beteiligten des ‚Stadtforums‘ kritisiert: Die Aushandlungen seien wieder in einer *„black box“* verschwunden – bis ein Gestaltungsplan als Ergebnis erarbeitet war, der dann in den verschiedenen Veranstaltungen vorgestellt werden konnte mit der Bekanntgabe: *„Das haben wir ausgehandelt!“* (PE 11: TM 25; PE 3: TM 14). Es hätte keine Gruppe gegeben, die Transparenz im Planungsprozess einforderte und die Verhandlungen wieder aus der *„black box“* herausholte (PE 11: TM 27).

Es stehen sich folglich zwei diskrepante Sichtweisen gegenüber:

1. Die Kooperationspartner strebten keine breitere Beteiligung bei den Aushandlungen an. Vielmehr äußerten sie die Sorge, dass diese zur Schwächung von Projekten führen könne.

2. Betrachtet man die Aushandlungsprozesse aus der Perspektive derer, die nicht an der kooperativen Planung teilnehmen durften, wird die von der Öffentlichkeit geäußerte Kritik plausibel:

Die Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern, unterschiedlichen politischen Instanzen und den kleineren Grundbesitzern am ‚Stadtforum‘ beschränkte sich auf eine temporäre Partizipation.

Aus diesen Überlegungen resultiert die Folgerung:

Das ‚Stadtforum‘ war primär darauf ausgerichtet, die politische Debatte zu deblockieren. Zwar heißt es im Schlussbericht des

Stadtforums: „Bei den Kooperativen Verfahren sollen Wirtschaft, öffentliche Hand und Öffentlichkeit gleichberechtigt mitwirken. Dadurch wird die Zusammenarbeit der Akteure über das Stadtforum hinaus fortgesetzt.“ (Stadt Zürich et al. 2004: 11). Diesem schriftlich festgehaltenen Ziel zum Trotz veränderte sich die Struktur der Aushandlungsprozesse nicht. Sie unterschieden sich faktisch nicht von den vorhergehenden Aushandlungsprozessen und verliefen unverändert weiter, nun jedoch unter der offiziellen Bezeichnung ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘.

3.2.4 Differenzen

„(...) und dann hat man versucht das abzugleichen und im gemeinsamen Prozess in eine Richtung zu bewegen. Im Wissen, dass es auch Differenzen gibt, die man ‚ausräumen‘ muss.“

(PE 4: TM 11)

Während der ersten Phase der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ zeigte sich, dass es Unstimmigkeiten zwischen den Verhandlungspartnern gab – insbesondere bezüglich a) des Wohnanteils, b) der Erdgeschossnutzungen und c) des Freiraumkonzepts (vgl. Eberle 2003: 112). Zudem forderten die bislang von der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ ausgeschlossenen Grundeigentümer ihre Beteiligung ein.

a) Koch setzte sich dafür ein, dass Zürich West nicht ausschließlich für Dienstleistungen geöffnet würde, sondern forderte einen Mindest-Wohnanteil (vgl. S. 155). Diese Forderung geht zurück auf die Zuspitzung der Wohnungsnot Ende der 80er-Jahre und die damit verbundenen Häuserkämpfe (vgl. Stahel 2007: 70).²⁶ Zwischen Stadt und Privaten habe es Differenzen gegeben, da dem Wohnanteil seitens der Grundeigentümer ein geringerer Wert beigemessen wurde als von städtischer Seite. U. a. sei Lüscher, von 2001 – 2007 stellv. Direktorin des Bereichs Stadtplanung, prägend gewesen, die Grundeigentümer zu überzeugen, dass ein

²⁶ Mehr zum Thema der stadt- und wohnpolitischen Bewegungen in Zürich nach 1968 in: Stahel, Thomas (2007); Hitz et al. (1995); Videoladen Zürich (1980 / 2005).

Büroquartier mit wenigen Wohnungen kurzfristig gedacht sei (PE 12: TM 7). Der damals ausgehandelte Kompromiss von 20 – 30% Wohnanteil wird im Nachhinein von beiden Parteien als zu gering betrachtet (PE 1: 16, 16a). Kombiniert mit der erhöhten Nachfrage nach Wohnungen führt das dazu, dass sich Nutzungen verändern und v. a. in der dritten städtebaulichen Entwicklungsphase zunehmend Wohnungen gebaut werden (vgl. S. 99ff.).

b) Der Belegung der Erdgeschosse wird eine bedeutende Rolle beigemessen, da diese die Schnittstelle zwischen dem öffentlichen Raum und den Gebäuden darstellen. Von Seiten der Behörden wird berichtet, dass in Bezug auf die Erdgeschossnutzungen Klagen von Seiten der Grundeigentümer geäußert würden, die Inhalte jedoch in ihrem eigenen Verantwortungs- und Einflussbereich lägen. Es würden Möglichkeiten für belebte Erdgeschosse bestehen, doch schiebe man sich in diesem Punkt die Verantwortung gegenseitig zu (PE 1: TM 19).

c) Weitere entscheidende Punkte seien der öffentliche Raum und das Freiraumkonzept gewesen, zu denen man sich nicht einigen konnte. Aus einem Interview mit einer beteiligten Planerin geht hervor, dass die Stadt sich in Folge zurückgezogen habe, um das Konzept *„in einer kleineren Form der kooperativen Planung“* (PE 5: TM 20) weiterzubearbeiten. Da an der kooperativen Planung nur zwei Hauptakteure beteiligt waren (vgl. 3.2.3), bedeutet die ‚kleinere Form‘, dass die Stadt alleine daran arbeitete. Diese Schlussfolgerung wird in einem weiteren Interview bestätigt: *„Das ist etwas gewesen, als wir (...) mit den Grundeigentümern zusammen versucht haben, ein Freiraumkonzept zu realisieren – und dann zum Schluss aber einen eigenen Plan gemacht haben (...)“* (PE 12: TM 15). Dieser sei jedoch vage geblieben und habe viele Verhandlungen nach sich gezogen (PE 12: TM 15).

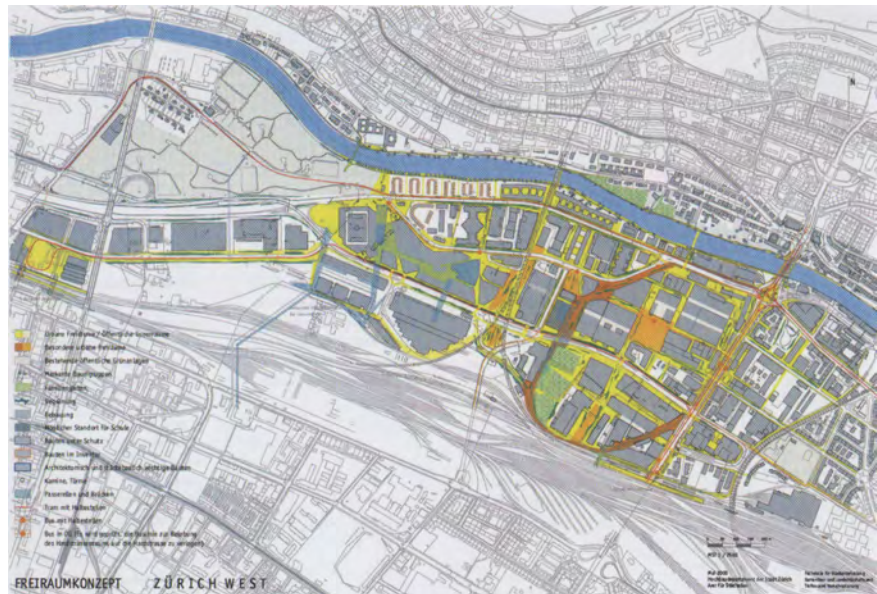


Abbildung 196: Freiraumkonzept

(Stadt Zürich 2004: 48)

Um über eine Annäherung bei den beschriebenen Differenzen zu verhandeln, wurde 1999 die ‚Task Force Zürich West‘ gegründet – eine Gruppe, die sich aus drei Großgrundbesitzern und Vertretern der städtischen Behörden zusammensetzte. In dieser Gruppe habe man sich gegenseitig informiert - die Stadt über ihre Vorhaben, die Grundeigentümer über ihre Planungen. Die Kommunikation sei einfach gewesen und man habe versucht, gemeinsam zu planen (PE 12: TM 13).

Dass sich die öffentliche Hand auf die Großgrundbesitzer konzentrierte, führte zu Unmut bei den kleineren Grundeigentümern. Auch aus der wachsenden Bevölkerung formierten sich Gruppen, die ein Mitspracherecht einforderten. Insbesondere zum Thema Verkehr, aber auch in Bezug auf Sicherheit, öffentliche Räume und Quartierinfrastruktur entzündeten sich vielfältige Diskussionen. Diversen Informationsveranstaltungen der Stadt zum Trotz konnten die Meinungsverschiedenheiten insbesondere zum Thema Verkehr nicht ganz ausgeräumt werden (vgl. Stadt Zürich 2004: 24). Die Stadt führte daraufhin im Jahr 2002 den ‚Runden Tisch Verkehr‘ durch, an dem die Bevölkerung, verschiedene Interessengruppen und eben auch die kleineren Grundeigentümer teilnahmen. Durchführende des ‚Runden

Tisches Verkehr' berichten, dass es ein schwieriges Verfahren gewesen sei, das zusätzlich erschwert wurde, da es inhaltlich u. a. um die Kantonsstraßen im Gebiet ging – der Kanton sei aber nicht bereit gewesen, sich einzubringen (PE 3: TM 13). Da sich die Stadt nicht gegen die Widerstände durchsetzen wollte und konnte, basiere der heutige Stand der Umsetzung auf dem Konzept, zu dem damals ein Konsens gefunden wurde (PE 12: TM 17). Tatsächlich erhielt der ‚Runde Tisch Verkehr‘, obwohl er zu Beginn vor allem dem Informationsaustausch diente, Vorschlagskompetenz und es wurden neue Varianten zur Verkehrsführung entwickelt. Diese wurden bis Ende 2004 durch die Behörden geprüft und inzwischen in Teilen umgesetzt (vgl. Stadt Zürich 2004: 24; Pola: TM 17).

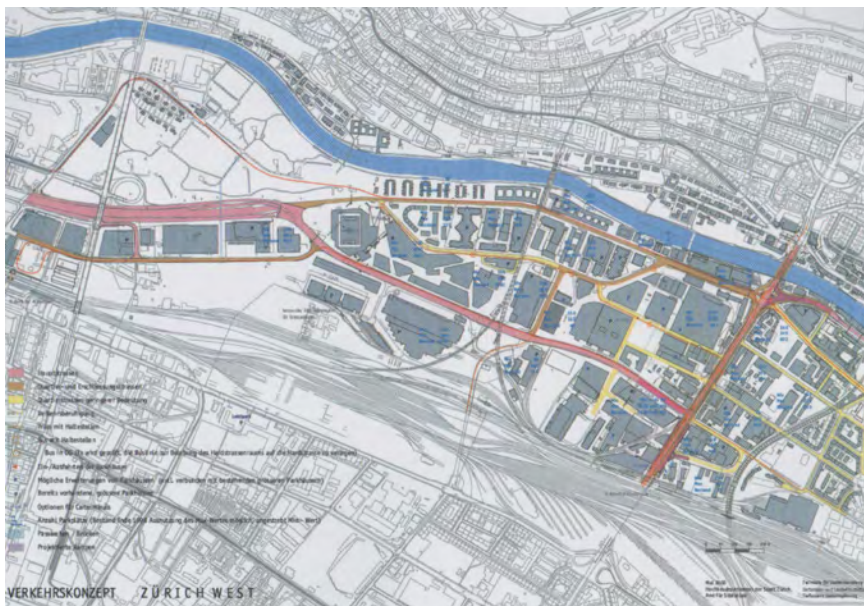


Abbildung 197: Verkehrskonzept

(Stadt Zürich 2004: 49)

Neben den Differenzen, die es auszugleichen galt, stellt das Verfahren des ‚Runden Tisches Verkehr‘ einen Wendepunkt im Aushandlungsprozess dar: In Folge veränderten sich die Verhandlungspartner für die städtischen Behörden.

3.2.5 Aushandlungen mit wechselnden Verhandlungspartnern

„Ein kooperativer Geist kann aber nicht einfach von einem auf den anderen übertragen werden.“

(PE 6: TM 16)

Die Kooperationen und Aushandlungen wurden durch Veränderungen in der Akteurskonstellation maßgeblich beeinflusst: Die Grundeigentümer, die mit der Stadt in den kooperativen Prozess eingestiegen waren, wurden durch Investoren abgelöst, womit für die Stadt die Verhandlungspartner wechselten (PE 6: TM 16). Anfangs wurde ausschließlich mit den Großgrundbesitzern kooperiert und ein solides Vertrauensverhältnis als Verhandlungsbasis aufgebaut. Hinzu kamen weitere Grundeigentümer und Investoren, die zunächst nicht beteiligt waren, den Diskurs nicht mitführten und die Planungsgrundlagen nicht mit erarbeitet hatten. Offensichtlich fand ein Wechsel von einer ersten in eine zweite Phase statt – der aber auch von Seiten der öffentlichen Hand erst im Nachhinein realisiert wurde (PE 8: TM 11). Dieser Wechsel lässt sich um 2002 einordnen. Eine große Herausforderung besteht nach Angaben städtischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter darin, in der zweiten Phase mit den neuen Akteuren den ‚Dialog‘ aufzunehmen, im Gespräch zu bleiben, gemeinsam Interessen abzuwägen und miteinander zu entwickeln (PE 8: TM 11; PE 4: TM 17, PE 12: TM 13). Zusätzlich erschwert würden die Aushandlungen mit den neuen Verhandlungspartnern dadurch, dass die Investoren teilweise aus dem Ausland kommen und keinen oder wenig Bezug zu Zürich West haben (PE 12: TM 13).

Diese Problematik wird auch in der Studie *Immo Dorado Zürich West – Bilanz 2013* (Klaus 2013) deutlich: Zwar bezieht sich die Aussage hier auf die Abschöpfung des Mehrwerts – nämlich, dass ein Großteil des Mehrwerts in Zürich West von börsennotierten Immobilienunternehmen abgeschöpft und die Ausschüttungen weitgehend steuerfrei an ihre Aktionäre weiterverteilt werden – doch zeigt sich in der Auflistung der Profiteure, dass diese teilweise aus Ländern wie Deutschland, Spanien und Israel stammen (vgl. Klaus 2013: 50).

Zwei Aspekte werden offenkundig:

1. Die Stadt Zürich war nicht auf einen Akteurswechsel in den Aushandlungsprozessen vorbereitet.
2. Der Mangel an rechtsverbindlichen Dokumenten und handfesten Steuerungsmöglichkeiten wird einmal mehr zum Problem der öffentlichen Hand. Denn wie das Einstiegszitat beschreibt, kann das über Jahre erarbeitete Vertrauensverhältnis als Verhandlungsbasis nicht unmittelbar auf neue Verhandlungspartner übertragen werden.

Das lässt den Schluss zu, dass die Stadt den Privaten gegenüber in eine ungünstige Lage geriet. Dieser Gedanke wird durch die Äußerung eines Interviewpartners bestärkt, der berichtet, dass in letzter Zeit aus der Politik und von der Legislative Stimmen aufkommen, dass in Zürich West die Wertschöpfung der Grundeigentümer und Privaten nicht im Gleichgewicht ist mit dem Gewinn für die Öffentlichkeit und allgemeine Bevölkerung (PE 4: TM 9). Es stellt sich daher die Frage, welche Akteursgruppe von den Aushandlungen profitiert.

3.2.6 Wer profitiert?

„Die Stadt will ja die Aufwertung. Das ist für die anderen wunderbar, prächtig. Wenn die Stadt es offensichtlich möchte, dann können die (Privaten) nur profitieren. Müssen nur warten!“ (PE 5: TM 9)

In den vorherigen Kapiteln wurde beschrieben, wie sich die Kooperationen und Aushandlungen zwischen der öffentlichen Hand und den Privaten gestalteten und welche Herausforderungen sich dabei stellen. Doch wer profitiert von den Aushandlungen? Von Seiten der Stadt wird berichtet, dass man in sehr umfangreichen Verhandlungen probierte, Mehrwert abzuschöpfen. Die Stadt habe umfangreiche Berechnungen angestellt zum Wert der Infrastrukturen (Fuß- und Radwege, Tram und Straßen, öffentliche Räume) und dem Mehrwert, der daraus für die Parzellen entsteht. In Einzelgesprächen mit den Grundeigen-

tümern wären diese erläutert worden. Die Stadt erhielt inhaltlich positive Rückmeldungen, konnte bei der Finanzierung durch die Grundeigentümer jedoch kaum Erfolge erzielen (PE 12: TM 18). Da der Stadt mit der BZO 95 das Verhandlungspfand genommen war (vgl. 3.1), versuchte sie die Grundeigentümer mit anderen Argumenten zu einer Beteiligung zu überzeugen: mit dem Faktor Zeit und der Gewinnung eines attraktiven Umfelds.

Dies wird an folgenden Beispielen ersichtlich: Man habe beim Gleisbogen gesagt, dass man ihn ohne eine Beteiligung der Privaten nicht bauen würde und beim Pfingstweidpark mit dem zeitlichen Faktor Druck ausgeübt (PE 12: TM 19, 20).

Langhagen – Rohrbach untersucht in seiner Dissertation, ob trotz neuer Planungsprozesse, die formal und theoretisch eine gleichberechtigte Beteiligung unterschiedlicher Akteure versprechen, einzelne Akteure in diesen Verfahren privilegiert werden (vgl. Langhagen – Rohrbach 2003: 11f.). Er kommt in seiner empirischen Untersuchung zu dem Ergebnis, dass insbesondere Grundeigentümer und Investoren aus der Immobilienbranche ihre Forderungen gegenüber der öffentlichen Hand durchsetzen und die Wünsche der Bürger und politische Planungsziele sekundär behandelt werden. Am Beispiel von Zürich West zeigt er auf, dass der Stadt Möglichkeiten fehlten, um das Handeln privater Investoren zu steuern. Die Entwicklung des Gebietes sei daher stark von wirtschaftlichen Interessen beeinflusst und geprägt worden, obwohl die öffentliche Hand als demokratisch gewähltes Gremium die Interessen der Bürgerinnen und Bürger vertreten und in ihrem Interesse handeln sollte.

Langhagen-Rohrbach stellt einen Widerspruch heraus zwischen der auf gesetzlichen Grundlagen beruhenden Stadtplanung und ihrem tatsächlichen Agieren: Die Stadt würde Interessen einzelner Akteure vor Abschluss des Planungsverfahrens den Vorzug geben bzw. andere Akteure vor vollendete Tatsachen stellen (vgl. Langhagen – Rohrbach 2003: 200ff.).

Auch Klaus (2013) kommt in der Studie *Immo Dorado Zürich West – Bilanz 2013* zum Schluss, dass in Zürich West neben den Grundeigentümern vor allem die Immobilienunternehmen die treibenden Kräfte waren: Für diese sei Zürich West eine

Goldgrube, während das Ergebnis für die Stadt durchzogen sei – zumindest von der Kostenseite her betrachtet. Denn es ist -wie angestrebt- ein neuer Stadtteil entstanden, der ein vielfältiges Angebot mit den Nutzungen Arbeiten, Wohnen, Einkaufen und Freizeit bereithält.

Doch die Erschließung und Ausrüstung des Quartiers mit den nötigen Infrastrukturen, darunter Verkehr, Schulhäuser und Freiflächen, verursachte und verursacht weiterhin hohe Kosten, an denen sich die Privaten nur minimal beteilig(t)en, obwohl die Stadt intensiv verhandelte (vgl. Klaus 2013: 7f.).

Dieses Ergebnis wirft einige Fragen auf: Wäre es möglich gewesen, diese Entwicklung zugunsten der Privaten zu verhindern oder abzuschwächen? Hätte es Alternativen gegeben, um die Steuerungsmöglichkeiten der Stadt Zürich zu verbessern und eine höhere finanzielle Beteiligung der Privaten an öffentlichkeitsbezogenen Nutzungen und Infrastrukturen zu erzielen? Welche planerischen Instrumente und Grundlagen standen zur Verfügung und wie wurden sie eingesetzt? Die Stadt Zürich leitete verschiedene aufwendige Planungsverfahren ein, anhand derer sie die Planungsprozesse gestaltete und die Entwicklung zu beeinflussen versuchte. Ein Blick darauf kann erste Antworten liefern.

3.3 Partizipative und kooperative Verfahren: nur Zuckerguss?

Von der Stadt Zürich wurden zwei Planungsverfahren eingeleitet:

1. Das ‚Stadtforum‘ als partizipativer Prozess, um einen Ausweg aus der blockierten Stadtplanungspolitik zu finden (vgl. S. 148ff.). Es wird beschrieben, wie das Stadtforum entstand, welche Akteure beteiligt waren, welche Ziele verfolgt und welche Ergebnisse erzielt wurden (3.3.1).
2. Die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘, die als Ergebnis aus dem Stadtforum hervorgeht und in zwei Phasen durchgeführt wurde. Die ‚Städtebaulichen Prinzipien‘ als Grundlage für sämtliche folgenden Planungen sind Resultat dieses Verfahrens (3.3.2).

Anknüpfend an die Beschreibung dieser Planungsverfahren wird die Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger behandelt. Es zeigt sich, dass diese in den beiden Verfahren nicht gleich gehandhabt wird (3.3.3). Im Anschluss an das ‚Stadtforum‘ und die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ wurden verschiedene Informationsplattformen eingerichtet (3.3.4) und die Organisationsformen ‚Gebietsmanagement‘ (3.3.5) und ‚Quartierkoordination‘ (3.3.6) eingerichtet. Zudem entwickelten sich verschiedene Engagements aus der Bevölkerung (3.3.7).

3.3.1 Das Stadtforum

„Das ist sehr wahrscheinlich auch diese historische Lücke des Stadtforums. Dass man hier im Nachhinein sagen will, dass man Stadtplanung betrieben hat. Was man überhaupt nicht hat!“

(PE 9: TM 10)

Wie bereits im Kapitel 3.1.4 ‚Auflösung politisches Patt‘ beschrieben, wurde 1996 vom damaligen Stadtpräsidenten Estermann das ‚Stadtforum‘ gegründet, da die verhärteten Fronten in der Stadtentwicklungspolitik der Stadt Zürich mit der BZO Hofmann noch nicht aufgelöst waren (vgl. S. 165). Unter dem Druck der scheinbar unüberwindbaren Blockaden zwischen den städtischen Behörden, den Wirtschaftsvertretern und dem Kanton, gab es Bestrebungen, die Differenzen auszuräumen (PE 11: TM 28, PE 4: TM 11). Nach einem Vorstoß von privater Seite entwickelte Stadtpräsident Estermann gemeinsam mit der Regionalplanung Zürich und Umgebung (RZU) die Idee des Stadtforums. In Berlin war ein Stadtforum als permanente Institution eingerichtet worden, von dem die Bezeichnung übernommen wurde (PE 8: TM 19). Im Unterschied zu Berlin war das Zürcher ‚Stadtforum‘ von Beginn an als zeitlich begrenzte Plattform geplant und inhaltlich auf einen bestimmten Perimeter ausgerichtet (vgl. Eberle 2003: 61). Das Forumsgebiet war weit gefasst und beschränkte sich nicht auf das ehemalige Industriequartier, sondern reichte vom Hauptbahnhof Zürich bis ins Grünaquartier und nach Altstetten.



Abbildung 198: Forumsgebiet (grau) und Untersuchungsgebiet (rot)

(Eigene Zeichnung nach Arras, Keller 1997: 9)

Ziel des ‚Stadtforums‘ war es, durch öffentliche Gespräche das gegenseitige Verständnis zwischen den involvierten Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu fördern. Die große Herausforderung seitens der Stadt bestand darin, das zunächst geringe Vertrauen der Grundeigentümer zu gewinnen. Zu verschiedenen Themen sollte miteinander der Diskurs geführt und gemeinsam erarbeitet werden, wie sich Zürich West entwickeln sollte (PE 4: TM 10, PE 8: TM 26).

Das ‚Stadtforum‘ war auf einen Zeitraum von einem Jahr ausgerichtet und beinhaltete neben einer Auftakt- und Schlussveranstaltung zehn Gesprächsrunden, in denen die Widersprüche und Konflikte rund um Zürich West aufgegriffen und Zukunftsfragen diskutiert wurden (PE 3: TM 17, vgl. Eberle 2003: 61). Eisinger et al. (2007) erklären in *Zürich baut – Konzeptioneller Städtebau*, dass die Konflikte in den unterschiedlich weit fortgeschrittenen Entwicklungen bestanden hätten: Während einige Grundeigentümer auf der Grundlage von Gestaltungsplänen bauliche Maßnahmen einleiteten, begannen andere zu planen oder ihre Pläne befanden sich in Revision. Da die großen Industriearale verschlossen waren und der Flussraum entlang der Limmat eher als Rückseite des Gebietes wahrgenommen wurde, galt Zürich West als „terra incognita“ (Eisinger, Reuther 2007: 137).

Das ‚Stadtforum‘ wurde vom Regionalverband Zürich und Umgebung (RZU) geleitet und moderiert. Daneben wurde eine Lenkungsgruppe konstituiert, die sich aus der Forumsleitung und weiteren Experten zusammensetzte und zur Aufgabe hatte, Ablauf und Inhalte des ‚Stadtforums‘ festzulegen (vgl. Schnabel, Selle 2000: 247). In der ersten Sitzung konnten die Teilnehmer des Forums Themenvorschläge einbringen, aus denen heraus die Lenkungsgruppe die weiteren Sitzungen inhaltlich strukturierte.

Das Stadtforum war wie folgt aufgebaut:

Tabelle 1: Themenblöcke zum Stadtforum Zürich

(Arras, Keller 1997: 34; Eberle 2003: 62)

	30.08.1996	Auftakt
1. Forum	31.08.1996	Themen für das Stadtforum
2. Forum	20.09.1996	Strukturwandel der Wirtschaft – Folgen für Stadt und Quartier
	21.09.1996	Gemeinsame Begehung des Forumgebiets
3. Forum	25.10.1996	Wohnen und Freiraum – zwischen Stadtumbau und Quartiererhaltung (Teil 1)
4. Forum	15.11.1996	Wohnen und Freiraum – zwischen Stadtumbau und Quartiererhaltung (Teil 2)
5. Forum	17.02.1997	Kooperatives Verfahren – Beispiel Limmatraum
6. Forum	14.03.1997	Verkehr
7. Forum	15.03.1997	Bestehende Wohngebiete: Aufwertung, soziale Durchmischung, multikulturelles Zusammenleben
8. Forum	11.04.1997	Aufwertung, soziale Durchmischung, multikulturelles Zusammenleben
9. Forum	12.04.1997	Vom Industriequartier zum Innovations- und Wohnpark
10. Forum	30.05.1997	Ergebnisse, Empfehlungen und weiteres Vorgehen

	31.05.1997	Abschluss
--	------------	-----------

Die Forumsteilnehmer wurden einzelnen Tischen zugeteilt:

„Es gab den Tisch Wirtschaft, es gab den Tisch öffentliche Verwaltung, es gab die Bevölkerung, es gab Bevölkerungsgruppen, es gab den so genannten Expertentisch, es gab das Parlament und es gab ‚Außerhalb Zürichs‘. Also ein Stadtbaumeister von St. Gallen repräsentiert eine andere Stadt oder ein Kanton wurde repräsentiert durch den Kantonsbaumeister usw.“

(PE 3: TM 20).

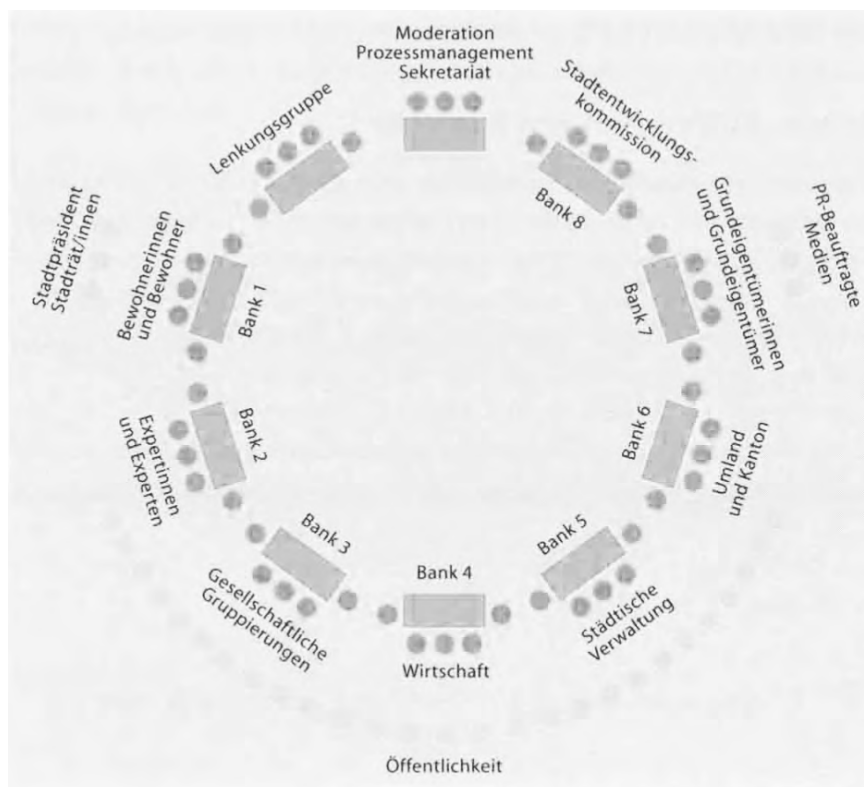


Abbildung 199: Struktur Stadtforum Zürich

(Arras, Keller 1997: 7)

Während einige der Interviewten das Stadtforum als partizipativen Prozess mit einer breiten Beteiligung beschreiben, gibt es andere Stimmen unter den Befragten, die das Stadtforum „nur bedingt breit abgesteckt“ und „eher exklusiv“ fanden (PE 1: TM 21). Es sei nicht ganz selbstverständlich gewesen, als Bürgerin und Bürger am Stadtforum teilzunehmen (PE 1: TM 22). Auch ein Mitglied der

Lenkungsgruppe berichtet, dass rasch Fragen nach einer breiteren Beteiligung der Bürger aufkamen. Die Bank 1 „Bewohnerinnen und Bewohner“ (s. Abbildung 199) wurde von Vertreterinnen und Vertretern besetzt, welche die Bevölkerung repräsentieren sollten. Darunter seien zwei Frauen gewesen, die in der Nähe des Letziparks wohnten und eine Ausländerin aus der Grünau-Siedlung (PE 3: TM 21, 22). Die geringe Bürgerbeteiligung wird mit dem Argument verteidigt, dass der Planungssperimeter unbewohnt gewesen sei und es daher nicht nahe lag, die ansässige Bevölkerung einzubeziehen. Zudem hätten sich die wenigen, die doch dort wohnten und auch die Quartiervereine wenig eingebracht (PE 8: TM 24, 25).

Die Diskrepanz dieser Aussage ist offenkundig. Alteingesessene Bewohnerinnen und Bewohner, die z. B. in den Wohnsiedlungen *Bernoulli* und *A-Portà* lebten, wurden nicht am Stadtforum beteiligt. Dies erweckt den Anschein, dass die Bedürfnisse der bestehenden Wohnbevölkerung als von untergeordnetem Interesse angesehen wurden. Die Interviewergebnisse lassen den Schluss zu, dass das Stadtforum eher dazu diene, die Grundeigentümer zu Investitionen zu motivieren, da diese trotz der offenen Bau- und Zonenordnung zögerten, zu investieren – nicht zuletzt, weil nach den lang anhaltenden Streitereien Unsicherheit und Verärgerung aufgekommen waren. Das Stadtforum sei eine gute Basis gewesen, um das Vertrauen zwischen der Stadt und den Grundeigentümern wieder aufzubauen. Die 1995 bewilligte Bebauung *Limmatwest* (s. Dokumentation A, S. 75) galt dabei als Vorreiterbeispiel: Es zeigte auf, dass es in Zürich West möglich ist Wohnnutzung zu realisieren und zu vermarkten. Das habe für eine positive Stimmung gesorgt und die Grundeigentümer dazu bewegt, sich zu öffnen (PE 8: TM 7, 21, 22).

Zu ausgewählten Aufwertungsgebieten innerhalb des Forumsgebietes wurden im Rahmen des Stadtforums Projektideen gesammelt. Man folgte dabei den Zielen a) mit der Aufwertung Win-Win-Situationen zu schaffen, aus denen für alle Beteiligten ein gewisser Nutzen entsteht, und b) Empfehlungen abzugeben, die eine zügige, behutsame und umfassende Durchführung ermöglichen. Diese Empfehlungen und Projektideen wurden nach den vier Aufwertungsgebieten Limmatraum, äußeres Industrie-

quartier/Escher Wyss, Kreis 4 und 5 und Altstetten-Grünau strukturiert:

Aufwertungsgebiet 1: Limmatraum

Es wurde vorgeschlagen, den Limmatraum als attraktiven Erholungsraum zu gestalten und mit weiteren neuen, öffentlich zugänglichen Außenräumen im Quartier über Fuß- und Radwege zu vernetzen. Als Idee für ein Auftaktprojekt für dieses Freiraumgerüst dachte man an eine Garten- und Städtebauausstellung mit öffentlicher Wirkung. Es wurde vorgeschlagen, die Verkehrsführung am Sihlquai zu überprüfen, da sie im Widerspruch zur städtebaulichen Aufwertung stünde.

Aufwertungsgebiet 2: Äußeres Industriequartier / Escher Wyss

Für das Aufwertungsgebiet Äußeres Industriequartier / Escher Wyss empfahl das Stadtforum eine Umnutzung in ein Stadtquartier mit vielfältiger Mischnutzung von Arbeiten, Wohnen, Kultur und Freizeit. Um eine erfolgreiche Aufwertung mit einer städtebaulich einprägsamen Gestaltung zu erzielen, sollte die gemeinsame Planung von Grundeigentümern und öffentlicher Hand gefördert werden.

Aufwertungsgebiet 3: Wohnmischgebiete Kreis 4 und 5

Für diese beiden Kreise wurde eine soziale Durchmischung angestrebt. Das Stadtforum schlug Verbesserungen im preisgünstigen Wohnungsbestand und eine Aufwertung des Wohnumfeldes vor mit Verkehrsberuhigungen, Außenräumen für Kinder und Jugendliche und die Eingrenzung des Rotlichtviertels. Insbesondere der Mangel an Räumen für Jugendliche und fehlende Ausbildungsmöglichkeiten wurde hervorgehoben.

Aufwertungsgebiet 4: Altstetten – Grünau

Das Stadtforum befasste sich im Stadtteil Altstetten mit der Siedlung Grünau und dem Gebiet um die Bernerstrasse, die von extremen Luft- und Lärmbelastungen, mangelnder Infrastruktur und einer hohen Zahl von sozial auffälligen Jugendlichen geprägt waren. Das Forum legte eine Sanierung des Wohnbestandes, die Schaffung soziokultureller Einrichtungen im Quartier und eine Reduktion der Verkehrsbelastungen nahe.

(vgl. Arras, Keller 1997: 15-28)

Mit dem Stadtforum konnte ein Konsens über eine städtebauliche Aufwertung des Quartiers Zürich West gefunden werden und man einigte sich auf eine Vorbereitung und Begleitung des Prozesses als ‚Kooperatives Planungsverfahren‘. Im *Schlussbericht* (Arras, Keller 2007) heißt es, dass es wichtig gewesen sei, konkrete Empfehlungen und Projektideen zu erarbeiten, inhaltlich seien aber keine wirklich neuen Lösungen gefunden worden. Der zentrale Nutzen des ‚Stadtforums‘ habe vielmehr darin bestanden, eine Gesprächskultur zu praktizieren, bisherige Positionen zu überdenken und neue Impulse zu verleihen (vgl. Arras, Keller 1997: 37). Zwar wurden im Stadtforum eine Reihe von Entwicklungsleitlinien aufgezeigt, der eigentliche Nutzen und Erfolg bestand aber in seinem „*therapeutischen Effekt*“ zum Abbauen der verhärteten Positionen:

„...die Leute sind ein bißchen aus den Schützengräben herausgekommen.“

(PE 11: TM 30).

Aus dem ‚Stadtforum‘ heraus entstand die ‚Impulsgruppe Aufwertung Zürich West‘, die sich aus Vertretern der öffentlichen Hand, der Privatwirtschaft und der Bevölkerung zusammensetzte. Sie sollte als „Koordinationsorgan für den Prozess der Aufwertung“ dienen und hatte zur Aufgabe, die Empfehlungen und Projektideen des Stadtforums im kooperativen Verfahren voranzutreiben (Arras, Keller 1997: 32). Nach wenigen Jahren hätten die Marktkräfte den Entwicklungsschub übernommen und es sei kein Problem mehr des „*Impuls-Geben-Müssens*“ gewesen, sondern eher eine Herausforderung, die Entwicklung in vernünftigen Bahnen zu halten (PE 3: TM 24). Dies zeigt sich u. a. in der rasanten städtebaulichen Entwicklung und den vielen Projekten, die in den letzten Jahren in Zürich West realisiert wurden (vgl. Kapitel 2).

Das bedeutet:

1. Mit dem hier beschriebenen Planungsverfahren wurde vorrangig Politik betrieben. Anlass und Ziel war, die Blockaden und verhärteten Frontstellungen zwischen den Parteien

aufzulösen. Gleichzeitig sollte das geringe Vertrauensverhältnis zwischen Stadt und Privaten verbessert und die Privaten zu Investitionen motiviert werden.

2. Es wird deutlich, dass mit dem Stadtforum eine Verbindung der zuvor parallel laufenden Prozesse erreicht wurde: Die an den Revisions- und an den Aushandlungsprozessen (vgl. 3.1 u. 3.2) beteiligten Akteure wurden im Stadtforum zusammengebracht. Die zusätzliche Beteiligung der Bevölkerung erscheint sinnvoll, doch zeigen die kritischen Aussagen, dass ihr Sinn und Zweck unklar bleibt.

3. Aus dem Stadtforum heraus entstand die „Kooperative Entwicklungsplanung“, mit der die gleichberechtigte Zusammenarbeit der nun beteiligten Akteure fortgesetzt werden sollte. Wie sich diese gestaltete und entwickelte, wird im Folgenden beschrieben.

3.3.2 Kooperative Entwicklungsplanung

„Es ist die Kooperation zwischen den Grundeigentümern und der Verwaltung, oder? Und alles was vorne herum als Partizipation (bezeichnet wird),...das ist so ein Zuckerguß, der um diese Hardcore Public-Private-Partnership -das ist es ja eigentlich- dann herum gegossen wurde, um irgendwie zu legitimieren.“

(PE 9: TM12)

In der vierten Gesprächsrunde des Stadtforums entstand die Idee, die städtebauliche Aufwertung des Quartiers als kooperatives Verfahren durchzuführen, um die gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Akteuren über das Stadtforum hinaus fortzusetzen. Der Stadtrat nahm diesen Vorschlag positiv auf, da man bestrebt war, bei der Aufwertung nicht an alten Blockaden zu scheitern. Anfang 1997 informierte der Stadtpräsident das Forum über den Beschluss, sich an dem Verfahren zu beteiligen, das daraufhin unter der Federführung des Amtes für Städtebau der Stadt Zürich vorbereitet und begleitet wurde (vgl. Arras, Keller 1997: 28).

Die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ bestand aus zwei Phasen: In der ersten Phase sollten anhand von Testplanungen Lösungsansätze für die Stadtentwicklung in Zürich West gefunden werden. Die zweite Phase diente der Erarbeitung eines Entwicklungskonzepts für Zürich West.

Phase 1: Testplanungen und Synthesebericht

Die Testplanungen fanden in Form einer Workshopserie mit drei Architektenteams statt, die mögliche Stadtideen und Visionen für Zürich West entwickelten. Teilnehmer waren die Planungsteams 1.) Ernst, Basler und Partner zusammen mit Max Dudler aus Zürich und Berlin, 2.) Morger und Degelo zusammen mit Kerez aus Basel und Zürich und 3.) das Büro OMA aus Rotterdam. Die Konzepte wurden frei von einschränkenden Entwurfsvorgaben entwickelt und unterschieden sich in ihren Vorstellungen zu städtebaulichen Zusammenhängen, Infrastrukturen und der Gestaltung des Planungs- und Transformationsprozesses (vgl. Stadt Zürich et al. 2004: 23). Die Testplanungen waren der letzte Moment, in dem versucht wurde, eine Gesamtvision zu Zürich West zu entwickeln (PE 11: TM 26). Es wurde keines der Projekte als solches weiterverfolgt (vgl. Eisinger et al. 2007: 137f.), obwohl sich Stadt und Grundeigentümer einig waren, dass sich wertvolle Ansätze aus den drei Konzepten mit Blick auf die städtebaulichen Entwicklungen von Zürich West und die Gestaltung des Planungs- und Entwicklungsprozesses gut kombinieren ließen (vgl. Stadt Zürich 1999: 9).

Dass eine Gesamtvision erwünscht war und an dieser Stelle verpasst wurde, diese zu entwickeln, wurde bereits erläutert (vgl. S. 176).

Während dieser ersten Phase wurde 1998 ein Ausschuss gegründet, die ‚Task Force Zürich West‘, die sich aus den drei größten Grundeigentümern und vier Vertretern der Verwaltung zusammensetzte. Da man sich in einzelnen Punkten, wie dem Freiraumkonzept, dem Wohnanteil und der Dichte noch nicht einigen konnte, war es die Aufgabe dieses Ausschusses, in diesen Punkten eine Annäherung zu erreichen (vgl. Eberle 2003: 72f.). Man kam zu einer Übereinstimmung und formulierte das Ziel,

den bestehenden Nutzungsmix aus Richtung Stadt weiterzuentwickeln und ihm von der Hardbrücke und vom Hardturm–Areal her wesentliche Impulse zu verleihen (vgl. Stadt Zürich 1999: 9).

Mit dem Ende der ersten Phase der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ wurden im Jahr 1999 die Übereinstimmungen und Differenzen im so genannten *Synthesebericht* festgehalten. Dieser umfasst eine strategische ‚Absichtserklärung‘ mit abstrakten Grobkonzepten, Eckwerten und Schwerpunktnutzungen und gilt als Vereinbarung und wichtige Grundlage zwischen der Stadt Zürich und den beteiligten Grundeigentümern.

Phase 2: Entwicklungskonzept Zürich West

Das Ziel, über die konzeptionellen Ansätze der Testplanungen hinaus gemeinsam ein städtebauliches Konzept zu erarbeiten, wurde in der zweiten Phase der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ weiterverfolgt (PE 1: TM 13). Es fanden weitere Workshops statt, in denen die „großen Entwicklungslinien, aber auch Gebäudetypologien und Korngrößen der Industrieareale als Identitäten und Freiraumpotenziale herausgearbeitet“ (Eisinger et al. 2007: 142) wurden. Die noch abstrakten Konzepte der Testplanungen sollten konkretisiert und als Leitbild in einem Entwicklungskonzept zusammengefasst werden.

Dieses wurde 2000 veröffentlicht: Darin wird unter anderem die Absicht formuliert, das ehemalige Industriegebiet, das sich zu diesem Zeitpunkt bereits durch seine zentrale Lage, eine gute Verkehrserschließung und eine vielversprechende Nutzungsmischung auszeichnete, zu einem eigenständigen und attraktiven Stadtteil aufzuwerten. Das Gebiet sollte gemäß Entwicklungskonzept in einem schrittweisen Transformationsprozess aus dem Bestehenden heraus entwickelt werden, um den attraktiven „Nutzungscocktail“ zur Geltung zu bringen (Stadt Zürich 2009a: 2). Bei der Gestaltung der Architektur und den öffentlichen Räumen sollten städtebauliche Markenzeichen gesetzt werden. Außerdem wurde Nachhaltigkeit als Prinzip für alles Wirken festgesetzt (vgl. ebd.: 2).

Als Gesprächsbasis für die *Städtebaulichen Verträge* wurde ein Maßnahmenplan entwickelt, der auf dem Entwicklungskonzept basiert und die Aufwertungsmaßnahmen veranschaulicht. Dieser wurde durch eine grobe Kostenberechnung ergänzt, die als Basis für die Kostenteilermodelle zwischen den verschiedenen privaten und öffentlichen Grundeigentümern galt. Auf dieser Grundlage wurde mit jedem Grundeigentümer ein eigener, individueller Vertrag ausgearbeitet.



Abbildung 200: Maßnahmenplan

(Stadt Zürich 2004: 73)

Bei Grundeigentümern, für die keine Mehrwerte ersichtlich waren oder die die Kosten nicht auf spätere Mieteinnahmen umlegen konnten, wurde keine direkte Beteiligung gefunden (vgl. Eisinger, Reuther 2007: 144; Stadt Zürich 2004: 71). Eberle (2003: 75) fand heraus, dass die Stadt Grundeigentümer zur Finanzierung motivieren wollte, die in den kooperativen Prozess nicht einbezogen wurden – womit diese nicht einverstanden waren. Die Grundeigentümer forderten die Definition weniger Schlüsselprojekte, die für sie einen Werbeeffect hätten und an denen man sich dann konkret beteiligen würde. Dieser Forderung leistete die Stadt Folge, woraus das Projekt des *Gleisbogens* entstand (vgl. S. 89ff.).

Über die Entwicklungsziele hinaus wurden zwölf *Städtebauliche Prinzipien* formuliert, die im Sinne eines gestalterischen Leitbildes die Entwicklung und Identität des neuen Stadtteils steuern sollten:

Städtebauliche Prinzipien

1 Orthogonales Raster

Ein orthogonales Raster strukturiert das Quartier bis über seine Grenzen, die Limmat im Norden und die Gleisanlagen im Süden, hinaus. Die Bebauungsstruktur, aber auch Freiräume und Wegenetze beziehen sich auf dieses Raster, das bei der weiteren Planung übernommen werden soll.

2 Störung der Orthogonalität

Diese Orthogonalität wird durch die bogenförmig durch das Quartier verlaufenden Industriegleise unterbrochen. Dieser markante Einschnitt soll als verbindendes Element der einzelnen Areale erhalten bleiben und als Freiraum gestaltet werden.

3 Drei Ebenen

Als weiteres städtebauliches Prinzip wird formuliert, dass Zürich West auf den drei Stadtebenen Erdgeschoss, Dachflächen und Untergrund wirkt. Jeder Ebene werden eigene Nutzungen zugeordnet. So werden die Dachflächen oft als Parkierungsflächen erschlossen, im Untergrund befinden sich bestehende und geplante Verkehrsanlagen.

4 Großstrukturen und große Maßstäbe

Das Quartier beinhaltet großmaßstäbliche Industriebaukörper und Blockrandbebauungen mit kleinteiligen Wohneinheiten aus dem 19. Jahrhundert. Diese, von unterschiedlichen Maßstäben geprägten Baustrukturen, sollen „zu einem neuen, zeitgemäßen Stadtcharakter verwoben werden“ (Stadt Zürich 2000: 3).

5 Identitätsstiftende Räume

Im Quartier sollen Freiräume entstehen, die der Identität des ehemaligen Industriequartiers gerecht werden. Darunter zum Beispiel der Gleisbogen, der als Park umgenutzt werden soll.

6 Nischen

Zwischen den großen Baukörpern finden sich im Quartier verteilt räumlich gefasste Nischen, die als Orte der Ruhe im Kontrast stehen zu den belebten Gassen. Sie sollen mit dieser Charakteristik bestehen bleiben.

7 Gassen

Das aus schmalen, hohen Straßenräumen und Gassen bestehende Straßennetz ist von einer perspektivischen Tiefe und großen Dynamik geprägt.

8 Hierarchisch übergeordnete Verkehrsräume

Die Einfallstraßen und Transversalen sollen durch eine besondere Gestaltung hervorgehoben werden, da sie prägend sind für die Wahrnehmung des Quartiers. Vorgesehen sind Aufwertungen der Hardturmstraße, der Pflingstweidstraße und der Hardstraße.

9 Visuelle Ausblicke

Die topografische Lage des Quartiers und die Verbindung zwischen Limmat und Gleisraum sollen durch gezielte Ausblicke und Blickachsen inszeniert und erlebbar werden.

10 Physische Vernetzung der Freiräume

Die Vernetzung zwischen den beiden Grenzgebieten Limmatraum und Gleisfeld soll unter Einbezug der gegensätzlichen charakteristischen Eigenschaften dieser Räume grün/feucht versus offen/trocken verstärkt werden.

11 Öffentlichkeit in Innenräumen

Öffentlich nutzbare Freiräume sind auch in den großmaßstäblichen Bauten möglich. Die Durchlässigkeit und Erschließung des Quartiers wird dadurch erhöht.

12 Durchgehende Erdgeschossenebene

Die Straßenräume und inneren Erschließungen bilden einen integralen Teil des Freiraumkonzeptes und sollen möglichst flächig ohne Randsteine und Kanten ausgebildet werden, damit eine fließende Abfolge von Räumen entsteht (vgl. Stadt Zürich 2000: 3 – 5).

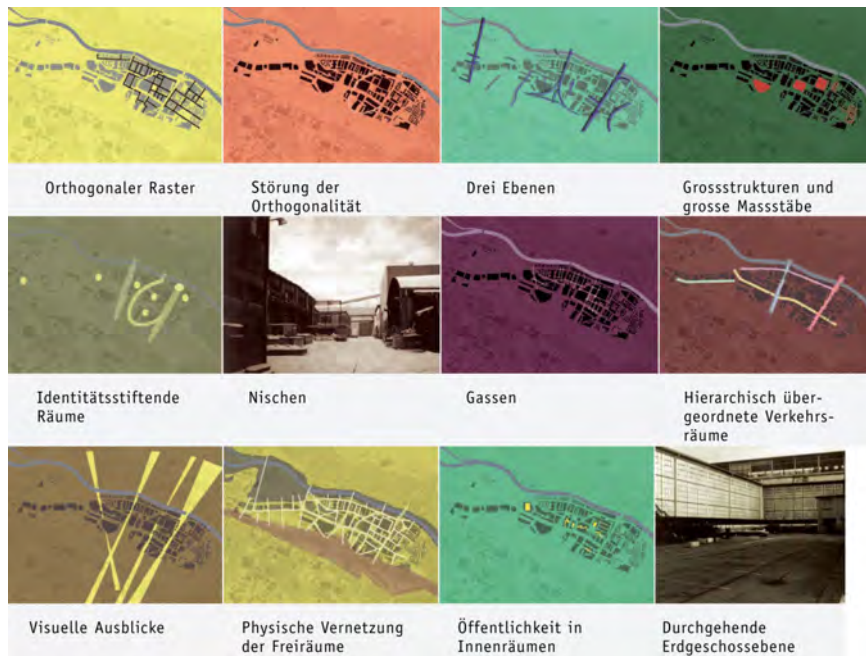


Abbildung 201: Städtebauliche Prinzipien

(Stadt Zürich 2000: 4-6)

Auch für Freiraum und Verkehr legte die kooperative Planung die wichtigen Eckpfeiler im Entwicklungskonzept fest und verfeinerte in Zusammenarbeit der Verwaltung mit dem Büro Feddersen & Klostermann das Freiraumkonzept zur Schaffung einer städtebaulichen Grundstruktur.

Die Kernidee und Grundstrategie dieser ganzen Entwicklungsüberlegung sei die Aufwertung des Grünraums entlang des Flusses als tragendem Element des Quartiers gewesen. Die Limmat sollte vom Platzspitz aus in Bezug auf Zugänglichkeit, Attraktivität und Benutzbarkeit durch die Bevölkerung und die dort Arbeitenden aufgewertet werden. Man erhoffte sich, dass die Aufwertung ins Quartier ausstrahlen würde und dort dann orthogonal dazu öffentlich nutzbare Räume geschaffen würden (PE 3: TM 26). Die Bedeutung der Limmat wurde durch die Werbekampagne der Wohnbebauung *Limmatwest* betont, in der mit dem Slogan „Zürich liegt an der Limmat!“ ein Vergleich zu anderen Metropolen wie Paris und New York hergestellt wurde (vgl. Dokumentation A, S. 75).

Das hier vorgestellte Verfahren verspricht eine Wechselwirkung mit den Aushandlungsprozessen und hätte zu einer Wende führen

können. Trotz der Erarbeitung des Entwicklungskonzepts und der *Städtebaulichen Prinzipien* wurde diese nicht erreicht.

Zwar bildet die Absichtserklärung zwischen Stadt und Privaten eine wichtige Grundlage für die Aushandlungen, doch sie wurde nur mit ausgewählten Verhandlungspartnern getroffen. Da diese im Verlauf der Zeit wechseln, stellt sich für die öffentliche Hand die Aufgabe, die Absichtserklärung mit neuen Kooperationspartnern jeweils neu zu besprechen (vgl. S. 185ff.).

Zudem dienen die städtebaulichen Prinzipien der Stadt als behördenverbindliche Grundlage – den Grundeigentümern allerdings lediglich als Empfehlung (PE 1: TM 13). Das heißt, dass sich die Steuerungsmöglichkeiten der Stadt trotz des aufwendigen Verfahrens und der erarbeiteten Dokumente -wenn überhaupt- nur geringfügig verbesserten.

Es wird zudem deutlich, dass sich die Kooperation auf die Akteursgruppen Stadt und Private reduziert und -wie in den Jahren vor dem Stadtforum und parallel dazu- bilateral stattfand. Die angestrebte Beteiligung der Bevölkerung in der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ konnte sich nicht durchsetzen.

3.3.3 Diskrepanzen in der Beteiligung

„Das Forum hat die Bürger schon stark einbezogen, die kooperative Planung nicht.“

(PE 7: TM 18)

Es zeigt sich in der Beschreibung der beiden Verfahren ‚Stadtforum‘ und ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ (s. o.), dass sich die breite Beteiligung, die im Stadtforum gehandhabt wurde, bei der kooperativen Planung nicht durchsetzte. Die Diskrepanz zwischen der Offenheit der beiden Verfahren ist klar erkennbar: Während die Bevölkerung im Stadtforum -wenn auch eingeschränkt- vertreten war, werden in der kooperativen Entwicklungsplanung wesentliche Akteure vom Verfahren ausgeschlossen.

Wie bereits erwähnt, wurde die kooperative Planung in der Verwaltung als Verhandlungspartnerschaft zwischen den Privaten

-in denen kapitalkräftige (Groß-)Grundbesitzer und Investoren gesehen wurden- und der Stadt Zürich verstanden.

Sie erarbeiteten in der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ gemeinsam Entwicklungskonzept und Planungsziele (vgl. auch Langhagen – Rohrbach 2003: 173). Der Begriff ‚kooperativ‘ wird damit eingeschränkt und von verschiedenen Stimmen aus den Interviews als problematisch bezeichnet (u. a. PE 9: TM 20, PE 3: TM 11): Die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ sei mit einem falschen Begriff betitelt, da es sich um ein reines Aushandeln zwischen der Stadt einerseits und den Großgrundbesitzern andererseits gehandelt habe. Hier wird nicht nur auf den Ausschluss der Bevölkerung verwiesen, sondern auch darauf, dass man sich in dem Verfahren ausschließlich auf ausgewählte Grundbesitzer konzentrierte (PE 3: TM 11).

Obwohl die Bevölkerung nicht aktiv am Verfahren beteiligt wurde, blieb sie nicht unbeachtet: Die Stadt Zürich baute eine umfassende Informationskultur auf, mit der sie auch nach Abschluss des offiziellen Verfahrens im Dialog mit den Grundeigentümern blieb und sich bemühte, ihre Vorstellungen den Bürgerinnen und Bürgern zu vermitteln (vgl. Langhagen – Rohrbach 2003: 207).

Zunächst wurden unterschiedliche Plattformen eingerichtet und das Gebietsmanagement eingeführt. Die Öffentlichkeitsarbeit beschränkte sich -im Unterschied zum Stadtforum- auf das Informieren der interessierten Bevölkerung, eine aktive Mitwirkung und Teilhabe wurde nicht angestrebt. Erst mit der Quartierkoordination wurde eine Schnittstelle zwischen Behörden und Bevölkerung geschaffen.

3.3.4 Informationsplattformen

„Auf der anderen Seite (gilt es) auch immer wieder zu bedenken -grad spezifisch für unser Staatswesen in der Schweiz- und darauf zu achten, wie man die Bevölkerungsinteressen und das Artikulieren von den Interessen gut in den Prozess einbeziehen kann.“

(PE 4: TM 21)

Die Reduktion auf einen reinen Informationsprozess impliziert die verpasste Chance einer möglichen Bürgerbeteiligung. Allerdings richtete die Stadt Zürich seit dem Jahr 2000 verschiedene Plattformen ein, über die sie die Bevölkerung zu laufenden Planungen und Entwicklungen informiert:

Zu Beginn wurde ein ‚temporäres Infolab‘ am Escher-Wyss-Platz als Informationszentrum eingerichtet. Seither bietet die Stadt Führungen für interessierte Bürgerinnen und Bürger sowie Besuchende durch das Quartier an. Bei einem Rundgang durch Zürich West werden bereits entstandene Projekte erläutert und es wird über weitere Planungen informiert.



Abbildung 202: Werkstatt West

(Stadt Zürich 2004: 88)

Neben temporären Veranstaltungen, wie z. B. der Ausstellung ‚Werkstatt West‘, die man 2001 im Amt für Städtebau durchführte, wurden regelmäßige Informationsformen eingeführt:

Seit 2003 gibt es halbjährlich einen digitalen Newsletter und die Informationsveranstaltung ‚Dialog‘, bei der die Stadt Bürgerinnen und Bürger über die neuesten Entwicklungen in Form einer Podiumsdiskussion informiert (PE 12: TM 21). Zu den Dialogveranstaltungen werden Bevölkerung, Grundeigentümer,

Politikerinnen und Politiker eingeladen. Von den städtischen Befragten wird die Übermittlung der Informationen nach außen als „ganz wichtig“ eingestuft: Der Dialogprozess mit den wichtigen Stakeholdern sei ein „roter Faden“, der sich durch Vernetzung, Kommunikation und Diskussion auszeichnet. Da die Stadt in der offenen Diskussionsrunde Stimmungsbilder mitbekommt, sei die Aufrechterhaltung des Dialogs wesentlich (PE 1: TM 23; PE 4: TM 20, 22).

Ein Politiker übt hingegen heftige Kritik an der Veranstaltung:

„Nein, das ist,...wie soll ich sagen, das ist,...was sie eingerichtet haben, die Propaganda-Agentur in der einen Halle und so...Nein, das ist die reinste Regierungspropaganda! (...) Das ist die Pervertierung von Transparenz und Mitsprache. Das heißt, sie dürfen dann quasi noch ein bisschen verarscht werden.“

(PE 11: TM 31)

Dieses Zitat verdeutlicht, dass die ‚Beteiligung‘ der Bevölkerung keine Beteiligung im Sinne von aktiver Mitwirkung oder Teilhabe ist: Es geht lediglich um das Bekanntmachen von Informationen, zu denen sich die Bürgerinnen und Bürger zwar äußern können – ihr Einfluss bleibt jedoch gering, da die Planungen und Projekte bei den Bekanntmachungen i. d. R. fortgeschritten sind. Der Unmut über die mögliche Mitsprache zu einem Zeitpunkt, zu dem es nichts mehr mitzureden gibt, ist unverkennbar.

Von 2007 bis Mitte 2011 wurde das ‚Infocenter Zürich-West‘ eingerichtet, das unter der Leitung des Amtes für Städtebau in Zusammenarbeit mit Holzer Kobler Architekturen sowie weiteren Stellen der Stadt Zürich entstand. Hier konnte sich die interessierte Bevölkerung anhand einer Dauerausstellung in Form von Informationstafeln und einem großen Modell über die aktuellen Entwicklungen im Quartier informieren. Das Modell wurde nach der Schließung des Infocenters in den Technopark in Zürich West verlegt, wo es weiterhin öffentlich zugänglich ist.

Neben diesen Informationsplattformen richtete die Stadt zwei Organisationsformen ein: das Gebietsmanagement und die Quartierkoordination. Diese werden in den beiden folgenden Abschnitten beschrieben.

3.3.5 Gebietsmanagement

„Die Rolle vom Gebietsmanagement ist so wie die Spinne im Netz.“

(PE 12: TM 11)

Anfang 2001 wurde das Gebietsmanagement zur sachlichen und finanziellen Koordination der öffentlichen Infrastrukturmaßnahmen mit den privaten Überbauungen geschaffen. Das Gebietsmanagement setzt sich aus der Projektleitung, einem Departement übergreifendem ‚Kernteam‘ und dem ‚Entscheidungsgremium Entwicklungsgebiete‘ (EWE) zusammen. Dieses besteht aus der Vorsteherin des Hochbaudepartements, dem Vorsteher des Tiefbaudepartements und dem Vorsteher des Departements der industriellen Betriebe.

Das Gebietsmanagement sollte als Instrument dienen, um das Leitbild einzufordern, das im Stadtforum entwickelt wurde, planungsrechtlich aber nicht verbindlich war (PE 12: TM 8, 9).

Die Aufgaben der Organisationsform umfassen die „Früherkennung, Prozesssteuerung und Orientierung auf verschiedenen Ebenen der Gebietsentwicklung“ (Eisinger et al. 2007: 146ff.).

Dazu gehört die Koordination mit den Ämtern, darunter GrünStadtZürich, Tiefbauamt, Verkehrsbetriebe Zürich (vbz), Schulraumplanung etc., der regelmäßige Kontakt mit den Grundeigentümern und die Information der und Kommunikation mit der Öffentlichkeit (PE 12: TM 11, 12; vgl. Stadt Zürich 2004: 95). Die Öffentlichkeitsarbeit macht jedoch nur einen geringen Teil der Koordinationsinhalte des Gebietsmanagements aus (s. Abbildung 203). Stärker wird die Bevölkerung durch die Quartierkoordination einbezogen.

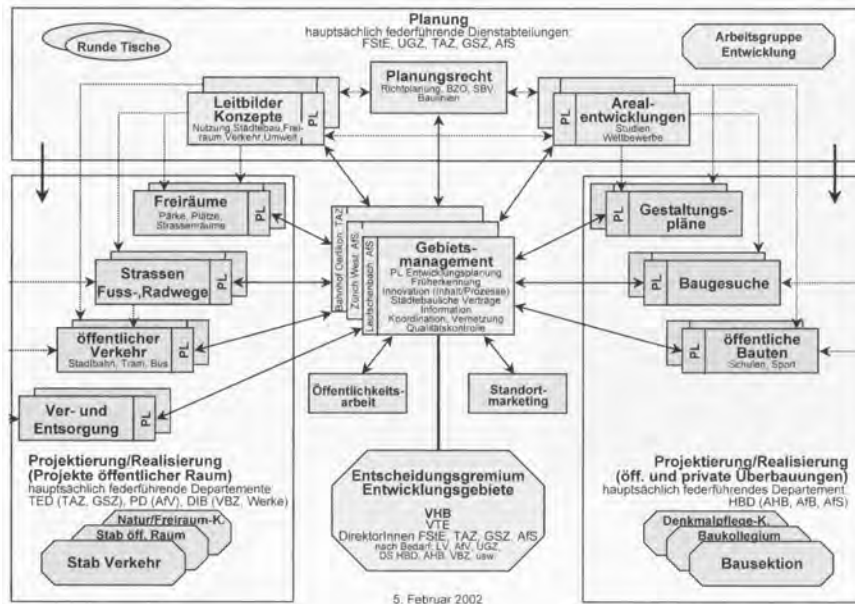


Abbildung 203: Organisationsschema Gebietsmanagement

(Stadt Zürich 2004: 95)

3.3.6 Quartierkoordination

„(...) ich bin auch das Bindeglied zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung. Wenn jemand wissen will, wie das Quartier denkt, dann frag ich im Quartier nach, weil ich das Netzwerk habe.“

(PE 7: TM 12)

Direkte Ansprechpartner finden die Bewohnerinnen und Bewohner Zürich Wests bei der Quartierkoordination der Kreise 3, 4 und 5. Das ist ein Angebot des Sozialzentrums Ausstellungsstraße, das Bürgerinnen und Bürger bei der Umsetzung ihrer Ideen unterstützt und begleitet oder ihre Anliegen weiterleitet. Dadurch soll das Zusammenleben gestärkt und die Lebensqualität erhöht werden. Die Quartierkoordination verfolgt aktiv die Entwicklung in den Quartieren und beteiligt sich somit an den Planungs- und Entwicklungsprozessen der Stadt Zürich (vgl. Stadt Zürich 2015b).

Die Quartierkoordination erhielt ihren Namen im Jahr 2010, vorher wurde sie als ‚Gemeinwesensarbeit‘ bezeichnet. Im Unterschied zum Gebietsmanagement als Leitung des Kernteams Zürich West, das für planerische Fragen zuständig ist (s. o.),

vertritt die Quartierkoordination die Sicht der Bevölkerung im Kernteam, in das sie im Jahr 2005 eintrat (PE 7: TM 12). Die Themen im Kernteam hätten sich zunächst primär um rechtliche, ästhetische und technische Aspekte gedreht, es sei aber kaum um das Soziale gegangen. Mit der Quartierkoordination wird versucht, diese Sichtweise stärker einzubringen und zu vermitteln, dass die Bevölkerung unterschiedliche Bedürfnisse hat. Es habe Jahre gedauert, um die Akzeptanz der anderen Mitglieder des Kernteams zu erhalten. Heute sei das Soziale jedoch ein integrierter Bestandteil (PE 7: TM 11).

3.3.7 Engagement der Bevölkerung

„Ich wünsche mir, dass sich die engagierten Leute im Quartier weiter so engagieren!“

(PE 7: TM 24)

Aus den Interviews geht hervor, dass die Stadt sich bei einzelnen Projekten, wie z. B. beim Pfingstweidpark, darum bemüht, die Bevölkerung einzubeziehen. So wurden zum Pfingstweidpark Workshops durchgeführt, zu denen explizit auch Arbeitgeber, wie der Direktor eines angrenzenden Hotels und der Betreiber einer nahe gelegenen Gastronomie, einbezogen wurden. Bei anderen Projekten sei auf gängige Verfahren mit der ergänzenden Information an die Öffentlichkeit gesetzt worden (PE 12: TM 21, 23). Von Seiten des Sozialdepartements und der Stadtentwicklung gab es Bemühungen, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erfragen und zu berücksichtigen.

Workshops, bei denen soziale Themen explizit erwünscht waren, gaben den Impuls, sich diesen Fragen verstärkt zu widmen (PE 7: TM 22). Allerdings hätte die Partizipation der Bürgerinnen und Bürger breiter abgestützt werden können (PE 1: TM 24). Es gäbe viele engagierte Bewohner in Zürich West, die sich gerne mehr eingebracht hätten. Doch die Quartierentwicklung durch die Bewohnerinnen und Bewohner sei lange nicht beachtet und eher als Widerstand statt als Potenzial und Impuls wahrgenommen worden.

Von der Quartierkoordination wird die Sichtweise vertreten, dass in Zürich West mehr möglich gewesen wäre, wenn man Engagements aus der Bevölkerung stärker einbezogen hätte (PE 7: TM 23). Als Beispiel wird auf die aktive Wohnbevölkerung, z. B. aus der Genossenschaft *Kraftwerk 1* verwiesen, deren Bewohnerinnen und Bewohner sich unter anderem stark auf der *Stadionbrache*, eine Zwischennutzung auf dem Hardturm-Areal, engagieren (vgl. Dokumentationen A u. F, S. 75ff. u. S. 133ff.).

Ein Bewohner des *Kraftwerk 1* erklärt, dass es aber auch auf Seiten der Bevölkerung eines Lernprozesses bedurfte: Man habe gelernt, den Mut aufzubringen, als Bürger mitzugestalten und Ziele und Vorstellungen einzubringen (PE 9: TM 25).

Die Schilderungen führen zu dem Ergebnis, dass ein großes Angebot an Informationsmöglichkeiten besteht und die Kommunikationskultur ausgeprägt ist. Zudem wurden Organisationsformen eingerichtet -das Gebietsmanagement und die Quartierkoordination- die das Potenzial für die Einbindung der Bevölkerung mitbringen. Diesen Maßnahmen zum Trotz bleibt es bei einer informativen Prozessgestaltung: Die Chance zu einer multilateralen Kooperation, die über bilaterale Absprachen zwischen Stadt und Privaten hinausgeht, wurde verpasst.²⁷

Die Bezeichnungen ‚Bevölkerung‘ oder ‚Bürgerinnen und Bürger‘ meinen in den bisherigen Ausführungen zunächst einmal die Wohnbevölkerung von Zürich West. Es gibt eine weitere Nutzer- und Akteursgruppe, die erst in den letzten Jahren in der Planung wahrgenommen wurde: die Zwischennutzer.

²⁷ Zu dem Ergebnis, dass Aufgaben der Stadtentwicklung über eine Gestaltung in bilateralen Verhältnissen hinausgehen und die Akzeptanz und Mitwirkung der Bürgerschaft für Kooperationen von Kommunen auch mit Unternehmen von Bedeutung sind, kommt Selle (2010b) in der unveröffentlichten Studie: *Gemeinschaftswerk? Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger an der Stadtentwicklung*. Aachen.

3.4 Kreativwirtschaft in der Planung: no money but ideas

Die vorhergehenden Ausführungen zum Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung, zu den Aushandlungen zwischen Stadt und Privaten, zu partizipativen und kooperativen Planungsprozessen weisen eine Lücke auf: Die Zwischennutzungen wurden in keinem der Prozesse thematisiert. Obwohl sie für die Entwicklung des Quartiers eine tragende Rolle spielen -einige Gründe werden in diesem Kapitel aufgeführt- wurden ihre Potenziale erst spät erkannt (3.4.1). In der Planung wird die Kreativwirtschaft erst seit wenigen Jahren gefördert (3.4.2).

3.4.1 Potenziale der Rucksacktouristen

„Der Rucksacktourist ist einer, der irgendwo eine neue touristische Destination entdeckt: unberührt, unbekannt, Geheimtipp erst noch. Und das spricht sich dann herum, dann kommen andere. Und irgendwann ist dann das Marktlevel erreicht,...“

(PE 11: TM 9, 10)

Ende der 80er-, Anfang der 90er-Jahre begann eine schleichende Umnutzung des Quartiers losgelöst von den Planungsprozessen und abseits kommerzieller Umnutzungsvorhaben: Zwischennutzungen richteten in den brachgefallenen Fabrikhallen kleine Betriebe, Bars, Diskotheken, Ateliers und Treffpunkte ein und etablierten damit ein kulturelles Milieu auf den vormals unzugänglichen Arealen (vgl. Eisinger, Schmid 1999: 27). Nicht zuletzt die anhaltende städtebauliche Pattsituation auf politischer und Verwaltungsebene ermöglichte die Aneignung des Quartiers durch diese Akteursgruppe. Lange unbeachtet, wurden ihre Potenziale inzwischen erkannt. Die befragten Expertinnen und Experten nennen vier Vorteile:

1. Die Zwischennutzer sind die ‚Entdecker‘ des Quartiers:

Heute sehen Expertinnen und Experten die Zwischennutzer als Wegbereiter und Fundament für Zürich West, da durch sie ein Übergang vom Industrieareal zum heutigen Stadtquartier geschaffen wurde. Die Zwischennutzer hätten Aufmerksamkeit

auf sich gezogen und damit Zürich West ins Bewusstsein gerückt (PE 2: TM 2, PE 5: TM 3). Potenziale und Chancen, die in einer Umnutzung liegen, wurden durch sie erkennbar und die Akzeptanz für eine Veränderung gefördert (PE 4: TM 4).

2. Die Zwischennutzer fungieren als Inkubatoren zur Überbrückung:

Insbesondere für die Grundeigentümer seien die Zwischennutzungen interessant gewesen, da ihre Areale nach der Deindustrialisierung nicht leer standen (PE 7: TM 6). Die Krise hielt einige Grundeigentümer zunächst davon ab, zu realisieren. Diese Flaute wurde von den Zwischennutzern überbrückt. Damit gestatteten sie den Grundeigentümern eine längere Planungsphase und wurden ein Inkubator zum Überbrücken (PE 6: TM 6). Ein Grundeigentümer, der Anfang der 90er-Jahre ein neues Projekt auf seinem Areal plante, berichtet, dass es ein ständiges gegenseitiges Abwägen zwischen den Zwischennutzern als Mieter und ihnen als Vermieter gewesen sei: Man hätte die Zwischennutzer halten wollen und diese wiederholt zu einer Mietverlängerung motiviert; gleichzeitig sei aber nie klar gewesen, wie es mit dem Projekt weiterginge, so dass nur kurze Mietverträge abgeschlossen werden konnten.

3. Die Zwischennutzer prägen das Image von Zürich West:

Die Zwischennutzer hätten den Ruf von Zürich West geprägt und dem Quartier ein Image von „trendig, innovativ, kreativ“ verliehen (PE 1: TM 7; PE 6: TM 6; PE 7: TM 7). Diskrepante Aussagen werden zum Einfluss der Zwischennutzungen auf die kulturelle Ausrichtung des Quartiers geäußert:

Während einige Befragte überzeugt sind, dass die Zwischennutzungen der Grund für die prominente Vertretung der Kultur in Zürich West sind, vertreten andere die Meinung, dass die Zwischennutzer keine „Kulturalisierung“ von Zürich West erzeugt hätten (PE 7: TM 6; PE 9: TM 5). Es zeigt sich, dass die Kreativwirtschaft eine Richtung vorgibt, die von politisch oder wirtschaftlich einflussreichen Personen bemüht und im Zukünftigen weiterentwickelt und weitergesponnen wird.

Eine Planerin erläutert, dass Synergie-Effekte durch die Ergänzung von Zwischennutzungen und etablierter Kunst und Kultur entstehen können – allerdings sei die Zukunft des

Kreativteils ungewiss und die Identität und das Image des Ortes noch offen (PE 1: TM 7).

4. Die Zwischennutzungen sorgen für eine Mischung und Vielfalt im Quartier:

Die angestrebte Durchmischung des Quartiers wird durch den Nutzungsmix und die Vielfalt unterstützt, die Zwischennutzer mit ihren Projekten ins Quartier bringen. Dies würde Zürich West spannend und einzigartig machen – insbesondere im Bereich der Hardbrücke und des Geroldareals, als letztem zusammenhängenden Relikt der Zwischennutzungs-Ära (vgl. Dokumentation F, S. 133). Mehrere Befragte sehen eine Gefahr und einen Verlust darin, dass die Zwischennutzungen verdrängt wurden und werden: Mit dem Zerstören der Projekte würde nicht nur die Kultur verloren gehen, sondern das Gebiet würde „recht öd“ und „langweilig“ (PE 7: TM 7; PE 8: TM 5).

Trotz der genannten Potenziale werden mit den fortschreitenden Realisierungen die Zwischennutzungen verdrängt und ihr zukünftiges Bestehen in diesem Stadtteil verhindert – obwohl die Förderung der Kreativwirtschaft politisches Programm ist.

3.4.2 Einbezug in die Planung

„Die (Zwischennutzungen) sind mit den Gebäuden verschwunden. Sehr wahrscheinlich der größte Fehler in der Entwicklung Zürich West.“
(PE 9: TM 5)

Die Möglichkeit, Zwischennutzungen gezielt in Planungsprozesse zu integrieren, wurde erst in den vergangenen Jahren bedacht. Ihre Potenziale (s. o.) wurden spät erkannt – für die meisten der Projekte und Nischen in Zürich West zu spät: Sie mussten den Umnutzungsprojekten weichen.

Angst et al. (2006: 167) unterscheiden Zwischennutzungen ‚von unten‘ und ‚von oben‘:

Während Projekte ‚von unten‘ einem unmittelbaren Bedürfnis vor Ort nach Räumen entspringen und auf bürgerschaftlichem Engagement und Initiativen aufbauen, wird mit programmatischen Zwischennutzungen ‚von oben‘ das Ziel verfolgt „gängige Prozesse, Partizipation und Projekte der Stadtplanung zu hinterfragen und öffentlich zu debattieren“ (ebd.).

In Zürich West entwickelten sich ab Ende der 80er-, Anfang der 90er-Jahre Zwischennutzungen „von unten“: Zum Zentrum der sich neu entwickelnden Szene wurde das Schöller-Areal, das zwischen 1989 und 1996 auf vielfältige Weise zwischengenutzt wurde (vgl. Eberle 2003: 59). Auch auf anderen Arealen, wie z. B. Steinfels, Maag und Löwenbräu, gab es Zwischennutzungen (mehr dazu in Kapitel 4). Diese wurden nicht in die Planungsprozesse eingebunden, sie dienten lediglich als ‚Lückenfüller‘, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

„Die Zwischennutzungen (...) waren zum Beispiel schon wichtig in der Spinnerei, die ich vorhin erwähnt habe, die dann zu Limmatwest geworden ist. Und die Zwischennutzung mit all ihrem Charme, die dann schön in Betrieb ist,...(da) tut es allen Leuten weh, wenn die weg ist. Aber das ist nun mal das Wesen der Zwischennutzung: dass sie eben eine Zwischennutzung ist.“

(PE 3: TM 4)

Zwar erklärt eine Stadtplanerin, dass sich Stadt und Grundeigentümer die Frage stellten, welche Funktion Zwischennutzungen haben und wie man mit ihnen umgeht – im Detail habe man aber nicht darüber gesprochen (TM 5: TM 6). Auch im ‚Stadtforum‘ hätte es eine Diskussion darüber gegeben, wie man mit einer Entwicklung umgeht, die zu Lasten von Leuten geschieht, „die sich einfach rumtreiben“ und sich das Neue nicht leisten können (PE 3: TM 5). Das zeigt, dass sich Planerinnen und Planer über die Verdrängung der Zwischennutzer bewusst waren. Ein Planungsprinzip sei daher eine behutsame Entwicklung des Quartiers mit dem Erhalt der Möglichkeitsräume gewesen. Dass das ‚Behutsame‘ nicht eintrat, berichtet nicht nur ein interviewter Planer, es zeigt sich auch in der rasanten städtebaulichen Entwicklung von Zürich West (vgl. Kap. 2) und in der Verdrängung der Zwischennutzungen (vgl. Kap. 4).

Die interviewten Planerinnen und Planer verteidigen den Ausschluss der Zwischennutzer aus den Planungsprozessen damit, dass sich diese selber zu wenig Gehör verschafft hätten und von den Planenden als sehr heterogen wahrgenommen wurden (und werden): Zwischennutzer seien keine homogene Gruppe, politisch wenig involviert und hätten sich kaum für Zürich West eingesetzt (PE 6: TM 6, 7). Eine städtische Mitarbeiterin ergänzt, dass die Zwischennutzer einbezogen würden, wenn sie sich wie in der *Kulturmeile* formierten (s. S. 276). Ansonsten wären ihre Vertreter die Vermieter, die ihr Mieterklientel mit seinen Bedürfnissen und Perspektiven kennen würden (PE 1: TM 8). Da es sich bei den Vermieterinnen und Vermietern um die Grundeigentümer handelt, die ihre Areale umnutzen möchten, ist es nicht verwunderlich, dass die Zwischennutzungen mit dem Fortschritt der baulichen Veränderungen verdrängt werden: Sie mussten z. B. auf dem Steinfelsareal einem Wohn- und Bürokomplex weichen, obwohl sich vor allem ein Betrieb gegen den Auszug vehement zur Wehr setzte:

„Der hat prozessiert bis zum ‚Gehtnichtmehr‘. Zwei bis drei Jahre lang konnte dort nichts realisiert werden wegen einer einzelnen Person, die einfach sagt, hier will ich meine Motorräder haben und meine Roller reparieren!“

(PE 3: TM 4).

Dass es heute kaum noch Zwischennutzungen in Zürich West gibt, liegt nach Angaben eines Grundeigentümers an den hohen Mietzinsen, die sie sich nicht leisten können, sodass sie dann ausziehen müssen (PE 2: TM 3). Dies zeigt sich u. a. in der Wanderbewegung, die zwischen Schölller- und Löwenbräuareal stattfand: Nachdem das Schölllerareal geschlossen wurde, siedelte ein Teil der Galerien aus dem Schölller- ins Löwenbräuareal über. Voraussetzung dafür sei gewesen, dass die Mieten im Löwenbräu bezahlbar waren – allerdings nur für die Zwischennutzer, die sich inzwischen kommerziell erfolgreich entwickelt hatten (PE 8: TM 5). Darunter waren einige Galerien, die noch heute im Löwenbräu ansässig sind, während Zwischennutzungen aus dem Bühnen- und Theaterbereich in Folge das Industriequartier verließen (mehr dazu in Kapitel 4).

Beispiele wie die der Galerien werden von städtischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als Etablierung der Zwischennutzer und als Erhalt der Kreativwirtschaft im Quartier dargestellt: Zwar würden sie zu den international renommierten Galerien gehören, sie gelten aber trotzdem als „kreativ“ (PE 1: TM 7).

Als weiteres Beispiel für eine etablierte Zwischennutzung wird in den Interviews auch auf die Firma *Freitag* verwiesen: Zwei Brüder entwickelten in Zürich West mit Blick auf LKW-Abfälle die Idee, aus den Reststücken der Planen Taschen zu nähen. Obwohl *Freitag* seine Taschen mittlerweile in vielen Ländern verkauft und zu einem ‚flagship‘ wurde, wird das Image von „jung“ und „alternativ“ aufrecht erhalten (PE 5: TM 4; PE 6: TM 6; vgl. Dokumentation D, S. 109).

Der Freitag-Flagship-Store steht zwar noch in Zürich West, allerdings auf dem Geroldareal, das ein Relikt der Zwischennutzer-Ära darstellt. Dieses Areal wurde als Standort für ein neues Kongresszentrum diskutiert und war vom Verschwinden bedroht:

„Der nächste wird wahrscheinlich die Geroldstraße sein. Eben, wo jetzt der Freitag-Turm ist. Das ist der Standort für ein Kongresshaus. Einer der denkbaren. Und dann ist die Zwischennutzung halt auch weg. Supermarkt und all die attraktiven Plätze, die es dort gibt.“

(PE 3: TM 4)

Der Bau des Kongresszentrums an diesem Standort wurde im Sommer 2013 abgewendet, da die Stadt mit einem der Grundeigentümer nicht einig wurde. Es ist eine Frage der Zeit, wann an diesem Ort ein Neubauprojekt entstehen wird. Dass von Seiten der Stadt auf eine Etablierung hier angesiedelter Zwischennutzungen verwiesen wird, während gleichzeitig Konzepte für eine Umstrukturierung des Areals erstellt werden, ist widersinnig. Der Widerspruch wird dadurch verstärkt, dass die Behörde GrünStadtZürich eine Zwischennutzung auf dem Geroldareal unterstützt: Das Urban Gardening in *Frau Gerolds Garten*. Wie kommt es zu dieser beispielhaften Unterstützung?²⁸ Mit Beginn

²⁸ GrünStadtZürich fördert über das genannte Beispiel hinaus Zwischennutzungen auf dem Schützeareal und der Stadionbrache. Zudem wird eine Zwischennutzung auf dem Pfingstweidareal zur Überbrückung bis zum Baubeginn des Schulprojektes angestrebt.

der Legislaturperiode 2010 – 2014 wurde die Förderung der Kreativwirtschaft Programm. Im Bericht des Stadtrats von Zürich (2010) heißt es:

„Zürichs Kulturangebot zeichnet sich durch Vielfalt und Qualität aus. Es trägt wesentlich zur hohen Lebensqualität bei und stellt einen wichtigen Standortvorteil dar. Trotz dieser guten Voraussetzungen wird Zürich als Kultur- und Kreativstadt vor allem international noch zu wenig wahrgenommen. Die Kreativwirtschaft, die sich in Zürich angesiedelt hat, nimmt national eine führende Stellung ein und ist mittlerweile mit rund 4.5% des BIP im Kanton Zürich ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil der Zürcher Wirtschaft. Bedeutende, meist international tätige Unternehmen, aber auch KMU und zahlreiche Startups in Bereichen wie Kunsthandel, Neue Medien und Design, sind nicht nur ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, sondern sie verfügen auch über ein hervorragendes weltweites Beziehungsnetz. Dies gilt auch für Kunstschaaffende sowie die Kulturinstitutionen und Hochschulen.“ (Stadtrat von Zürich 2010: 9).

Mit der Bestrebung, dieses erkannte Potenzial zu nutzen, wird auf zwei Projekte in Zürich West verwiesen: Auf das Löwenbräu-Areal als Kunstzentrum und das Toni-Areal, das sich zum Hochschulstandort -u. a. der Zürcher Hochschule der Künste entwickelt. Weiter wird geschildert, dass es „im Sinne einer lebendigen und vielfältigen Kulturstadt weiter darauf zu achten (gilt), dass gerade auch noch nicht etablierte Künstlerinnen und Künstler bezahlbare Räume finden“ (ebd.).

Obwohl sich damit ein Wandel abzeichnet -weg von der Verdrängung, hin zu einer Akzeptanz und Förderung der Kreativwirtschaft- und zusätzlich zu den Legislaturzielen bei GrünStadtZürich eine Ansprechstelle für städtische Zwischennutzungen eingerichtet wurde, kommt der Wendepunkt für die Projekte und Nischen in Zürich West zu spät. Hier wurde verpasst, zum ‚richtigen‘ Zeitpunkt eine Diskussion über die Kreativindustrie zu führen. Ein Planungsexperte ist der Meinung, dass man in den 90er-Jahren neben dem Wohndiskurs einen Gewerbediskurs hätte führen müssen, um ein paar spannende Projekte zu halten oder sogar ein Gewerbegebäude für die Kreativindustrie zu bauen (PE 9: TM 5).

Zudem zeichnet sich ab, dass die inzwischen geförderten Zwischennutzungen in Zürich West ausschließlich eingesetzt werden, um Planungszeiten zu überbrücken: Bei allen genannten Arealen, Schütze-, Gerold-, Pfingstweid- und Hardturm-Areal, stehen Umnutzungsprojekte bereits fest oder werden konzipiert.

Zusammengefasst heißt das: Die Potenziale der Zwischenutzungen wurden erkannt. Sie werden in Folge politisches Programm und von der Planung als Instrument der Überbrückung eingesetzt. Das seit 2010 – also rund 20 Jahre, nachdem sie sich ‚von unten‘ im ehemaligen Industriequartier entwickelten und nun zum Großteil bereits aus dem Gebiet verdrängt sind. Ihr Einbezug in die Planung ist also verhältnismäßig kurz und wird bei der zukünftigen Entwicklung von Zürich West kaum noch Auswirkungen haben – für andere Areale, deren Umnutzung noch nicht so weit fortgeschritten ist, ist dieser Wandel sicherlich interessant. Wünschenswert wäre allerdings, dass die Potenziale der Zwischennutzungen nicht auf die Funktion der ‚Lückenbüsserin‘ reduziert werden, die Zwischennutzer mehr als ein Planungsinstrument sind und zu Akteuren werden, die Planungsprozesse mitgestalten.

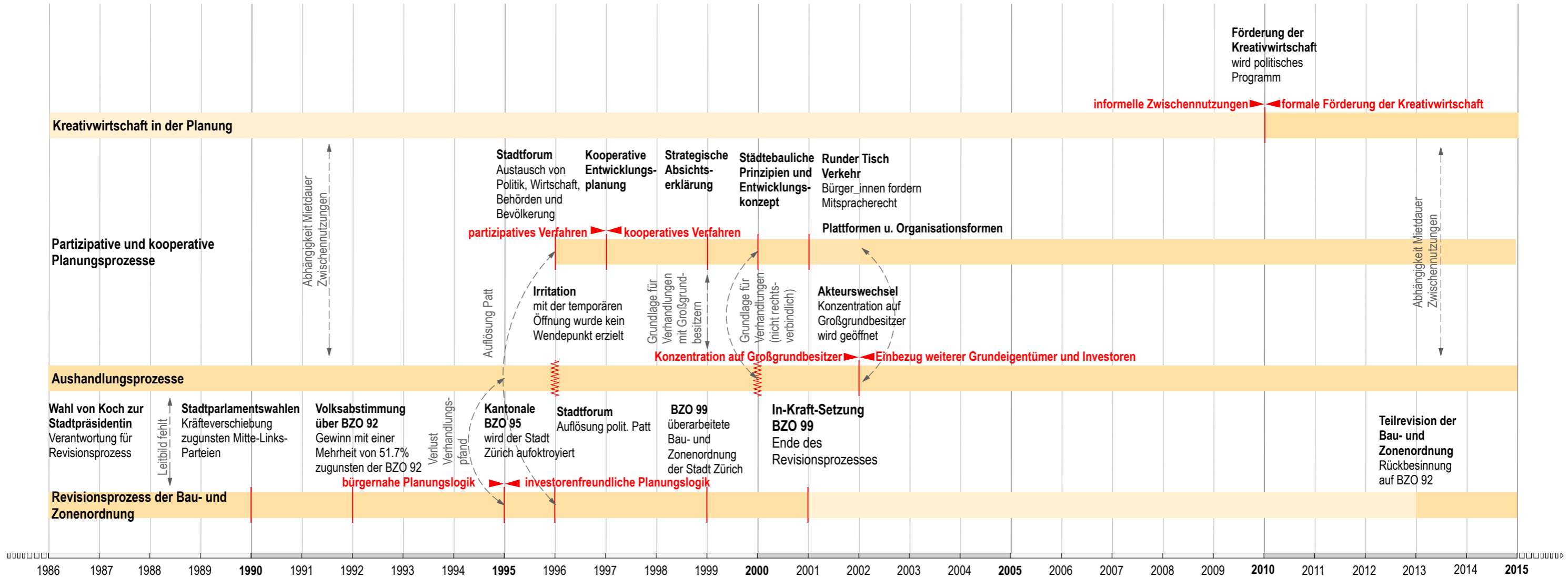
Auf das Thema der Zwischennutzungen werde ich in Kapitel 4 ausführlich eingehen. Zunächst einmal gilt es, die zentralen Erkenntnisse der Planungsprozesse zu resümieren:

3.5 Das Wichtigste in Kürze: Planungsprozesse

Brüche und verpasste Chancen kennzeichnen die fünf beschriebenen Prozesse: Während einige Brüche einschneidend sind und Wendepunkte im Planungsprozess auslösen -wie z. B. die Bau- und Zonenordnung Hofmann-, sorgen andere höchstens für leise Irritation – wie z. B. das Stadtforum. Vom fehlenden Leitbild über eine zu spät kommende Förderung der Kreativwirtschaft bis hin zum Ausschluss betroffener Akteure wurden in allen Teilprozessen Chancen verpasst. Obwohl die Prozesse überwiegend parallel verliefen, weisen sie Zusammenhänge untereinander und in Bezug auf die städtebauliche Entwicklung auf. Um inhaltliche Redundanzen zu vermeiden, wird an dieser Stelle auf eine ausführliche Beschreibung der Wechselwirkungen zum wahrgenommenen Raum verzichtet – diese erfolgt im Schlusskapitel (s. S. 318ff.).

Es folgen die wichtigsten Konklusionen auf einen Blick:

Brüche - diagramm



Das Diagramm veranschaulicht, dass der Planungsprozess aus mehreren Prozessen besteht, die sich ablösen oder parallel verlaufen: Ende der 80er-Jahre begannen die Debatten um den Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung, während zeitgleich Aushandlungen zwischen der Stadt Zürich und den Großgrundeigentümern geführt wurden. Mit dem ‚Stadtforum‘ wurde 1996 ein partizipativer Planungsprozess eingeleitet, der sich in der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ fortsetzte und 2000 von Informationsprozessen abgelöst wurde. Die Förderung der Kreativwirtschaft stand erst 2010 auf der Agenda.

Die zentralen Schlussfolgerungen aus diesen Prozessen werden hier -mit Blick auf die leitenden Fragestellungen- zusammengefasst:

1. Veränderte Planungslogiken führen zu einem Maßstabssprung im Städtebau.

Im Revisionsprozess der Bau- und Zonenordnung kam es 1990 mit den Wahlen zu einer Kräfteverschiebung zugunsten der Mitte-Links-Parteien. Die bürgernahe und qualitative Stadtentwicklungspolitik, die Koch verfolgte, erreichte 1992 ihren Höhepunkt, als die Abstimmung über die Revision der BZO Koch zu ihren Gunsten ausging.

1995 fand im Revisionsprozess ein radikaler Bruch statt, als der Kanton der Stadt Zürich eine Bau- und Zonenordnung aufkoryierte. Diese löste einen Richtungswechsel von der bürgernahen Stadtentwicklungspolitik zu einer wirtschafts- und investorenfreundlichen Planungslogik aus, die sich in der BZO Ledergerber von 1999 manifestierte. Die Stadt geriet durch die zulässigen Ausnützungen der BZO 95 in eine schlechtere Verhandlungsposition.

Die Auswirkungen zeigen sich in einem Maßstabssprung in der baulichen Dichte und zulässigen Höhe der Gebäude. Dieser Bruch manifestiert sich im Wechsel zwischen der zweiten und dritten städtebaulichen Entwicklungsphase und zeigt sich in der vertikalen Verdichtung der Areale Maag, Hardturm und Löwenbräu (s. S. 99ff.).

2. Politische Konflikte beeinträchtigen die Entwicklung einer einheitlichen Vision und der Transformation des Gebietes ‚als Ganzes‘.

Aufgrund der unterschiedlichen Vorstellungen zu Zürich West, die sich in starren Frontstellungen und heftigen Debatten um die Revision der Bau- und Zonenordnungen äußerten, verpasste man die Gelegenheit, das Gebiet als Ganzes zu betrachten und ein Leitbild für den künftigen Stadtteil zu erstellen. Ende der 90er-Jahre bestand mit der Durchführung der ‚Testplanungen‘ während des kooperativen Verfahrens nochmals die Möglichkeit, ein Leitbild für Zürich West zu erarbeiten.

Obwohl 1999 die Umnutzung einiger Areale feststand oder vollzogen war -darunter Steinfels, Schöller, Escher-Wyss-, wäre es sinnvoll gewesen, nach der ersten Dekade der ‚Transformation Zürich West‘ zu evaluieren und ein Leitbild als Grundlage für die weitere Umnutzung des Quartiers zu erstellen. Diese Chance ließ man verstreichen – bis heute wird Areal für Areal behandelt.

Die parzellierten Planungen führen zu einer städtebaulichen Inkohärenz und zum Versuch, diese durch die Gestaltung des öffentlichen Raums als verbindendes Element zu beheben (vgl. S. 143). Ich werde an anderer Stelle aufzeigen, dass dieser Versuch bislang erfolglos blieb: Das Quartier wird nicht als Einheit wahrgenommen (vgl. S. 302ff.).

3. Ein Mangel an Steuerungsmöglichkeiten bei gleichzeitigem Entwicklungsdruck führt zu informellen Aushandlungsprozessen. Das Aufrechterhalten von (nicht rechtskräftigen) Vereinbarungen wird durch Akteurswechsel erschwert.

Die Aushandlungsprozesse verliefen in zwei Phasen, deren Umbruch um 2002 durch einen Akteurswechsel stattfand. Während die Stadt Zürich zunächst ausschließlich mit den Großgrundbesitzern verhandelte, kamen in einer zweiten Phase weitere Grundeigentümer und Investoren hinzu oder lösten sie ab. Dass dieser Wechsel nicht schon früher stattfand, ist erstaunlich, da die Stadt 1996 mit dem ‚Stadtforum‘ eine breite Beteiligung initiierte. Dieses partizipative Verfahren erzielte keine Auswirkungen auf die Aushandlungsprozesse, die sich trotz der kurzen Öffnung unverändert fortsetzten. Mit der im ‚Stadtforum‘ formulierten Absicht, ein kooperatives Verfahren weiterzuführen,

erhielten die Aushandlungsprozesse lediglich die offizielle Bezeichnung der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘.

Die Stadt Zürich hielt an ihrer vorherigen Linie fest und verhandelte ‚hinter verschlossenen Türen‘ (vgl. S. 173ff.). Mit dem Übergang in die Entwicklungsplanung als kooperatives Verfahren wurden wesentliche Akteure -die Bevölkerung und die kleineren Grundbesitzer- nach ihrem temporären Einbezug am Forum wieder vom Stadtplanungsprozess ausgeschlossen und die Chance zu einer Bürgerbeteiligung versäumt.

Stattdessen erarbeitete man in der ersten Phase der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ mit den Großgrundbesitzern eine ‚Absichtserklärung‘ und in der zweiten Phase ‚Städtebauliche Prinzipien‘. Die Wirkung der Dokumente, die für weitere Aushandlungen als Grundlage dienen sollten, ist gering: ‚Absichtserklärung‘ und ‚Städtebauliche Prinzipien‘ sind für die Entwickler nicht rechtsverbindlich. Das erschwerte es, die Vereinbarungen, die zwischen den Behörden und Großgrundbesitzern getroffen wurden, auf neue Verhandlungspartner zu übertragen.

4. Die Öffentlichkeit konnte kaum Einfluss nehmen auf konkrete Planungen zu privaten Arealentwicklungen.

Mit dem Stadtforum wurde ein partizipatives Verfahren durchgeführt, das unter Einbezug der Bevölkerung stattfand. Die vorliegende Untersuchung zeigt auf, dass dabei der Versuch verfolgt wurde, alle Sichtweisen in einer vorrangig fachlichen Diskussion zusammenzuführen. Die dahinter stehende Zielsetzung, die generelle und gesamtstädtische Blockade aufzulösen, wurde erreicht. Obwohl Experten empfahlen, die Öffentlichkeit im anschließenden kooperativen Verfahren zu beteiligen, beschränkte man sich auf deren Information.

Neben dem temporären *InfoLab* am Escher-Wyss-Platz wurden weitere Plattformen eingerichtet und das Gebietsmanagement und die Quartierkoordination als Schnittstellen zwischen Behörden, Grundeigentümern und Bevölkerung gegründet. Von deren Seite waren bereits Forderungen nach Mitspracherecht und heftige Kritik laut geworden, da die Aushandlungen -wie unter 3. beschrieben- nur mit ausgewählten Partnern stattfanden.

Daraufhin wurde 2001 der *Runde Tisch Verkehr* durchgeführt und damit ein Wendepunkt erzielt: Der *Runde Tisch Verkehr*, der ursprünglich ‚nur‘ zum Informationsaustausch eingerichtet wurde, erhielt Vorschlagskompetenz und es wurden gemeinsam neue Varianten zur Verkehrsführung entwickelt.

5. Zwischennutzungen können sich impulsgebend auf Veränderungsprozesse auswirken. In Zürich wird die Kreativwirtschaft seit 2010 gefördert und in der Planung berücksichtigt.

Die Qualitäten, welche die Kreativwirtschaft ins Quartier einbrachte, wurden spät erkannt und der Einbezug der Zwischennutzungen in die Planung noch später eingeleitet. Statt sie zu fördern oder erhalten, kam es zu ihrer Verdrängung. Bauliche Maßnahmen fanden da statt, wo Grundeigentümer und/oder Investoren bereit waren, zu entwickeln – ohne Rücksicht auf vorhandene Zwischennutzungen. Insbesondere in den städtebaulichen Entwicklungsphasen 1 und 2 (vgl. Kapitel 2) mussten die Kreativen den neuen Bebauungen weichen – z. B. auf dem Steinfels- und dem Schölller-Areal. In Entwicklungsphase 3 ist diesbezüglich eine Veränderung festzustellen:

Im Löwenbräu-Areal wurde die Nutzung als Kunstzentrum beibehalten und mit weiteren Nutzungen -Wohnen und Arbeiten-ergänzt. Ehemalige Nutzerinnen und Nutzer, die sich in der Zwischenzeit etabliert hatten und sich die erhöhten Kosten nach der Renovation des Geländes leisten konnten, sind geblieben. Auf dem Maag-Areal wurde trotz des massiven Umbaus versucht, Altes einzubeziehen, z. B. durch den Erhalt der *Maag Hall*. Auch die Umnutzung des Toni-Areals zum Hochschulcampus unter Einbezug von öffentlichen Veranstaltungsorten zeugt von einem Bewusstseinswandel (vgl. Dokumentation E, S. 117ff.). Der Wandel ist darauf zurückzuführen, dass die Förderung der Kreativwirtschaft seit 2010 einen Legislatorschwerpunkt bildet. Für die meisten der Zwischennutzungen in Zürich West kommt diese Förderung jedoch zu spät (hierzu mehr in Kapitel 4).

Offensichtlich bestehen zwischen den Planungsprozessen und der städtebaulichen Entwicklung des Quartiers Wechselwirkungen. Durch die arealweise Planung und Umsetzung kommt dem öffentlich nutzbaren Raum als verbindendem Element eine entscheidende Rolle zu. In ihm agieren Bewohnende, Arbeitende, Besuchende zu unterschiedlichen Zeitpunkten und auf verschiedene Art und Weise. Bislang war von ‚der Bevölkerung‘, von ‚Bürgerinnen und Bürgern‘ oder ‚Bewohnerinnen und Bewohnern‘ die Rede. Die Beschreibung der Planungsprozesse zeigte: Im ‚Stadtforum‘ wurden Bewohnerinnen und Bewohner aus angrenzenden Quartieren einbezogen mit der Begründung, dass es in Zürich West wenig Bevölkerung gab; hingegen wurden Zwischennutzer zwanzig Jahre lang nicht bei den Planungen berücksichtigt, obwohl sie sich durch spezifische Qualitäten auszeichneten. Das folgende Kapitel befasst sich mit diesen Akteuren und der Frage, wie sie das Gebiet und im Besonderen die öffentlichen Räume (um)nutzen und aneignen.

4 Raum(um)nutzung und Aneignung des Quartiers

Nachdem die räumliche Transformation und die Planungsprozesse zu Zürich West beschrieben wurden, gilt es, eine weitere Dimension in den Blick zu nehmen: die Raum(um)nutzung und -aneignung durch lokale Akteure.

Es wurde deutlich, dass die brachgefallenen Flächen zunächst oftmals zwischengenutzt werden (vgl. S. 107ff.). Räumlich wurden die Zwischennutzungen lediglich durch den Bau des *Freitag-Flagship-Stores* sichtbar (vgl. Dokumentation D, S. 109). Auch in Politik und Planung werden sie erst seit Kurzem thematisiert, bewusst gefördert und instrumentarisiert (s. S. 213ff.). Die Ausführungen im vorherigen Kapitel lassen erkennen, dass die Zwischennutzungen als Chance zu verstehen sind: Sie sind Wegbereiter, überbrücken Leerstände, fördern die Imageproduktion und tragen zur Entstehung von Durchmischung und Vielfalt bei.

Durch den dynamischen Wandel verändern sich die Räume mit öffentlichem Charakter zu einem langfristig angelegten Gerüst an öffentlich nutzbaren Räumen (vgl. Dokumentation B, S. 89ff.). Mit diesem Wandel gehen Veränderungen von Nutzerinnen und Nutzern einher. Wie also gestaltet sich die (Um)Nutzung der öffentlichen Räume in Zürich West? Welche Formen der Raumnutzung werden in diesen dynamischen Prozessen ermöglicht und praktiziert?

Um das zu verstehen, wird das Augenmerk gerichtet auf:

- neu entstandene öffentliche Räume und ihre Qualitäten,
- Veränderungen von Nutzungen sowie Nutzenden,
- die unterschiedlichen Formen der Raum(um)nutzung und daraus hervorgehende Auskünfte über die Raumaneignung durch lokale Akteure (vgl. Unterfragen S. 48f.)

Das erste Kapitel widmet sich der Entwicklung der Zwischennutzungen, die sich in vier Phasen einteilen lässt: Zunächst als *Geheimtipp* gehandelt, entwickelte sich das ehemalige Industriegebiet zum *Trendquartier*, dessen Bekanntheitsgrad in der *Zeit der*

Clubs und Ausgänge zunehmend stieg, so dass Zürich West zum Marketingartikel wurde. Mit dem Fortschritt der baulichen Entwicklungen mussten viele Zwischennutzungen weichen, geblieben sind *Oasen in der Wüste*. Die Beschreibung der Phasen wird ergänzt durch selbst konstruierte Vignetten, in denen exemplarische Alltagssituationen von Zeitzeugen oder eigene Beobachtungen in Form von Kurzgeschichten geschildert werden (4.1). Mit dem Wandel des Quartiers geht eine Veränderung der Nutzerinnen und Nutzer einher. Es wird deutlich, dass sich verschiedene Akteursgruppen auf unterschiedliche Art und Weise im Quartier engagieren und miteinander vernetzt sind. Dennoch fehlen ein gesamthaftes soziales Miteinander und die Wahrnehmung des Quartiers als Einheit (4.2). Von Interesse ist in diesem Zusammenhang der Gebrauch der öffentlich nutzbaren Räume durch lokale Akteure.

Ein wichtiger Impuls für die Erforschung der heutigen Nutzung der öffentlichen Räume in Zürich West ging von einem Forschungsseminar aus, das im Herbst 2013 von der Dozentur Soziologie am Departement Architektur der ETH Zürich unter der Leitung von Christian Schmid, Philipp Klaus und mir durchgeführt wurde. Ich durfte die empirischen Befunde aus dem Seminar für diese Arbeit auswerten und verwenden, wofür ich mich bei der Dozentur Soziologie und den Studierenden des Wahlfachs Soziologie bedanke. Zentrales Ergebnis der Untersuchung ist, dass sich in Zürich West eine ‚Inselurbanität‘ einstellt: Einzelne Mikrokosmen werden zu Hotspots und beleben das Quartier punktuell, während die öffentlich nutzbaren Räume überwiegend dem Transit dienen und kaum zum Aufenthalt gebraucht werden. Die Ergebnisse zur Raumwahrnehmung basieren auf Kurzinterviews mit Passanten, die im selben Seminar durchgeführt wurden (4.3).

Abschließend werden die zentralen Befunde resümiert und es wird aufgezeigt, dass sich Zürich West zunehmend zum Geschäftsquartier entwickelt und die Innovation im Gebiet abnimmt. Das Image des Trendquartiers wird zwar für Werbezwecke genutzt, entspricht jedoch nicht (mehr) der Realität (4.4).

4.1 Entwicklung der Zwischennutzungen: vom Geheimtipp zur Insel

Durch die Stilllegung oder Abwanderung der Industrie entstand in den Fabrikgebäuden, Lagerhallen und Werkstätten ein Leerstand. Diese brachliegenden Räume wurden von unterschiedlichen Nutzerinnen und Nutzern angeeignet – teilweise illegal, indem z. B. Partys ohne Bewilligung oder Zustimmung der Eigentümer veranstaltet wurden, teilweise aber auch legal, da Grundeigentümer begannen, ihre leerstehenden Flächen an Zwischennutzer zu vermieten. Die dadurch entstandenen Zwischennutzungen veränderten und entwickelten sich mit den Jahren. Hier wird der Versuch einer Phaseneinteilung unternommen.

4.1.1 Das Industriequartier als Geheimtipp (Ende 80er – 1995)

„Zürich West gab es damals noch gar nicht. Zuerst gab es noch illegale Partys.“

(ZZ 5: TM 5).

Ende der 80er-Jahre etablierte sich eine illegale Bar- und Partyszene, die im Industriegebiet an unterschiedlichsten Orten Veranstaltungen durchführte. Ein Zeitzeuge, der selber illegale Partys organisierte, berichtet, dass es zu dieser Zeit viele leerstehende Räume im Gebiet gab, in denen gelegentlich Veranstaltungen organisiert wurden. In Kellern, leerstehenden Fabrikhallen und sogar in der ehemaligen Fußgängerunterführung am Escher-Wyss-Platz wurde gefeiert (ZZ 4: TM 1-2; s. Vignette I, S. 235). Darunter gab es größere Partys, aber auch kleine Privatfeste, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

„Früher (...), da gab's lauter kleine Clubs und Ausgänge. Und dann hat's auch noch kleine Räume gehabt. Wenn man Geburtstag feiern wollte, konnte man irgendeine Garage haben!“

(ZZ 6: TM 2)

Neben diesen punktuellen Veranstaltungen entstanden auf dem *Schöllerareal* und dem *Steinfelsareal* die ersten Zwischennutzungen im Quartier:

Unterschiedliche kreative Gruppen richteten sich ab 1989 als Zwischennutzung auf dem Schöllerareal ein: Neben verschiedenen Galerien und der Kunsthalle Zürich siedelten sich Theater, Produktionsstätten und Bühnenbau an. Zusammen als Gemeinschaft hätte man es sich leisten können, die Fläche zu einem annehmbaren Preis zu mieten (ZZ 24: TM 2). In hohen Fabrikräumen wurde gearbeitet und experimentiert, man half sich gegenseitig aus und veranstaltete gemeinsam Partys oder Festivals.

Ein Galerist und ein Schauspiellehrer -beide Zwischennutzer des SchölleraREALS- berichten, dass dort ein „*neues Kunstzentrum*“ bzw. ein „*neues Kulturzentrum*“ entstand, das sich durch die Bündelung der Szene auszeichnete. Etwa 150 Kulturschaffende hätten hier gewirkt (ZZ 5: TM 3; ZZ 24: TM 1). Die Motivation für die verschiedenen Galeristen, die damals ins SchölleraREAL zogen, sei die Suche nach großen und schönen, aber auch bezahlbaren Räumen gewesen:

„Es waren wirklich großartige Räumlichkeiten: hoch, groß, mit Blick auf den Fluss, eigentlich nah an der Stadt.“

(ZZ 5: TM 3-4)

Auch in den Shedhallen im Hinterhof des Steinfelsareals wurden Werkstätten und Ateliers gegründet, in denen nicht nur Architekten und Designer arbeiteten, sondern auch Motorräder repariert wurden. Hier entstanden Bars und Restaurants, darunter ein chinesisches Lokal, eine Pizzeria und ein Sandwich-Store im ehemaligen Pfortnerhaus der Steinfels AG. Mehrfach wurden von den Zeitzeugen der *Glacégarten* und das *Back & Brau* als wichtige Institutionen dieser Zeit erwähnt (vgl. ZZ 2, 7, 22). Gleichzeitig fanden auf dem Steinfelsareal illegale Einzelveranstaltungen statt: Im Seifenturm des Steinfelsareals habe es gelegentlich Partys gegeben (ZZ 4: TM 4).



Abbildung 205: Seifenturm Steinfels

(*Ideales Heim* 2/1998: 34)

Es lässt sich feststellen, dass die Standortwahl ‚Zürich West‘²⁹ in der Anfangszeit insbesondere mit dem Vorhandensein und Angebot freier Räume zusammenhing: Im Fall der illegalen Partys ist die Leere der Räume entscheidend, bei den Zwischennutzungen kommt der Aspekt der Finanzierbarkeit hinzu. Einige Zeitzeugen antworten auf die Frage, warum sie nach Zürich West gegangen sind, dass es „Zufall“ oder „Glück“ gewesen sei (ZZ 22: TM 2; ZZ 23: TM 1). Auch von einer *Entdeckung des Ortes* ist die Sprache: Der Betreiber des Glacégartens, der auf dem Steinfelsareal eine Wohnung mit Blick auf den Garten der Villa Steinfels gemietet hatte, berichtet, dass er durch seine Präsenz vor Ort „die Möglichkeiten auf dem Gelände entdeckte“ (ZZ 7: TM 2).

²⁹ Diesen Namen erhielt das Industriequartier Escher-Wyss erst mit den Planungsprozessen Ende der 90er-Jahre.

Die Ausführungen stellen dar, dass Räume mit öffentlichem Charakter bereits zu Beginn der 90er-Jahre durch die Umnutzung bestehender Areale und Gebäude entstanden. Neben den zwei Hotspots Schöller und Steinfels prägten illegale Einzelveranstaltungen die Nutzung des Quartiers in dieser Zeit.

In der folgenden Vignette I wird exemplarisch aufgezeigt, wie man auf solche illegale Partys aufmerksam wurde und wie sie hätten verlaufen können. In Vignette II wird eine Zwischenutzung auf dem Steinfelsareal beschrieben und aufgezeigt, wie öffentlichkeitsbezogene Nutzungen das sich wandelnde Industriequartier beleben.



V i g n e t t e

Illegale Party in der Escher-Wyss-Unterführung

Abbildung 206 (Titelblatt Vignette I): Unterführung

(<http://www.veronikazanke.de/img/reportagen>. Zugriff 20.03.2015)

Samstag, 18. August 1991, 8:00h, in einem besetzten Gebäude im Kreis 4

Der Wecker klingelt. Ich schrecke aus dem Schlaf, blinzele verwirrt,...heute ist doch Samstag? Warum um Himmels Willen klingelt da der Wecker? Ich strecke mich, gähne und langsam dämmert es mir,...eine Freundin zieht um und ich habe versprochen, ihr zu helfen. Ein Blick auf die Uhr – ich habe noch genug Zeit, um in Ruhe zu frühstücken. Ich steige aus dem Bett und stolpere über meine Lederjacke, die heute Nacht auf dem Boden gelandet ist. Aus einem Berg Wäsche krame ich meinen schwarzen Kapuzenpullover hervor, er riecht nach Schweiß und Rauch. Angewidert schmeiße ich ihn wieder auf den Haufen, schlüpfte in meine Hausschuhe und schlurfe immer noch müde aus dem Zimmer. Es ist kalt. Der alte Holzboden knarrt. Ich hoffe, dass meine Mitbewohner nicht aufwachen. Ein Kollege hatte gestern Geburtstag, wir waren bei einem Punkkonzert. Mein Kopf brummt. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich gestern nach Hause gekommen bin. Ich öffne die Wohnungstür und schleiche die Treppe hinunter. Hole die Zeitung aus dem Briefkasten. Irgendetwas segelt zu Boden. Ich bücke mich und hebe den Zettel auf. Bunte Farben leuchten mir entgegen. Die gezackte Schrift ist irritierend. Ein Flyer. Ich lege ihn auf die Zeitung und gehe wieder nach oben.

Wieder in der Wohnung schmeiße ich beides auf den Tisch in der Küche, nehme das Herdkännchen vom Regal, fülle den unteren Teil mit Wasser, stopfe das Sieb mit espressopulver und stelle es auf den Gasherd. „Wo ist das Feuerzeug?“ Da, in der Schublade finde ich Streichhölzer. Die Packung ist feucht. „Na, prima!“ Doch ich habe Glück: Als ich mit dem Zündholz an der Verpackung entlangfahre, flammt es sofort auf. Mein Kaffee ist gerettet. Während er auf dem Herd kocht, setze ich mich an den Tisch und beginne eine Zigarette zu drehen. Dabei werfe ich einen Blick auf den Flyer. Eine Party. In der Escher-Wyss-Unterführung. „Wie kann das sein?“ denke ich, „die wurde doch dicht gemacht?“ Mein Kopfweh ist wie weggeblasen, mein Interesse geweckt. Der Kaffee gurgelt und brodelte. Als ich ihn in eine Tasse schenke, knallt irgendwo eine Tür. Ich zucke zusammen, der Kaffee landet zur Hälfte auf dem Boden. „Auch das noch...“.

Mein Mitbewohner kommt in die Küche. Er sieht noch ganz verschlafen aus. Sein Irokese hängt schlapp an der rechten Seite seines Gesichts herunter. Eine Schlaffalte läuft quer über sein Gesicht. Die Wimperntusche ist verlaufen.

Er setzt sich mir gegenüber, sieht den Flyer. „Wann ist das?“, fragt er. „Heute Abend“, antworte ich. Wir schauen uns an. Die Entscheidung liegt auf der Hand. Erst neulich waren wir zusammen bei einer illegalen Party im Industriequartier.

Auf der Ankündigung hatte eine Adresse gestanden, doch als wir dort ankamen, war die Tür verschlossen. Ein paar andere Gäste kamen, einer deutete auf den Gullydeckel. „Nie im Leben!“, dachte ich. Doch dann stieg ich doch mit den anderen in den Untergrund und kroch zu dem Schacht, der uns ins Gebäude brachte. Die Party war der Hammer. Die Musik einfach geil. Selbst die Anlage hatten sie über die Kanalisation reingebracht! Ein Blick auf die Uhr reißt mich aus meinen Gedanken. Ich muss los, sonst komme ich zu spät.

Samstag, 18. August 1991, 23:30h, Escher-Wyss-Unterführung

Hergekommen bin ich mit dem Velo.³⁰ Von den sechs Eingängen zur Unterführung waren fünf verschlossen. Beim sechsten stand das Gitter offen. Die Inbusschrauben hatte jemand gelöst. Jetzt lehne ich an der Wand und genehmige mir einen Schluck Bier. Noch habe ich keine Lust, mich unter die pogenden³¹ Partygänger zu mischen. Die Musik ist gut und laut, das Licht zuckt über den kahlen Beton, die Menschen bewegen sich dicht an dicht. Von der sonst üblichen kalten und modrigen Atmosphäre einer Unterführung kann heute keine Rede sein. Heiß ist es hier drin, die Tanzenden schwitzen. Meine Lederjacke ziehe ich trotzdem nicht aus. Sie ist mein Ein und Alles, im Gewühl verlieren möchte ich sie nicht. Ich entdecke ein paar bekannte Gesichter, doch ich bleibe, wo ich bin. Noch fühle ich mich wohl hier auf meinem Beobachtungsposten. Ich bin entspannt, trinke noch einen Schluck Bier. Ich liebe diese Partys. Zürich ist so langweilig. Wenn es nicht ein paar Leute gäbe, die solche Sachen auf die Beine stellen,...ich wüsste nicht, wo ich hingehen sollte. Oft sind die Partys irgendwo im Keller. Halt da, wo es leere Räume gibt, wählerisch sind die Veranstalter nicht.

Plötzlich wird es unruhig. Hinten am Lift entsteht Gedränge. Die Leute beginnen zu schubsen. Ihre Rufe übertönen die Musik. Ich richte mich auf. Bin aufmerksam. Stelle meine Bierflasche ab. Da stolpert mein Mitbewohner auf mich zu: „Irgendjemand hat den Notschalter gedrückt. Komm, lass uns abhauen, bevor die Bullen kommen!“ Wir drängen uns durch die Masse, schieben auf den Ausgang zu. Doch zu spät. Schon hören wir die Sirenen, die Polizei ist bereits ausgerückt. Sie stürmen die Unterführung, überall sehe ich blaue Uniformen. Sie

³⁰ *Velo: Schweizerdeutsch für Fahrrad*

³¹ *Pogo: Tanzart des Punks*

jagen uns raus wie Vieh.³² Ich stolpere über meine eigenen Füße. Mein Mitbewohner zerrt mich weiter. Ich hefte meinen Blick auf seinen grünen Irokesen, um ihn nicht zu verlieren. Da, frische Luft! Wir haben es geschafft. Wir sind draußen. Unsere Velos stehen unverändert an einem Laternenpfahl. Wir springen auf und treten fest in die Pedale. Erst hinter dem Viadukt atme ich auf. Wir schauen uns an und lachen. Was für ein Abenteuer!

³² Zitat aus einem Zeitzeugen - Interview mit einem der Veranstalter.



V i g n e t t e

Ein Ausflug in den Glacégarten

Abbildung 207 (Titelblatt Vignette II): Glacégarten

Ideales Heim 11/1997: 50

Donnerstag, 21. Juli 1994, 15h, auf dem Weg vom Escher-Wyss-Platz zum Glacégarten³³

Ich schaue aus dem Fenster der Tram³⁴, die vom Bahnhof in Richtung Industriequartier rollt. Zwei Prostituierte stehen am Straßenrand und flüstern miteinander. Sicherlich warten sie auf Kundschaft. Schnell verschwinden sie wieder aus meinem Blickfeld. Die Tram hält kurze Zeit später am Escher-Wyss-Platz. Ich betätige die Türöffnung und steige als einziger Fahrgast aus. Aufmerksam schaue ich mich um. Unter der Brücke sitzen ein paar Männer zusammen. „Obdachlose? Drogenabhängige?“ Sicher bin ich nicht, doch seit der Platzspitz aufgehoben wurde, kommen sie ins Industriequartier oder gehen zum Letten. Ansonsten ist es menschenleer. Ich überquere die Straße und schlendere an der Pizzeria vorbei in Richtung Steinfels. Ein Blick ins Schaufenster – zwei Tische sind belegt. Männer in Anzügen diskutieren angeregt und schlürfen ihren Espresso. Die Rechnung ist bereits gezahlt, das Geschäftsessen neigt sich dem Ende zu. Danach werden sie wieder in den Chefetagen der Industriefirmen verschwinden. Viele Alternativen zum Einkehren gibt es nicht.

Plötzlich rumpelt und stampft es hinter mir. Ein Güterzug rollt in Richtung Maagareal, es riecht nach Diesel und Mehl. Ich springe zur Seite und lasse den Zug an mir vorüberziehen. Ich zähle die Wagons: 24 Stück. Den Gleisen folgend laufe ich weiter und biege nach wenigen Schritten links in die Heinrichstraße ab. Beim Haupteingang der *Steinfels AG* zögere ich kurz und weiche dann von meinem Weg ab, um einen Blick auf das Kinoprogramm des *Cinémax* zu werfen. Eine Treppe führt mich in die Gasse zwischen den sanierten Gebäuden der Seifenfabrik (s. Abb. 208). Ein paar junge Leute sitzen in der Sonne und rauchen. Gesprächsfetzen fliegen zu mir herüber, es scheint sich um Modellbau zu drehen (s. Abb. 209). Bevor mich der Duft nach Hopfen und Weizen ins Restaurant *Back&Brau* zieht, mache ich kehrt und setze meinen Weg fort. Den *Sandwich-Store* im alten Pförtnerhaus lasse ich rechts liegen. Bei dem schönen Wetter wird es hier am Mittag voll gewesen sein.

³³ *Glacé: Schweizerdeutsch für Eis*

³⁴ *Tram: Schweizerdeutsch für Straßenbahn*

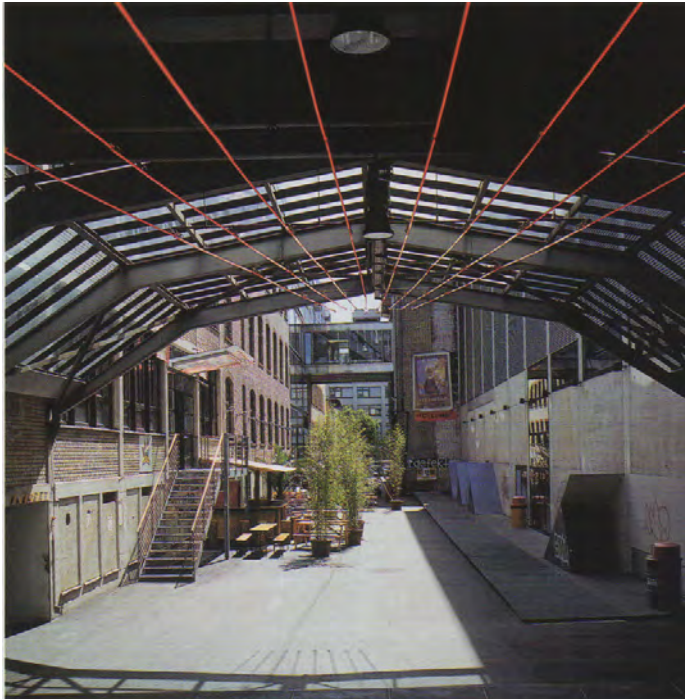


Abbildung 208: Gasse Steinfels

(Ideales Heim 11/97: 53)

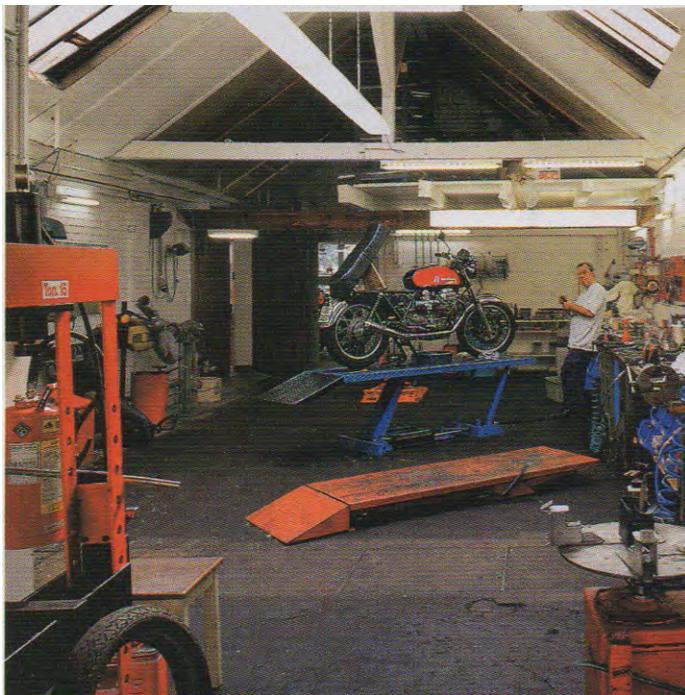


Abbildung 209: Motorradwerkstatt

(Ideales Heim 11/97: 49)

Mein Blick gleitet über die Fassade der Villa Steinfels: Was für ein stattliches Gebäude! Ein Auto bremst und parkt ein paar Meter weiter auf dem Trottoir.³⁵ Zwei schwarzgekleidete Männer steigen aus und gehen zielstrebig auf den Eingang der Villa zu. Interessiert betrachte ich das Klingelschild und lese die Namen verschiedener Architekturbüros. „Warum die immer schwarz angezogen sind?“ frage ich mich noch, doch dann wird meine Aufmerksamkeit auf den verwilderten Garten neben der Villa gelenkt.

Über einen geschwungenen Kiesweg bewege ich mich durch die dicht stehenden Bäume und dringe in den hinteren Teil des Grundstücks vor. Ein Schild mit der Aufschrift *Glacégarten* begrüßt mich, darüber thront eine riesige Eiswaffel mit drei bunten Glacékugeln. Das Tor steht offen, ich betrete den Garten und habe Glück: ein Tisch in der Sonne ist noch frei! „Heute ist viel los“, denke ich und ziehe die Zeitung aus der Tasche. Doch bevor ich mich in die Lektüre vertiefe, schließe ich meine Augen und atme noch einmal tief durch: Es duftet herrlich nach den Glyzinien, die an der Villa Steinfels emporranken und ihre üppigen violetten Blüten zur Schau tragen. Die Vögel zwitschern in den Bäumen, das Summen einer Biene kommt näher und verflüchtigt sich wieder, ich höre die anderen Gäste reden und spielende Kinder rufen und lachen. In der Ferne klopft und hämmert es, irgendwo heult ein Motor auf. Mir fällt wieder ein, dass hinter dem Fachwerkhaus noch Werkstätten liegen. Zu gerne würde ich einmal einen Blick in die Ateliers der „kreativen *brainworker* und bekennenden Individualisten“ (Selden 1997: 57) werfen: Musiker, Künstler, Fotografen, Architekten, Designer, EDV-Spezialisten – und sogar einen Gemüsehändler soll es dort geben!

Plötzlich bewegt sich etwas neben mir. Ich öffne meine Augen und schaue einem älteren Herrn ins Gesicht. „Ist da noch frei?“ fragt er und deutet auf den Stuhl mir gegenüber. „Ja, bitte“, nicke ich bestätigend und bedaure im Stillen, dass wohl aus dem entspannten Zeitunglesen nichts werden wird. Nachdem er sich umständlich gesetzt, seinen Stock platziert und den Hut abgelegt hat, nimmt er schon den Faden auf. „Dort war ich früher immer Mittagessen“, sagt er mit einem Kopfnicken in Richtung Fachwerkhaus. „So?“, frage ich gedehnt. „Das war die Kantine der Seifenfabrik“ berichtet der Greis, „ein junger Mann hat sie vom Steinfels Junior gemietet. Letztes Jahr hat er hier umgebaut, den Hohlraum unter der Terrasse. Immer waren Freunde da, die geholfen haben. Wissen Sie, ich

³⁵ *Trottoir*: Schweizerdeutsch für Bürgersteig

wohne da drüben in der Alterssiedlung und habe Zeit. Bin oft mit meiner Enkelin vorbeigelaufen und habe ein bisschen zugeschaut. Und das Glacé, das er hier selber herstellt – haben Sie es schon probiert?“ Ich schüttle den Kopf. Nein, bis jetzt noch nicht. Doch nun springe ich auf und nutze die Gelegenheit, um zum Fachwerkhaus hinüberzulaufen und endlich meinen Eisbecher zu bestellen.

An einem Tisch sitzen ein Mann und eine Frau und unterhalten sich leise. Da ich eine Weile warten muss, bis ich bedient werde, bekomme ich ihr Gespräch unweigerlich mit. „Natürlich, es ist ein heftiges Problem! Aber schau, sie kommen in den Randstunden und wollen unter sich sein. Während unserer Geschäftszeiten sind sie kaum zu sehen...“ „Ich weiß, aber mir ist nicht wohl dabei, dass sie hierher kommen und im Garten übernachten. Da nützt es auch nichts, dass wir das Tor abends schließen.“ „Es sind ja Menschen und ich meine, wir sollten uns arrangieren. Wir haben ihnen ja schon gesagt, dass sie ihre Geschäfte in dem kleinen Kabäuschen hinten machen und ein bisschen aufpassen sollen – und mehr oder weniger klappt das ja auch.“ „Und wenn sie wieder nach Essen fragen?“ „Dann sollen sie zu uns kommen. Ein paar können wir schon durchfüttern.“ „Ok, Du hast Recht, dann versuchen wir es weiter so. Wir können wirklich froh sein, dass unsere Gäste -und insbesondere die vielen Familien darunter- so tolerant und aufgeschlossen sind!“ „Es sind halt Leute von hier, sie kennen das Drogenproblem...“

Die Bedienung schiebt mir einen köstlich aussehenden Eisbecher zu und kassiert ein. Ich bedanke mich, wende mich ab und trete wieder hinaus in den strahlenden Sonnenschein. Der Herr an meinem Tisch ist verschwunden. Ich setzte mich, schabe mit dem Löffel eine dünne Schicht Eiscreme ab und lasse sie mir auf der Zunge zergehen. Wie erfrischend! Zufrieden lehne ich mich zurück und schlage endlich die Zeitung auf.

Die beschriebenen Situationen deuten darauf hin, dass das Industriegebiet bis in die Mitte der 90er-Jahre in der städtischen Subkultur als ‚Geheimtipp‘ gehandelt wurde. Die erste Vignette verdeutlicht, dass Veranstalter auf einfallsreiche Ideen kamen, an ungewöhnlichen Orten Partys durchführten und durch Flyer auf die Veranstaltungen aufmerksam machten. Das Polizeiaufgebot und die Schilderung, dass die Partygäste ‚wie Vieh‘ vertrieben wurden, verweist auf die Vertreibungs- und Repressionspolitik, die in den 80er-Jahren in Zürich betrieben wurde (vgl. S. 154).

In diesem Zusammenhang stehen auch die Verweise in der zweiten Vignette zum Drogenstrich. Es wurde bereits beschrieben, dass sich die große Drogenszene nach der Räumung des ‚Platzspitz‘ im Jahr 1992 zunächst in den angrenzenden Kreis 5 verlagerte. Zeitzeugen berichten, dass Drogenabhängige im Innenhof oder Treppenhaus des Löwenbräus und im Glacégarten übernachtet hätten. Sie seien in den Randstunden gekommen, um ihre Geschäfte zu erledigen. Auch unter der Hardbrücke hätten sich viele von ihnen aufgehalten. Ein Zeitzeuge, der sich seit Ende der 80er-Jahre beruflich mit diesen Problemen im Quartier befasst, berichtet über den Drogenstrich, der sich vom Bahnhof bis zum Escher-Wyss-Platz zog, und die damit verbundene Kriminalität: Auf dem Weg zur Arbeit seien Frauen massiv belästigt worden, die daraufhin teilweise sogar gekündigt hätten (ZZ 12: TM 1).

Eine Vertreterin aus dem Grundeigentümergebiet erklärt, dass man sich von Seiten der Grundeigentümer gegen den Strich gewehrt habe – z. B. an der Pfingstweidstraße, die noch lange in der Strichkarte eingezeichnet gewesen sei. Auch sie erzählt, dass die Strichnutzung problematisch gewesen sei, es hätte Konflikte wegen des Gebrauchs der Parkplätze und der Nutzung der Eingänge gegeben (ZZ 11: TM 2).

Sowohl der offenen Szenenbildung als auch dem Straßenstrich konnte bereits in den 90er-Jahren gegengesteuert werden (s. S. 154f.). Heute unterscheidet sich die Situation grundlegend: Um den Straßenstrich vom Sihlquai in der Nähe des Hauptbahnhofs stadtauswärts zu verlagern, legte die Stadt Zürich hinter dem Hardturmstadion an der Aargauerstraße die so genannten ‚Verrichtungsboxen‘ (s. Abb. 210) an, die seit August 2013 genutzt werden. Sie werden als „weit weg“ wahrgenommen, wie eine

Bewohnerin aus der Limmatwest-Bebauung anmerkt (ZZ 10: TM 1). Auch Befragte nahegelegener Zwischennutzungen berichten, dass sie vom Strichplatz nichts mitbekommen und es kaum Berührungspunkte gibt (ZZ 3: TM 1; ZZ 6: TM 1).



Abbildung 210: Verrichtungsboxen

(Eigenes Foto 2013)

Von diesen Einzelveranstaltungen und Hot Spots ausgehend, entfalteten sich über mehrere Jahre Kreativität und Kultur im Industriequartier. Dadurch gewann das Gebiet zunehmend an Bekanntheitsgrad und entwickelte sich in der zweiten Hälfte der 90er-Jahre zum Trendquartier.

4.1.2 Entwicklung zum Trendquartier (1995 – 2001)

„{Publikum?}: Das waren Trendies! (...) Da sind einfach wenige Leute hergeschlichen. Und dann ist es wirklich hip geworden das Quartier!“

(ZZ 19: TM 2)

In der zweiten Hälfte der 90er-Jahre eröffneten weitere Gastronomien, Bars und Clubs, wodurch das Gebiet bekannter wurde und sich zum Trendquartier entwickelte. Gleichzeitig kam

es zu Verdrängungen aufgrund erster Umnutzungsprojekte und zunehmender Regulierungen.

Insbesondere der vordere Teil des Industriegebiets zwischen den Viaduktbögen und der Hardturmstraße wurde intensiv zwischengenutzt: In den Viaduktbögen gab es verschiedene Werkstätten und Ateliers, darunter einen Steinmetz und einen Schreiner. Gastronomien erweiterten das Angebot: Neben einem griechischen und einem italienischen Komestibel eröffneten Ende der 90er-Jahre das Restaurant *Banane & Frucht* -dessen Besitzer heute u. a. das *Rosso* auf dem Geroldareal betreibt- und die beiden bis heute bestehenden Gastronomien *Les Halles* und *Sphères* (ZZ 22: TM 5).

Neben dem im vorherigen Kapitel beschriebenen Glacégarten (vgl. Vignette II, S. 241), der sich bis 1999 im Steinfels halten konnte, eröffneten auf dem Areal das bereits erwähnte *Back & Brau* und das *Kino Abaton*.

Auf dem Geroldareal gab es zu dieser Zeit neben der Badmintonhalle einen Club namens *G5*, die heutige Diskothek *Supermarket* lief damals unter dem Namen *Spidergalaxy* und in den Räumlichkeiten des heutigen Clubs *hive* wurde das *UG* betrieben (ZZ 22: TM 5-6; ZZ 1: TM 2).

In dieser Phase zeichnen sich erste Etablierungs- und Verdrängungsprozesse ab.

Ein Gastronomiebesitzer berichtet beispielsweise, dass er ursprünglich einen Gemüse- und Früchteladen betrieb. Durch den Engrosmarkt an der Aargauerstraße habe es viele Lastwagen mit Früchte- und Gemüselieferungen für die ganze Schweiz gegeben. Die Lastwagenfahrer waren erst seine Zielgruppe, er eröffnete ein kleines Take Away. Doch mit der Eröffnung des Schauspielhauses (1999) im Schiffbau (vgl. Dokumentation A, S. 75ff.) kam weiteres Publikum hinzu. Dadurch habe der Laden, der anfangs nur aus einer leeren Halle und einem Gasherd bestanden hätte, zügig rentiert und wäre entsprechend expandiert worden (ZZ 19: TM 1).

Andere Zwischennutzungen mussten dem Bau erster Projekte in Zürich West weichen:

1995 erhielten die Grundeigentümer des Schölleraareals die Baubewilligung für die Wohnanlage *Limmatwest*, woraufhin die Fabrik für den Rückbau geräumt werden musste. Ein Galerist berichtet dazu, dass man von Anfang an wusste, dass die Nutzung zeitlich begrenzt sei und das Areal irgendwann freigeräumt würde:

„Man unterschrieb von Anfang an auch gleich die Kündigung und dass man damit einverstanden ist, wenn das dann beendet ist.“

(ZZ 5: TM 9)

Das bestätigen weitere Zeitzeugen, die aussagen, dass ihnen die Endlichkeit der Nutzung bewusst gewesen sei. Man sei mit den Eigentümern im Dialog gewesen und habe gewusst, dass man irgendwann ausziehen müsse (ZZ 2: TM 7, ZZ 4: TM 6).

Hinzu kam, dass ein Ende der 90er-Jahre eingeführtes Gastgewerbegesetz Veränderungen mit sich brachte: Das Gesetz erlaubte zwar eine Öffnung, eine Legalisierung der Veranstaltungen, aber es führte gleichzeitig auch zu einer Reglementierung und Regulierung der Möglichkeitsräume. Die Veranstalter sahen sich plötzlich mit Auflagen z. B. im Bereich des Brandschutzes (Notausgänge, Lüftung,...) konfrontiert, die sie finanziell unter Druck setzten (ZZ 1, 2, 5, 11, 16). Die Umsetzung dieser Auflagen überstieg bei einigen Zwischennutzungen die finanziellen Möglichkeiten, da die Ausgaben so hoch waren, dass sie in der begrenzten Zeit, die ihnen zur Verfügung stand, die Ausgaben nicht wieder hätten erwirtschaften können (ZZ 21: TM 5).

Nutzerinnen und Nutzer mussten aus diesen Gründen andere leerstehende und bezahlbare Räume suchen. Einige Galeristen, die sich inzwischen etabliert hatten und die höheren Mietpreise im Löwenbräu zahlen konnten, siedelten hierhin um. Andere mussten das Gebiet verlassen. Mit dieser Thematik der Wanderbewegung befasst sich die folgende Vignette III.

V i g n e t t e _ I I I

Gespräch zwischen Galerist und Schauspiellehrer bei der Abschiedsfeier des Schöllerareals

*Abbildung 211 (Titelblatt Vignette III): Aneignung Schöllerareal
(Comart, eigenes Foto 2013)*

Dienstag, 22. Juli 1995, 22:30h, Schölleraal

G: „Prost!“

S: „Prost, auf die letzten 6 Jahre!“

G: „Ja Mensch, ich erinnere mich noch genau an unsere gemeinsame Eröffnung...als wär's gestern gewesen...und nun stehen wir hier...ich meine, wir wussten ja, dass es ein Provisorium ist,...haben ja quasi die Kündigung am Anfang schon mit unterschrieben...“

G: „Wir sind einfach zu klein, was will man machen gegen die riesige Baulobby!?“

S: „Keine Chance. Nein, es war klar, dass es irgendwann mal abgerissen wird.“

G: „150 Leute, wir haben uns gut zusammengerauft hier. Künstler und Theaterleute. Zu einem richtigen Kulturareal!“

S: „Ja, es war eine gute Zeit. Tolle Stimmung und viele gemeinsame Aktivitäten. Für mich war es schon vor allem Arbeiten und Experimentieren hier draußen. Aber die Partys, gemeinsamen Treffen, zusammen in der Limmat schwimmen...“

G: „Da war eine klasse Stimmung. Nur schon, wenn wir alle draußen Mittag gegessen haben.“

S: „Weißt Du denn schon, wie es jetzt weitergeht?“

G: „Ja, ich kann ins Löwenbräu umziehen! Da kommen ja einige mit. Die Kunsthalle, der Buchladen, andere Galeristen. Bin gespannt. Ist schon ein großer Schritt.“

S: „Ich habe gehört, dass dort auch noch ein Museum neu eröffnen soll...?“

G: „Ja, richtig, das Migros Museum. Ach, es war ja ein langes Hin- und Her, ob nun im Löwenbräu die Kunst einzieht oder das Schauspielhaus.“

S: „Da habt ihr nun den Zuschlag bekommen. Glück für euch!“

G: „Und wie geht es bei Dir weiter?“

S: „Ich hab auch schon was Neues gefunden. Im Kreis 4.“

G: „Bist Du zufrieden damit?“

S: „Ja, schon. Ich meine,...das war schon außergewöhnlich hier im Schölleraal, mit den großen Flächen und hohen Decken und so. Das war Luxus. Aber jetzt kommt etwas Neues, das ist auch gut.“

G: „Nun bist Du wenigstens näher in der Stadt. Die Leute fanden es ja teilweise gefährlich, hier raus zu kommen!“

S: „Stimmt, aber gekommen sind sie dann meistens trotzdem! Wir werden sehen. Ich wünsche Dir auf jeden Fall einen guten Wechsel und viel Erfolg!“

G: „Danke, Dir auch. Wir sehen uns. Bis bald!“

Die Ausführungen verweisen auf zwei unterschiedliche Entwicklungen: Einerseits wurde das Gebiet durch die Ansiedlung weiterer Nutzungen als Trendquartier bekannt. Andererseits musste die kulturelle Szene, die sich im Schöllerareal bündelte und das Quartier belebte, einem Neubauprojekt weichen. Da Mitte der 90er-Jahre andere Areale, wie Löwenbräu und Toni frei wurden, konnten einige Zwischennutzer zunächst im Gebiet wandern. Mit dem Fortschritt der baulichen Entwicklung nehmen die Leerstände jedoch ab, so dass es immer weniger freie Räume in Zürich West für derartige Formen der Raumnutzung gibt. Diese Entwicklung wird am Schluss dieses Kapitels ausführlich behandelt (vgl. 4.1.5).

In dieser Phase richtete sich einer der ersten größeren Clubs am heutigen Standort der Zürcher Kantonalbank ein: das *Rohstofflager*. Das Rohstofflager war Vorläufer und Wegbereiter für die beiden Clubs *Tonimolkerei* und *Dachkantine*, die das Quartier über die Stadtgrenzen hinaus bekannt machten.

4.1.3 Zeit der Clubs und Ausgänge (2001 – 2010)

„Da war so eine Hitze. Die haben das Rohstofflager am Anfang ‚Röschi‘ genannt. Also nicht vom Essen, sondern da man geröstet wurde. Weil es so warm war, weil alle so geschwitzt haben.“

(ZZ 2: TM 3).

Die beschriebene Entstehung öffentlich nutzbarer Räume und öffentlich bezogener Nutzungen setzte sich fort. Es eröffneten weitere Veranstaltungsorte und Ausgehmöglichkeiten, darunter z. B. die *Säulenhalle* im Löwenbräuareal (vgl. Dokumentation E, S. 117ff.), die 2003 in Betrieb genommen wurde, das *Helsinki* im Jahr 2004 und das *Exil* 2009. Bis heute existiert durch die verbliebenen Zwischennutzungen ein aktive Club- und Ausgangsszene in Zürich West, die zur Belebung des Quartiers beiträgt.

Obwohl weiterhin auch illegale Veranstaltungen stattfanden, prägten insbesondere drei große Clubs die weitere Entwicklung der Raumnutzung.

Mit der überraschenden Schließung der Milchverarbeitungsfabrik auf dem Toni-Areal wurden große Flächen frei.

Tonimolkerei (ca. 2001 – 2010), Dachkantine (ca. 2003 – 2006) und Rohstofflager (ca. 2003 – 2008) wurden zu bekannten Veranstaltungsorten, in denen renommierte DJ's Musik aus den Bereichen *techno*, *elektro* und *minimal* auflegten.³⁶ Mit diesen drei Clubs hielt die Techno-Szene Einzug ins Quartier. Initianten und Veranstalter dieser Clubs berichten, dass viele Technoclubs in dieser Zeit in Industriegebieten lagen – das sei für die Szene nichts Spektakuläres gewesen. Charakteristisch sei in dieser Musikszene der ‚Industrial Sound‘, bei dem Fabriklärm herausgespielt und eine Verbindung zwischen der Musik und dem Ort hergestellt wird (ZZ 1: TM 3).

Die Clubs zogen nicht nur Partygängerinnen und -gänger aus Zürich und der Agglomeration an, sondern auch Feierlustige aus der Westschweiz, aus Deutschland, Frankreich und Italien. Die Nutzerinnen und Nutzer kamen zu Tausenden am Wochenende ins Quartier, um auf den verschiedenen Arealen im Industriegebiet am lebendigen Nachtleben teilzuhaben, wie das folgende Zitat verdeutlicht:

„Gleichzeitig war das Rohstofflager weit über Zürich hinaus bekannt. Meistens DJ's aus Amerika, interessanterweise vor allem aus Detroit, was heute das ist, was Zürich West damals war: eine industriereverlassene Stadt. Aber auch aus Deutschland waren viele da. Weltbekannte DJ's. Das hat dazu geführt, dass Leute aus Süddeutschland oder Norditalien extra daher gekommen sind“.

(ZZ 1: TM 4).

³⁶ Das Rohstofflager, das bereits einige Jahre auf dem Steinfelsareal existierte, musste dem Bau der Zürcher Kantonalbank weichen und zog vorübergehend nach Oerlikon. Als die Räume im Toni frei wurden, zog es zurück ins Industriequartier.

Die nachstehende Vignette veranschaulicht am Beispiel der Dachkantine exemplarisch, wie eine Nacht in diesen großen Clubs hätte verlaufen können:

*Abbildung 212 (Titelblatt Vignette IV): Terrasse ehem. Dachkantine
(Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich: Foto BAZ 21.02.2006)*

Sonntag, 8. August 2004, 5:50h, Dachkantine in der Toni-Molkerei

Mein Blick wandert über die Dächer hinweg in Richtung Osten, wo der Himmel anfängt, sich rosa zu färben. Nicht mehr lang, dann wird die Sonne aufgehen. Ich liege auf dem Sofa, meinen Kopf auf die Armlehne gestützt, meine Beine ausgestreckt. In der linken Hand halte ich eine Bierflasche. Die rechte lasse ich auf den Boden baumeln, ungefähr in die Richtung, wo ich den Aschenbecher vermute. Meine Lider sind schwer, ich habe Mühe, sie aufzuhalten. Es ist aber auch spät. Nein früh, es ist früh, meine ich. Wir haben die ganze Nacht gefeiert.

Trotz des Morgengrauens spüre ich, wie ein Schatten auf mich fällt, ich hebe meine schweren Lider und höre die Stimme meines Freundes B.: „Hey, es ist Sonntag. Zeit für's Zmorge³⁷!“ B. hält mir einen Becher Kaffee hin, außerdem hat er zwei Scheiben Zopf und ein Schälchen Birchermüsli mitgebracht. Langsam setze ich mich auf und nehme einen großen Schluck des schwarzen Gebräus, spüre, wie mir der warme Kaffee den Bauch wärmt und meine Hirnzellen anfangen, zu arbeiten. „Wo hast Du das denn her?“ frage ich verwundert. „Verkaufen sie an der Bar.“ B. hat es sich inzwischen neben mir gemütlich gemacht.

Und da sitzen wir: Auf der Terrasse der Dachkantine in der ehemaligen Toni-Molkerei und warten darauf, dass es Tag wird. Es ist so friedlich. Ich bin tiefenentspannt. Der Kaffee ist stark. Da platzt B. los: „Du hast alles verpennt, Mann!“ „Was denn?“ frage ich ohne zu begreifen, worauf er hinaus will. Ich versuche mich zu erinnern. Es war ein DJ aus Berlin da, wie hieß der gleich noch? Na, egal. Die Musik war auf jeden Fall cool und ich habe viel getanzt – das will was heißen! Dann waren da noch ein paar Studierende von der ETH, mit denen ich kurz gequatscht habe,...aber sonst? Irgendwann muss ich raus gegangen sein,...und, ach, da war ja noch diese, wie hieß sie noch gleich,...braune Haare, Haselnussaugen,...oh Mann, ich brauch noch mehr Kaffee, der Name muss mir doch wieder einfallen!

„Hey, Du hörst mir ja überhaupt nicht zu!“ B. hatte ich schon wieder ganz vergessen. Ich schaue zu ihm rüber. „Was hast Du gesagt?“ „Mann, iss mal was vom Zopf, Du bist ja noch voll weg!“ B. hält mir den Zopf vor die Nase. Widerwillig beiße ich ab. „So, jetzt hör zu: Du warst irgendwo mit der Brünetten

³⁷ Zmorge: Schweizerdeutsch für Frühstück

verschwunden, als der Feueralarm losging. Es war total voll und ich konnte die anderen nicht entdecken. Da bin ich ins Büro – und die waren gerade dabei, `ne Linie zu machen! Dann hab ich die gewarnt: Die Feuerwehr kommt!“ „Krass, und dann? Konnten sie das Zeug noch verstecken?“ „Weißt Du, was die gemacht haben? Die haben sich das reingezogen so schnell es ging! Grad noch rechtzeitig, da stand die Feuerwehr schon in der Tür.“ „Mensch, und wie ging es dann weiter? Die müssen das doch gemerkt haben!“ B. lacht auf: „Die sind überhaupt nicht schlau draus geworden. Wir sollten ihnen den Notausgang zeigen. Das hat bestimmt zehn Minuten gedauert, bis die anderen selber wieder wussten, wo der ist!“ „Ich dachte, die nehmen keinen Koks!“ „Nee, Kath, das muss eine Partydroge sein. Hab ich auch noch nie gehört. K. meint, die sei feiner als Koks. Ohne sie wär die Nacht nicht zu überleben. Damit bleibt man wohl mega wach und konzentriert.“

Ich habe meine Zweifel, was das angeht. Antworte aber dennoch: „Ich frag' mich eh, wie die das hier nächte- und tagelang aushalten. Die feiern ja von Donnerstag bis Sonntag! Und haben so lange auf, bis die Letzten gehen. Da wird ja sogar zwischen den Gästen sauber gemacht! Ich schaffe nicht mal eine Nacht, wie Du siehst!“ Ich muss über mich selber lachen. Irgendwann bin ich einfach durch. Das war schon immer so. Die vielen Leute, die laute Musik, der Rauch,... „Jetzt mach mal nicht schlapp. Die Nacht ist ja noch nicht vorbei. Und ich habe einen Job zu erledigen!“

Stimmt, B. ist ein Kollege der Veranstalter. Ab und zu fragen sie ihn, ob er unter den Gästen nach dem Rechten schauen kann. Bevor ich widersprechen kann, ist B. schon auf den Beinen, zieht mich hoch und schiebt mich zur Tür. Die Musik wummert. Das Licht hinter den Fensterscheiben flackert, die Leute bewegen sich zur Musik. Ich werfe noch einen Blick in Richtung Osten und frage mich gerade, ob B. überhaupt Recht damit hat, dass die Nacht noch nicht vorbei ist, als sich die Tür öffnet, mir ein Schwall Rauch entgegenströmt und wir auch schon vom Gewühl verschluckt werden.

Die Popularität der großen Clubs führte dazu, dass Zürich West über die Grenzen Zürichs hinaus bekannt wurde. Durch das Pionierhafte, die Aufbruch- und Abenteuerstimmung festigte sich die Bezeichnung des ‚Trendquartiers‘. Dieses Image wurde durch die Zwischennutzer dieser ersten drei Phasen geprägt. Obwohl sich dieses Image bis heute hält, nehmen Zwischennutzungen mit der fortschreitenden Entwicklung Zürich Wests ab. Heute treten sie nur noch vereinzelt – wie ‚Oasen in der Wüste‘ in Erscheinung.

4.1.4 Oasen in der Wüste (2010 – heute)

„Seit einigen Jahren nennen sie uns Inseln. Aber: Ich habe kein Interesse, eine Insel zu sein! Wann bist Du eine Insel? Oder,...eine Oase,...wann bist Du eine Oase? Wenn drum herum Wüste ist...“

(ZZ 8: TM 8).

Dieses Zitat stammt von einem Nutzer des Geroldareals, der über die Veränderungen in Zürich West berichtet. Es wird deutlich, dass die Bündelung der kulturellen Szene, wie sie in den 90er-Jahren auf dem Schöller- und dem Steinfelsareal und später auf dem Toniareal vorzufinden war, heute nicht mehr existiert. Statt dessen lassen sich einzelne Orte identifizieren, die entweder in den ersten Phasen entstanden, (bislang) erhalten blieben und teilweise etabliert sind, oder auf inzwischen neuen Brachflächen im Untersuchungsgebiet entstanden sind.

Das Geroldareal ist das größte zusammenhängende ‚Zwischennutzungs-Relikt‘: In zahlreichen Ateliers wird kreativ gearbeitet und es gibt Werkstätten, in denen z. B. Fahrräder repariert werden. Clubs wie *hive*, *Supermarket* und *Helsinki* wechseln sich mit dem *Brockenhaus der Heilsarmee* und einer *Badmintonhalle* ab. Die Restaurants und Gastronomiebetriebe *Rosso*, *Rössli* oder *Gerolds Chuchi* existieren neben Geschäften, in denen man Vintagemöbel, Taschen aus LKW-Planen oder selbstgemachte Hüte kaufen kann. In *Frau Gerolds Garten* wird nicht nur gegrillt, sondern auch ‚Urban Gardening‘ betrieben. Lange wurde das Geroldareal als Standort für ein Kongresszentrum diskutiert. Ein

Grundeigentümer widersetzte sich dieser Neunutzung des Areals, die im vergangenen Jahr abgewendet werden konnte. Dadurch konnte der Wandel des Areals zu einer Monokultur verhindert werden. Gerade die Kleinteiligkeit führt zu der Diversität und Innovation, die das Geroldareal charakterisiert (vgl. S. 107).

Die Liste an verbliebenen Nischen, die sich neben dem Geroldareal vereinzelt im Quartier halten konnten, ist kurz: Zu nennen sind das Restaurant *Les Halles* und Buchcafé *Sphères*. Selbst *der Rest von Zürich West* lud im vergangenen Jahr zur ‚Abrissparty‘ ein. Doch es gibt auch heute noch innovative und kreative Nutzerinnen und Nutzer, die mit Pioniergeist neue Nischen gründen. Während sich die bisher Genannten vor allem im vorderen Bereich von Zürich West -zwischen Viadukt und Gleisbogen- befinden, sind gerade in den letzten Jahren neue Nutzungen auf den Brachen im Bereich des Hardturmstadions und weiter in Richtung Altstetten entstanden.

Ein Blick über die Grenze des Untersuchungsgebietes hinaus in Richtung Bahnhof Altstetten offenbart weitere Zwischennutzungen, darunter eine Gastronomie und das *Basislager* mit vielen Ateliers. Die Nutzerinnen und Nutzer dieses Areals sprechen von einem „*Nomansland*“, da es keine Laufkundschaft gibt. Sie schätzen es, unbeobachtet zu arbeiten und zu experimentieren.

Auf der Brache des Stadions Hardturm³⁸ floriert der *Stadiongarten* - im wahrsten Sinne des Wortes- wird hier doch *Urban Gardening* betrieben. In ehemaligen Werkzeugkisten, Badewannen oder Olivendosen sprießen Gemüse und Blumen, die Bewohnerinnen und Bewohner der umliegenden Bebauungen bringen ihren Kompost, der Brachenpfleger hat ein Biotop angelegt. Drei weitere Vereine sind auf der Hardturmbrache aktiv: Am Boulderwürfel wird geklettert, in der Skatebowl geskatet, im Lehmofen Brot gebacken. All das ohne kommerziellen Druck, aber mit dem Angebot, zu partizipieren. Einen Eindruck von diesem Ort vermittelt die folgende Vignette:

³⁸ Zur Geschichte des Stadions Hardturm vgl. Dokumentation F in Kapitel 2.



V i g n e t t e - v

Ein Besuch im Stadiಂಗarten

*Abbildung 213 (Titelblatt Vignette V): Stadiongarten
(Eigenes Foto 2013)*

Donnerstag, 25. Juli 2013, 18h, Stadiಂಗarten

Ich bücke mich mit meinem Rucksack auf dem Rücken und krieche durch das Loch im Maschendrahtzaun, über dem ein selbstbemaltes Schild mit der Aufschrift ‚Stadion Brache Hardturm‘ hängt.



Abbildung 214: Eingang Stadionbrache

(Eigenes Foto 2012)

Aus Holzpaletten und Brettern hat jemand eine Rampe über die Pipeline gebaut. Ich klettere hinauf, bleibe kurz stehen und lasse meinen Blick schweifen: Um mich herum sind Sträucher und Bäume, im Grün entdecke ich mehrere Baumbuden und bunte T-Shirts, ich höre Vögel zwitschern und Kinder lachen. Vor mir schlängelt sich ein schmaler, ins Gras getrampelter Pfad. Ich hüpfte vom Brett hinunter und folge dem Weg erst nach links, dann nach rechts – plötzlich öffnet sich das Dickicht und der Stadiಂಗarten weitet sich vor mir aus: Eine große Grünfläche, auf der gerade reges Treiben herrscht und es offenbar fröhlich und bunt zugeht. Kunterbunt ist auch die Skulptur, an der ich nun vorbeilaufe: Ein riesiges Konstrukt aus Bambusstangen, an denen verschiedene farbenfrohe Fantasiegebilde im Wind baumeln.

Ich steuere auf das große Gebäude zu, das in der Mitte des Gartens steht. Ein Gebäude? Nein, als ich näher komme, sehe ich: Es ist ein Container, mit einem überdachten Kiesplatz davor. Hier hängen mit Kreide beschriftete Infotafeln, hier steht Geschirr neben bepflanzten Blumentöpfen, hier ist Holz gestapelt und hier treffe ich den Brachenpfleger, der mich prompt anspricht: „So, hast Du alles dabei?“ – *alles*, damit meint er die Zutaten fürs Pizzabacken. Ich nicke und mein Blick fällt auf den Lehmofen, aus dessen Schacht schon Rauch aufsteigt. „Ich habe gerade angefeuert, aber es dauert noch etwas. Wenn Du magst, schau

Dich doch ein wenig um!“ Das lasse ich mir nicht zweimal sagen, stelle meinen Rucksack ab und begeben mich auf Erkundungstour.

Zuerst gehe ich zum Boulderwürfel, an dessen schiefen und geknickten Wänden bunte Klettergriffe montiert sind. Eine Kiste steht auf dem mit weichen Holzschnitzeln ausgelegten Boden. Sie ist bis oben mit Kletterschuhen in den unterschiedlichsten Größen gefüllt. Ich verweile einen Moment und schaue zu, wie ein Mann seine Hände mit Chalk³⁹ einreibt und dann ruhig, aber kraftvoll einer Route in die Höhe folgt.



Abbildung 215: Boulderwürfel Stadionbrache

(Eigenes Foto 2013)

Noch bevor er oben angekommen ist, werde ich von Kindergeschrei abgelenkt. Ich schaue zur Hängematte, in der mehrere Kinder spielen und sich um den bequemsten Platz streiten. Als ich weiter gehe, steigt mir der Geruch von gebratener Cervelat⁴⁰ in die Nase. Eltern und Kinder sitzen um eine Grillstelle herum, haben die Würstchen auf Stöcke gespießt und drehen sie im Feuer. Kaum bin ich an ihnen vorbei, stolpern mir ein Junge und ein Mädchen entgegen. Sie tragen beide Schirmmützen auf dem Kopf und halten ihre Skateboards unter dem Arm. Stolz prahlen sie mit ihren Erfolgen: „Hast du gesehen, wie hoch ich gesprungen bin?“ fragt das Mädchen den Jungen. „Geskatet und gesprungen, hier im Garten?“ wundere ich mich. Tatsächlich, als ich mich der hinteren Ecke des Gartens nähere, entdecke ich eine Mulde aus glattem, rot gestrichenem Beton. Leider komme ich zu spät: Es sind keine Skater mehr da, denen ich bei ihren Manövern zuschauen könnte.

³⁹ Chalk wird zum Pudern der Hände beim Klettern benutzt.

⁴⁰ Cervelat: Schweizer Grillwurst

Und so schlendere ich weiter, vorbei an einem aus Fahrradfelgen gebauten halbkugelförmigen Pavillon, unter dem zwei Liegestühle stehen, und stehe auf einmal zwischen kleinen Beeten. In Holzkisten und Olivendosen wachsen Blumen und Gemüse. Sogar aus einer alten Badewanne ragen Sonnenblumen in die Höhe. Hier sind heute Abend einige Menschen aktiv: Es wird gejätet, gegossen und gepflückt. Auf einmal entdecke ich ein mir vertrautes Gesicht. Als ich die Bekannte anspreche, erzählt sie mir von ihrer Wohnung in der Aporta-Stiftung und dass sie gerade angefangen habe, einen Garten anzulegen: „Ich bin wirklich begeistert von der Ausstattung hier! An Werkzeug ist alles vorhanden, der Kompost ist schön angelegt,...“ Während wir uns unterhalten, kommt eine andere Frau vorbei. Sie trägt zwei riesige Tüten in den Händen und steuert zielstrebig auf den Kompost zu. „Ich wohne in der Limmatwest-Bebauung und bringe regelmäßig meinen Grünabfall her“, erklärt sie uns. „Mir ist das lieber so, als den Abfall zur Grünabfuhr zu geben. Hier weiß ich, wen ich damit unterstütze!“

Während sich die beiden Frauen in ein Fachgespräch über das Gärtnern und Kompostieren vertiefen, beende ich meine Runde wieder beim Container. Hier wurde in der Zwischenzeit ein hölzerner, tiefer Trog aufgestellt, in dem zwei Frauen eine große Menge Mehl zu Teig verkneten. Zuerst denke ich, er sei für den Pizzaboden, aber hatte es nicht geheißen, man müsse den selber machen? Als ich nachfrage, wird mir über die Gruppe *brotoloco* berichtet, die sich immer donnerstags zum ‚Teigen‘⁴¹ auf der Brache trifft. Aus ganz Zürich würden Menschen Brote bei ihnen bestellen, die freitags in den Lehmöfen gebacken werden und selbst abzuholen sind.

So langsam beginnt mein Magen zu knurren und ich halte Ausschau nach einem Platz, an dem ich meine Pizza vorbereiten kann. Unweit steht eine rustikale Tischgruppe und obwohl dort schon ein paar Menschen sitzen, gehe ich hin und frage, ob ich mich dazugesellen darf. Ein Mann fragt, ob ich auch zum ersten Mal da sei. Sie hätten über Freunde von der Brache und dem donnerstäglichen Pizzabacken erfahren und würden das nun ausprobieren. So kommen wir ins Gespräch, teilen uns die mitgebrachten Getränke, formen dabei unsere Pizzateige und zerkleinern Gemüse und Mozzarella.

⁴¹ *teigen*: Schweizerdeutsch für Teig kneten



Abbildung 216: Pizzabackabend auf der Brache

(Eigenes Foto 2013)

Vom Brachenpfleger habe ich ein Holzbrett erhalten, auf dem ich meine Pizza später zum Ofen trage. Hier sind inzwischen Tische aufgebaut, Kinder kneten und backen, das Feuer knistert und ich entdecke eine Kiste mit Kräutern, mit denen ich meine Speise verfeinere. Der Brachenpfleger ist voll beansprucht. Mit einem langstieligen Schieber befördert er eine Pizza nach der anderen in den Lehmofen. Bei den vielen Menschen den Überblick zu behalten! Da kann es schon mal passieren, dass zwei Pizzen vertauscht werden. Ich lehne an einem Holzpfosten, beobachte das Geschehen und warte darauf, dass meine Pizza gar wird.

Die Schilderungen offenbaren, dass sich die Zahl der Zwischennutzungen in Zürich West verringert hat. Die Verbliebenen sind im Quartier verstreut und beleben dieses punktuell, wie die Vignette über den Stadiongarten stellvertretend veranschaulicht.

Die Entwicklung der öffentlich nutzbaren Räume, die hier in unterschiedlichen Phasen dargestellt wurde, lässt folgende Schlüsse zu:

- Die Standortwahl der Zwischennutzenden für Zürich West basierte auf dem Angebot an leeren Räumen und ihrer Finanzierbarkeit.
- Es kommt sowohl zu Verdrängungs- als auch zu Etablierungsprozessen.
- Die Zwischennutzungen prägen den Ruf von Zürich West und sein Image als ‚Trendquartier‘.
- Es stellt sich eine Verinselung dieser Nutzungen ein, die das Quartier punktuell beleben.

Mit der fortschreitenden Entwicklung verändern sich die lokalen Akteure in Zürich West. Das hat u. a. zur Folge, dass sich die Gründe für die Standortwahl verändern und Konflikte zwischen den unterschiedlichen Akteursgruppen auftreten. Diese und weitere in diesem Zusammenhang stehende Aspekte werden im Folgenden beschrieben.

4.2 Lokale Akteure: Freaks, Yuppies und Krawattenträger

Im vorherigen Abschnitt wurde die Aufwertung von Zürich West bei gleichzeitiger Verdrängung der Zwischennutzungen geschildert. Mit dem Wandel des Quartiers und seinen Nutzungen, auf die bereits eingegangen wurde, verändern sich auch die Akteure. Dieser Abschnitt befasst sich zunächst mit den Gründen, aus denen Nutzerinnen und Nutzer nach Zürich West kommen. Es wird beschrieben, dass in Zürich West früher wie heute eine Aufbruchstimmung herrscht. Dennoch verändert sich die Standortwahl Zürich West von einer zufälligen zu einer

bewussten Entscheidung (4.2.1). Dass die Zahl der Zwischennutzungen mit den fortschreitenden Planungen und Entwicklungen abnimmt, wurde bereits bei der Beschreibung der Nutzungsphasen deutlich. Im Widerspruch dazu steht die Vermarktung Zürich Wests als Trendquartier (4.2.2). Das impliziert Veränderungen der Nutzerinnen und Nutzer (4.2.3). Inwiefern diese miteinander vernetzt sind und auf welche Art und Weise sie sich für das Quartier engagieren, wird abschließend beschrieben (4.2.4).

4.2.1 Aufbruchstimmung und Standortwahl

„Zürich West war der einzige Platz damals. Darum gingen wir dorthin!“

(ZZ 21: TM 2)

„Wir wollten in dieser Gegend sein. Das ist das Herz von Zürich!“

(ZZ 14: TM 1)

Die beiden vorangestellten Zitate zweier Pioniere drücken einen Gegensatz aus, der im Zusammenhang mit der Standortwahl Zürich West steht: Während Anfang der 90er-Jahre das Angebot an leeren und günstigen Räumen ausschlaggebend war und die Entscheidung zugunsten des Standorts Zürich West scheinbar zufällig gefällt wurde, änderte sie sich mit der baulichen Entwicklung und dem Image Zürich Wests als Trendquartier zu einem bewussten Entschluss.

a) Zufällige Entdeckung des Ortes und Ideenreichtum

Das Angebot an brachgefallenen und leeren Räumen führt zu einer „Entdeckung des Ortes“, über die ehemalige und aktuelle Zwischennutzer berichten (ZZ 6: TM 3; ZZ 3: TM 2). Die Besitzer einer Gastronomie schildern, dass sie auf der Suche nach einem neuen Standort waren und besonders etwas „außerhalb der Masse“ (ebd.) suchten, da sie gerne unbeobachtet und unbewacht arbeiten wollten. Sie suchten einen Freiraum, der es ihnen ermöglichte, ohne große Konkurrenz und Ärger ihre Gastronomie aufzubauen und zu betreiben. Dass es an dem von ihnen entdeckten Ort keine

Laufkundschaft gab und es daher länger dauern würde, bis Gäste kommen, nahmen sie dafür in Kauf (ZZ 6: TM 3).

Neben der zufälligen Entdeckung des Ortes ist die Idee Grundvoraussetzung dafür, einen Raum umzunutzen. Die Motivation, sich selber eine Arbeit und einen Arbeitsort zu schaffen, an dem mit Freude gearbeitet wird, teilen sich Zeitzeugen, die zu Beginn der 90er-Jahre aktiv waren, mit aktuellen Zeitzeugen (ZZ 4: TM 3; ZZ 6: TM 8). Während ein Clubbesitzer den Anreiz darin sieht, den Spagat zwischen Kulturkommerz und Kunst zu schaffen, kreierte der Inhaber des *Sphères* einen neuen Nutzungsmix durch die Kombination Café mit Buchladen plus Veranstaltungen. Ein Architekt kommt auf die Idee, ein Gebäude 24 Stunden zu bespielen, indem darin neben einem Architekturbüro ein Club und eine Werkstatt eröffnet werden.

Neben Motivation und Idee bringen die Pioniere Eigeninitiative mit. Mehrere Zeitzeugen berichten, dass sie die Räumlichkeiten selber oder mit Hilfe von Freunden um- oder ausgebaut und eingerichtet haben (vgl. ZZ 6, 7, 14, 19).

b) Aufbruchstimmung

Über die Aufbruchstimmung, die in Zürich West herrschte und immer noch herrscht, berichten weitere Zeitzeugen. Zwei Beispiele seien hier angeführt: 1. von einem Clubbesitzer, der um die Jahrhundertwende herum im Gebiet aktiv war und 2. von einem Arbeitnehmer, der 2013 begann, in Zürich West in einem Start-Up zu arbeiten:

„Das ist das Faszinierende an dieser Pionierarbeit: Dass man für eine gewisse Zeit diese Alleinstellung hat. Es herrschte eine Aufbruchstimmung in dem Quartier. Glacégarten, Cinemaxx, Tele 24. Das war Aufbruch!“

(ZZ 2: TM 1)

„Klar, es hat auch damit zu tun, dass die Firma, wo ich jetzt arbeite, ein Start-Up ist, (...), das beflügelt einen dann auch gleichzeitig. Dass man das Gefühl hat, der Turm, das extreme Hektische auch, das Belebte... - und weiß, man ist dann dabei, wo versucht wird, was Neues aufzubauen.“

(ZZ 1: TM 1)

Diese Betrachtungen und Zitate verdeutlichen, dass in Zürich West die Nutzerinnen und Nutzer nicht nur in den Anfängen um 1990, sondern auch ein bis zwei Dekaden später eine Aufbruchstimmung im Quartier verspüren.

c) Bewusster Entscheid: Zürich West

Aktuelle Nutzerinnen und Nutzer fällen vermehrt bewusst den Entscheid, ihr Business in Zürich West zu eröffnen. Zeitzeugen berichten, dass sie ganz gezielt in Zürich West nach Räumlichkeiten suchten. Dafür werden mehrere Gründe genannt: Sie seien fasziniert gewesen vom „*Möglichkeitsfeld an Dingen*“ (ZZ 14: TM 1-2), die in diesem Gebiet passieren und der Stimmung, die dort herrsche. Zudem würde die Stimmung die Arbeit inspirieren und das Image der Firma prägen. Ein Architekt berichtet, dass die Glaubwürdigkeit bei den Kunden steige, wenn man selber urbane städtische Projekte durchführen wolle und sich gleichzeitig in einem Gebiet aufhält, dass dieses Image verkörpert (ebd.).

Es wird deutlich, dass sich die Standortwahl Zürich West von einem zufälligen zu einem bewussten Entschluss verändert hat, obwohl nach wie vor eine Aufbruchstimmung in Zürich West herrscht.

Während zunächst das Vorhandensein an verfügbaren und bezahlbaren Räumen ausschlaggebend war, ist inzwischen das Image des Quartiers ein Grund für die Standortwahl. Inwiefern die Zwischennutzungen die Wertsteigerung Zürich Wests beeinflussen, wird im Folgenden beschrieben.

4.2.2 Wertsteigerung, Verdrängung und ein Marketingartikel

„Ich glaube, das ist ein klassischer Ablauf. Zuerst kommen die Künstler, dann die Kultur, dann die Innovativen. Dann ist etwas mit dem Bestehenden gemacht und dann merkt die Finanz, dass da etwas passiert, fangen an, Quadratmeter aufzukaufen und wollen das dann ja kapitalisieren.“

(ZZ 2: TM 8)

Bei der Beschreibung der Entwicklung der Zwischennutzungen wurde bereits deutlich, dass mit der Aufwertung des Quartiers eine Verdrängung dieser temporären Nutzungen einhergeht. Die Folge sind Bestrebungen zur Sicherung des Standortes und Wanderbewegungen. Nur vereinzelt kann sich die spezifische Akteursgruppe der Zwischennutzungen etablieren. Diese Aspekte a) Aufwertung und Verdrängung, b) Bestrebungen zur Sicherung des Standortes, c) Wanderbewegungen und d) Etablierung werden aus der Sichtweise befragter Zeitzeugen beschrieben.

a) Aufwertung und Verdrängung

„Der Druck des Geldes räumt das kreative Feld in Zürich West.“

(ZZ 15: TM 2).

Nach Aussage mehrerer Interviewpartner habe in den letzten Jahren ein Wandel stattgefunden weg von an Low-Budget orientierten Nutzungen hin zu Kalkulationen, Kommerzialisierung und Spekulation (ZZ 5, 7, 8, 2).

Selbst Liegenschaftsunternehmen, die Interesse daran haben, preisgünstige Wohn- und Gewerberäume in der Stadt Zürich zu erhalten, schaffen es nicht, produzierende Betriebe wie Handwerker oder KIKs (Kreative Kleinstunternehmen) zu halten. Dazu zählt z. B. die Stiftung PWG, welche die Viaduktbögen⁴² betreibt:

„Man hat viel Geld investiert, um die baulichen Normen zu erfüllen und die PWG verlangt ja nicht viel, einfach das, was sie investiert hat.“

(ZZ 15: TM 1).

⁴² Eine Beschreibung der Viaduktbögen erfolgte in Dokumentation B.

Es wird erklärt, dass ursprünglich produzierende Betriebe gewünscht gewesen wären. Da sie sich die Mieten nicht leisten könnten, ginge die wirtschaftliche Rechnung bei einer Vermietung an diese Nutzergruppe jedoch nicht auf (ZZ 15: TM 1). Grund dafür seien u. a. Vorgaben im Bereich des Brandschutzes, die zu hohen Ausgaben führen (vgl. 4.2.4). Der ökonomische Druck führt dazu, dass Finanzschwache das Gebiet verlassen, wie das folgende Zitat verdeutlicht:

„Ich sehe auch viele Künstler, die aus der Stadt rausgehen, weil sie es einfach nicht mehr bezahlen können.“

(ZZ 5: TM 8).

Obwohl die Zwischennutzer Teil des Umnutzungsprozesses sind, da sie die Zeitspanne zwischen dem Brachfallen der Areale und dem Beginn der baulichen Veränderungen überbrücken, ist mit dem Temporären eine Endlichkeit verbunden:

„Ich arbeite hier, als würden wir ewig bestehen. Aber ich bin mir sehr bewusst, dass das wahrscheinlich nicht der Fall ist.“

(ZZ 3: TM 7).

Im vorherigen Kapitel wurde bereits geschildert, dass das Agieren der Zwischennutzungen den Ruf von Zürich West geprägt hat und das Gebiet durch sie bekannt wurde. Dieses Image wird für Marketingzwecke genutzt, wie die folgenden Ausführungen eines Gewerbetreibenden aufzeigen:

„Mir ist manchmal ein Rätsel, wie man aus dem Nichts eine Strategie machen kann, wie man das jetzt marketingtechnisch verkauft.“

(ZZ 8: TM 3).

Investoren und öffentliche Hand werben mit dem Image des ‚Trendquartiers‘. Exemplarisch wird hier am Beispiel der Werbeplakate der vbz aus dem Jahr 2011 veranschaulicht, wie eine solche Vermarktung aussehen kann.

Mit dem Spruch: „Entdecken Sie Zürichs vielfältigstes Quartier am 11. Dezember 2011 auf jeder Fahrt mit dem neuen Tram Zürich West“ (vbz 2011) wurde auf Plakaten für die neue Verbindung zum Bahnhof Altstetten geworben. Die Vielfalt des Quartiers, auf die der Slogan verweist, wurde auf den Plakaten durch Bilder und Zitate von Regisseuren, Schauspielerinnen, Designern, Galeristinnen, Medienschaaffenden und Nachtschwärmern dargestellt.



Abbildung 217: Imagekampagne vbz

(vbz 2011)

Gerade diese Nutzerinnen und Nutzer gibt es aber immer weniger in Zürich West. Das durch die Pioniere und Zwischennutzer geprägte Image wird zur billigen Werbung.

Auch der Tourismus nutzt Zürich West zu Werbezwecken. Mehrere Zeitzeugen berichten, dass es mit der zunehmenden „Hipness“ des Quartiers mehr Touristen in Zürich West gibt (vgl. ZZ 8, 19). Ein Zwischennutzer des Geroldareals erklärt, dass er sich inzwischen „wie in einem Museum“ ausgestellt fühlt (ebd.). Die Touristen würden wie in einem Museum durch das Gebiet flanieren (ZZ 8: TM 4).

Während die einen dem Tourismus eine eher ablehnende Haltung entgegenbringen, profitieren andere Gewerbetreibende von dieser

Veränderung. Grundeigentümer, Anwohner und Gewerbetreibende haben sich zur so genannten *Kulturmeile*, die 2002 gegründet wurde, zusammengeschlossen. Die Kulturmeile ist ein Gewerbeverein, der PR für Zürich West betreibt und insbesondere mit dem urbanen Lebensgefühl, dem „Zürich West – Feeling“ wirbt (ZZ 19: TM 2). Die Gewerbetreibenden würden von den Informationen von Zürich – Tourismus leben, da sie dort mit ihren Angeboten werben könnten, wodurch sie Umsatzsteigerungen erzielen (ebd.).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Kommerzialisierung und Profitorientierung mit der Entwicklung Zürich Wests zum In- und Trendquartier zunehmen. Dabei wird ein Paradox deutlich: Es kommt durch die Zwischennutzungen zumindest zu einer symbolischen Wertsteigerung bei gleichzeitiger Verdrängung derer, die diese auslösen.

b) Bestrebungen zur Sicherung des Standortes

„Wenn es soweit ist, bitte keine Verzögerungen mehr!“

(ZZ 7: TM 13)

Die Meinungen der interviewten Zeitzeugen über den Erhalt der Zwischennutzungen in Zürich West gehen auseinander: Während die einen „Trophäen“ bewahren möchten und sich für den Erhalt von Nischen engagieren (ZZ 2, 11), sehen andere Chancen darin, dass Zwischennutzungen weiterziehen und an anderen Orten wieder Neues gestaltet wird (ZZ 1: TM 5). Einige Zeitzeugen berichten, dass die Einmaligkeit, der „Groove“ und die Stimmung, die in den 90er-Jahren herrschten, nicht zu wiederholen seien und sie daher keine Ambitionen verspüren, die bereits verdrängte Zwischennutzung zu wiederholen. Andere versuchen trotzdem, im Quartier wieder etwas Neues aufzubauen (vgl. ZZ 2, 7). Zwei Zitate verdeutlichen diese gegensätzlichen Meinungen von selbst ‚vertriebenen‘ Zwischennutzern:

„...es hat auch so etwas Anachronistisches, etwas Bünzliges⁴³, wenn man daran festhält und es hütet und pflegt.“

(ZZ 1 : TM 6).

„Aber dass man eben so Trophäen behält, und auch diese Energie dann mitnimmt – und nicht einfach irgendwelche Touristen kommen. Die nehmen das überhaupt nicht mehr wahr, das ist nur noch die Geschichte, die ein bisschen reinstrahlt. Das ist eigentlich....das ist schrecklich!“

(ZZ 2: TM 9)

Verschiedene Zwischennutzer, aber auch Bewohnerinnen und Bewohner Zürich Wests, die mit der fortschreitenden baulichen Entwicklung aus dem Quartier weichen müssen, engagieren sich vehement für ihr Bleiben. Die Betreiber der Diskotheken Cabaret (Geroldareal) und Dachkantine (Toni-Areal) gingen bis vor das Bundesgericht und konnten dadurch ihren Auszug um einige Jahre verzögern. Auch ein Motorradhändler auf dem Steinfelsareal kämpfte bis vor das Bundesgericht und blieb dadurch zwei Jahre länger auf dem Areal, als vom Liegenschaftsbesitzer vorgesehen (ZZ 1, 7).

Heute setzt sich unter anderem die zuvor erwähnte *Kulturmeile* für den Erhalt von Zwischennutzungen ein. Dahinter steht die Motivation, heutige Besuchende des Quartiers zu halten. Ohne die Zwischennutzungen gäbe es wenig Grund für die Leute, nach Zürich West zu kommen, wie ein Mitglied der Kulturmeile berichtet (ZZ 19: TM 3). Die Kulturmeile sieht Zürich West als Kultur- und Kongressquartier und möchte durch den Erhalt bestimmter Zwischennutzungen, wie z. B. der Maag-Halle, einem Wandel zum reinen Büroquartier vorbeugen (ZZ 19: TM 4-5). Von den Gewerbetreibenden, die sich in der Kulturmeile zusammengeschlossen haben, wurde erkannt, dass die Gefahr besteht, dass die spezifischen Qualitäten aus dem vielfältigen, von innovativen Zwischennutzungen geprägten Gebiet verschwinden:

„Wenn beim Geroldareal noch Büros kommen, dann wird es kippen!“

(ZZ 19: TM 6).

⁴³ *bünzlig*: Schweizerdeutsch für *spießig*

Die Besitzer des Nagelhauses, das den Namen *Resistance* (Widerstand) trägt, setzten sich intensiv gegen den Abriss des Gebäudes ein. Das Gebäude soll einer neuen Zufahrtsstraße weichen und ist auf vielen aktuellen Plänen schon längst nicht mehr eingezeichnet. Das Nagelhaus steht auf dem Maag-Areal isoliert inmitten der neuen Bebauung und neuen Gestaltung der öffentlichen Flächen, die bis an die Grundstücksgrenze heranreichen.



Abbildung 218: *Resistance* mit *Renaissance* im Hintergrund

(Eigenes Foto 2014)

Viele wünschen sich, dass das Gebäude als Relikt stehen bleibt, nicht aus Nostalgie, sondern um die Gegensätze und die Spannung im Quartier zu erhalten und diese in unterschiedlichen städtebaulichen Epochen und Maßstäben auszudrücken. Ein Bewohner der neuen Bebauungen erklärt in diesem Zusammenhang:

„Ich als Privatmann, der hier wohnt, wünsche mir, dass das Nagelhaus stehen bleibt. Hier hat man das natürlich Gewachsene und das bekämpft man mit allen Mitteln. Das finde ich schade (...). Das Haus ist ein Zeitzeuge und passt hierher.“

(ZZ 20: TM 2)

Ein Städtebauexperte ergänzt, dass die heterogenen Maßstäbe und Kontraste zu der Spannung im Gebiet führen (ES 5: TM 5). Gerade das kleinmaßstäbliche Nagelhaus als Zeitzeuge zwischen den Hochhäusern auf dem Maag-Areal verstärkt die Erscheinung der hohen Gebäude. Nach knapp zehn Jahren Kampf für den Erhalt des Nagelhauses hat das Bundesgericht entschieden, dass dieses zurückgebaut wird (Kunz 2014).

Offenbar führen die Bestrebungen zur Sicherung bestehender Standorte dazu, dass die Verdrängung hinausgezögert, nicht aber verhindert werden kann, so dass die Nutzerinnen und Nutzer -ob Gewerbetreibende oder Bewohnende- den neuen Entwicklungen weichen müssen.

c) Wanderbewegungen

„Es war ein Provisorium. Ich hab das dann hier gefunden und bin dann auch gegangen.“

(ZZ 24: TM 3)

Es lassen sich Wanderbewegungen feststellen, die dadurch entstehen, dass sich die Finanzschwachen andere, bezahlbare und verfügbare Räume suchen. Einige seien hier beispielhaft aufgeführt:

Das Rohstofflager eröffnete erst auf dem Steinfelsareal, musste dann dem Bau der ZKB weichen und wurde daraufhin nach Oerlikon verlagert. Als das Toniareal frei wurde, zog das Rohstofflager zurück nach Zürich West.

Die Galeristen aus dem Schöllerareal konnten ins Löwenbräu umziehen, als die Textilfabrik für den Bau von Wohnungen abgerissen wurde. Als dann das Löwenbräu selber renoviert und aufwendig umgebaut wurde, mussten sie den Ort vorübergehend räumen und siedelten für zwei Jahre nach Albisrieden um – kehrten dann aber ins Löwenbräu zurück (ZZ 5: TM 10).

Die Tanzschule Salsarica hatte erst eine Halle auf dem Maag-Areal gemietet. Diese wurde für den Bau von Wohnungen abgerissen, woraufhin die Tanzschule in die Bananenreiferei (im Osten von Zürich West) umsiedelte. An diesem Beispiel zeichnet sich eine Verlagerung der freien Räume in Richtung Altstetten ab.

Abgesehen von den Wanderbewegungen sei hier nochmal auf das Raumangebot hingewiesen, aufgrund dessen viele überhaupt nach Zürich West kamen. Einige der Zwischennutzer waren davor schon an anderen Orten tätig, was bedeutet, dass es auch hier schon Bewegung gab und ein Ortswechsel stattfand. Der Club Helsinki war z. B. vorher in der Grünau, die Betreiber des Restaurants Transit hatten vorher einen Imbisswagen in der Binz, der einer Arealüberbauung weichen musste, usw.

Die Wanderbewegungen der Zwischennutzer zu untersuchen, ist sicher ein sehr spannendes Thema, zu dem sich eine vertiefende Untersuchung lohnen würde. Da das aber den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde und über die gestellten Forschungsfragen hinausgeht, bleibt es bei diesen Beispielen.

Nur wenige schaffen es, sich zu etablieren und ihren Standort in Zürich West zu halten.

d) Etablierung

„Die ganze Kulturszene und Kunstszene, die hat sich natürlich hier etabliert. Es ist eine einmalige Situation, dass Museen und private Galerien unter einem Dach sind.“

(ZZ 5: TM 7)

Neben den Nutzungen, die mit dem Wandel des Quartiers weichen, gibt es ein paar Beispiele, die zeigen, dass sich einzelne etablieren. Dazu zählen neben verschiedenen Galerien, wie z. B. Presenhuber und Kilchmann (ZZ 19: TM 7), die Freitagbrüder, die durch die Produktion von Taschen aus LKW-Planen bekannt

wurden.⁴⁴ Die Produktion der Firma wurde aufgrund der Größe nach Oerlikon verlegt. Ein Zeitzeuge berichtet hierzu:

„Die Freitagbrüder sind auch dort angefangen. Die sind lang geblieben und wären auch gern weiter geblieben. Aber irgendwo muss man auch sagen, die haben eine Größe erreicht und sich so etabliert, dass wahrscheinlich die neue Fabrik in Oerlikon schon das Richtige ist.“

(ZZ 1: TM 7).

Aus den Beschreibungen zu a) Aufwertung und Verdrängung, b) Bestrebungen zur Sicherung des Standortes, c) Wanderbewegungen und d) Etablierung lässt sich abschließend festhalten:

Mit der zunehmenden ‚hipness‘ des Quartiers steigen Kommerzialisierung und Profitorientierung. Produzierende Betriebe und kreative Kleinstunternehmen, teilweise auch Bewohnerinnen und Bewohner, müssen aufgrund des ökonomischen Drucks weichen. Gleichzeitig wird das trendige und kreative Image von Zürich West für Werbezwecke genutzt. Wie ein Zwischennutzer trefflich feststellt:

„Zürich West ist ein Marketingartikel!“

(ZZ 8: TM 2)

In diesem Zusammenhang steht das Paradox: Die symbolische Wertsteigerung bei gleichzeitiger Verdrängung derer, die diese in Gang setzen.

Mit diesen Veränderungen geht ein Wandel der Nutzerinnen und Nutzer einher, mit dem sich das folgende Kapitel befasst.

⁴⁴ Vgl. Dokumentation D in Kapitel 2.

4.2.3 Veränderung Nutzerinnen und Nutzer

„Das ist auch der Ort, wo mir am meisten auffällt, wie neues Publikum generiert wird. Ich sage jetzt extra: generiert!“

(ZZ 8: TM 6)

Die mit Zeitzeugen geführten Interviews führen zu dem Schluss, dass sich die Nutzerinnen und Nutzer von Zürich West im Wesentlichen in drei Gruppen einordnen lassen:

a) Die Wohnenden, b) die Arbeitenden und c) die Besuchenden. Bei allen lassen sich Veränderungen feststellen.

a) Die Wohnenden

„Es gab extrem wenig Leute früher. Heute gibt es Leute, aber die sieht man nicht.“

(ZZ 23: TM 4)

Ursprünglich war Zürich West ein Industriequartier, in dem hauptsächlich gearbeitet und naturgemäß wenig gewohnt wurde. Bei denjenigen, die im Gebiet lebten, handelte es sich überwiegend um Direktoren der Industriebetriebe oder Fabrikarbeiter (ZZ 12: TM 2).

Im zweiten Kapitel wurden drei historische Wohnsiedlungen -Bernoulli, À-porta und Schöllenhäuser- vorgestellt. Diese wurden zwischen 1918 und 1935 für den unteren Mittelstand und Arbeitende erbaut (vgl. S. 68 u. S. 72). Die heutigen Bewohnerinnen und Bewohner der Bernoullihäuser werden in den Interviews als *„alteingesessen, links, sozialorientiert“* beschrieben (ZZ 11: TM 5).

Nach dem Ende der Industrialisierung wurde das Gebiet umgenutzt und es entstand weiterer Wohnraum in Zürich West. Die drei bestehenden Wohnsiedlungen wurden um den Bau der Wohngenossenschaft Kraftwerk 1 und die Überbauung Limmatwest ergänzt (vgl. Dokumentation A, S. 75ff.). Gemäß den Schilderungen der Interviewpartnerinnen und -partner scheint die

neue Bewohnerschaft gut gebildet und sozialorientiert zu sein (ZZ 12: TM 3). Z. B. äußert ein Zeitzeuge über die Bewohnerinnen und Bewohner der Wohngenossenschaft Kraftwerk 1:

„Beim Kraftwerksbau hatte der Yuppie - Linksrüne - Öko - Sozialismus Einzug.“

(TM 12: TM 4)

Die Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk 1, die zwischen 1998 und 2001 erbaut wurde, besteht aus vier Baukörpern, in denen alternative Wohnformen mit Büros und Gewerberäumen kombiniert sind. In Geschoss-, Splitlevel- und Maisonettewohnungen leben Menschen verschiedener Nationen, unterschiedlichen Alters und teilweise mit Behinderungen zusammen (vgl. Stadt Zürich 2009a: 122; vgl. Dokumentation A, S. 75ff.).

Die Bewohner aus diesen fünf Wohnsiedlungen stellen einen Großteil der Quartierbevölkerung dar. Hier finden sich preisgünstige Wohnungen, auch für Familien.

Neben den Lofts im Steinfels und dem Puls 5 entstanden insbesondere in der dritten städtebaulichen Entwicklungsphase (vgl. 99ff.) neue Wohngebäude auf dem Maag-Areal und dem Hardturm-Areal. Die Bewohner sind fast ausschließlich sogenannte DINKs (Dubbel Income – No Kids), die kaum zum Quartierleben beitragen. Zeitzeugen sprechen von einer „Toten Masse“ (ZZ 17: TM 4), u. a. aus dem Grund, dass sie sich oftmals nur vorübergehend in ihren Wohnungen aufhalten und diese als Stadt- und Zweitwohnung nutzen (ZZ 20: TM 3).

Festzustellen ist ein Zusammenhang zu den planerischen und städtebaulichen Entwicklungen: Im Rahmen der bürgerfreundlichen Planungslogik sollte die Umnutzung des Quartiers die Schaffung von familienfreundlichem Wohnraum beinhalten. Es wurde bereits beschrieben, dass 1. alteingesessene Bewohnerinnen und Bewohner aus den drei historischen Wohnsiedlungen nicht am Stadtforum beteiligt wurden und dass sich 2. die Planungslogik hin zur investorenfreundlichen Planung veränderte (vgl. S. 161ff. u. S. 189ff.).

Der Wandel der Entwicklung eines durchmischten Stadtteils zur ‚vertikalen Verdichtung‘ mit Wohnungsbau im hochpreisigen Segment führt dazu, dass dieses Versprechen an familienfreundlichen Wohnungen nicht eingelöst und ein anderes Klientel angesprochen wird (vgl. S. 99ff.). Wie in Kapitel 3 aufgezeigt wird, lässt sich zudem eine Diskrepanz zwischen der baulichen und sozialen Dichte feststellen, da sich die Wohnfläche bei einer geringen Bewohnerzahl erhöht (s. S. 171).

b) Die Arbeitenden

„...in dieser Gegend hier: viele Kreative, viele Architekten, Grafiker, Designbüros, es sind viele hier in diesem Quartier.“

(ZZ 5: TM 11)

Wie in den vorherigen Abschnitten zur Entwicklung der öffentlich nutzbaren Räume beschrieben, kamen Anfang der 90er-Jahre in kreativen und kulturellen Berufen Arbeitende nach Zürich West. Darunter waren Künstler, Musiker, Architekten, Tanzlehrer, Galeristen, Journalisten und Filmemacher (ZZ 5: TM 12; ZZ 7: TM 9). Obwohl es von diesen Berufsgruppen immer noch einige im Quartier gibt, kamen und kommen mit dem Bau der Bürogebäude zunehmend Geschäftsleute nach Zürich West:

„Auch die Menschen, die man auf der Straße sieht, haben sich total verändert: viel mehr Krawattenträger, viel weniger Freaks.“

(ZZ 14: TM 4)

Diese Entwicklung geht mit der Verdrängung der Zwischennutzungen einher, die bereits behandelt wurde. Klaus (2013) zeigt in der Studie *Immo Dorado Zürich West – Bilanz 2013* auf, dass Zürich West hauptsächlich ein Arbeitsplatzgebiet ist. Während 2012 rund 24'000 Personen im Quartier Escher Wyss arbeiten, liegt die Wohnbevölkerung lediglich bei gut 3'000 Personen (Klaus 2013: 31). Auch aktuelle Zahlen und Fakten belegen dieses Ergebnis (s. S. 24).

c) *Die Besuchenden*

„Das Establishment kam erst, als das Theater da (war)...Schiffbau....dann kamen die langsam.“

(ZZ 2: TM 10)

Die Interviewaussagen erwecken den Eindruck, dass die Zwischennutzungen mit öffentlichem Charakter in Zürich West in der ersten Phase ‚Geheimtipp‘, überwiegend von Gästen aus dem Quartier besucht wurden. Darunter seien alle Generationen vertreten gewesen, wie ein Zeitzeuge berichtet (ZZ 7: TM 10). Auch andere Orte, wie der Stadiongarten und die Galerien im Löwenbräu würden von Menschen unterschiedlichen Alters genutzt (ZZ 5: TM 13; ZZ 3: TM 8).

Ein Großteil der Besucher kommt insbesondere für das Nachtleben ins Quartier. Das war zu Anfang so und kann heute noch entsprechend beobachtet werden (vgl. 4.3). Die Clubs, welche die Phase ‚Clubs und Ausgänge‘ prägen, zogen neben Zürcherinnen und Zürchern auch Besucherinnen und Besucher aus dem Ausland an. Zu den Stammgästen hätten viele Architekturstudenten der ETH gehört, berichtet einer der Veranstalter (ZZ 1: TM 8). Bereits das Kino Cinemax (heute Abaton) auf dem Steinfelsareal hätte Nutzerinnen und Nutzer aus dem Aargau angezogen. Diese Nutzergruppe gehört auch heute noch zu den Besuchern des Quartiers (vgl. 4.3).

Eine Zwischennutzerin an der Aargauerstraße berichtet, dass zu ihren Restaurantgästen mittags vorwiegend Arbeitende zählen, während abends auch Wohnende aus den angrenzenden Quartieren Altstetten, Höngg und Zürich West kämen. Zudem gäbe es in der Nähe eine Berufsmaturschule, deren Schülerinnen und Schüler abends das Angebot nutzen würden. Auch kulturelle Angebote, wie z. B. der Schiffbau, ziehen vereinzelt Besucher ins Quartier.

Es zeigt sich, dass sich die lokalen Akteure mit der Entwicklung des Gebietes verändern. Wie zur Zeit der Industrienutzung bleiben die Arbeitenden die am breitesten vertretene Nutzergruppe. Dazu zählen Zwischennutzer gleichwohl wie Geschäfts-

leute. Diese ziehen teilweise nach Zürich West, es entstehen Wohnungsangebote im hochpreisigen Segment. Gleichzeitig zieht die verbliebene Club- und Partyszene weiterhin Feierlustige an, so dass Akteursgruppen mit unterschiedlichen Bedürfnissen aufeinandertreffen. Das führt zu Konflikten, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

„Das war ja schrecklich, als damals die ersten Appartements im Steinfels verkauft oder vermietet wurden, da waren permanente Lärmklagen. Das muss man ja wissen als Mensch, wenn man so was kauft, dass man im Melting Pot ist!“

(ZZ 2: TM 5)

Die Nutzungsmischung Wohnen und ‚Ausgehmeile‘ führte und führt zu Konflikten, da sich Bewohnerinnen und Bewohner durch Lärmemissionen und Littering gestört fühlen, wie einige Zeitzeugen berichten (ZZ 14, 17, 21, 22).

Eine Vertreterin der Grundeigentümer erklärt, dass auch das Littering eine Folge des Partyquartiers sei. Insbesondere im Bereich der Hardstraße käme es zu Verunreinigungen, die aber morgens früh beseitigt würden (ZZ 11: TM 3).

Um Konflikte zu vermeiden würden

„Eigentümer (...) ihre Mieter darauf hinweisen, dass nicht immer alles picobello ist in diesen Quartieren. Das ist ein In-Quartier und mit dem muss man leben. Da kann man sich nicht immer beschweren, wenn man da hinzieht.“

(ZZ 11: TM 4)

Die genannten Akteure engagieren sich auf verschiedene Art und Weise im Quartier und sind teilweise miteinander vernetzt.

4.2.4 Netzwerke und Engagement im Quartier

„Unsere Zielsetzung: Uns einmischen, damit es ein lebenswertes Quartier gibt!“

(ZZ 10: TM 5)

Es lassen sich unterschiedliche Arten von Netzwerken identifizieren: a) sind die Bewohnerinnen und Bewohner von Zürich West über Nachbarschaften miteinander verbunden, b) gibt es zwischen Veranstaltern Kooperationen und c) sind teilweise Gewerbetreibende, Grundeigentümerinnen und Bewohner in Vereinen zusammengeschlossen. Diese drei Arten der Vernetzung werden im Folgenden vorgestellt:

a) Vernetzung durch Nachbarschaften

„Unsere Nachbarn kennen wir gut!“

(ZZ 6: TM 11)

Es zeigt sich, dass Bewohnerinnen und Bewohner insbesondere innerhalb der Wohnprojekte Nachbarschaften pflegen.

Eine Bewohnerin aus der Limmatwest-Überbauung berichtet z. B., dass es einen lockeren Kontakt unter den Bewohner gäbe und dass bei Neubezügen oder auch zwischendurch Apéros⁴⁵ stattfänden. Zudem gäbe es eine Nachbarschaftsinitiative, die gegenseitige Unterstützung zwischen den Nachbarn fördern würde. Über eine Liste mit Mailadressen würde die Bereitschaft und Art der angebotenen Unterstützung kommuniziert (ZZ 10: TM 2).

Ähnliches erklärt eine Bewohnerin aus den Bernoullihäusern. Sie erklärt, dass die Nachbarschaft unter den „Bernoullianern“ sehr gepflegt würde (ZZ 9: TM 2). Es gäbe alle Jahre ein Nachbarschaftsfest und man setze sich außerdem gemeinsam für das Quartier ein (ebd.). Sie ergänzt, dass es auch Kontakt zu anderen Wohnsiedlungen, wie z. B. Limmatwest gäbe, während zu den relativ zeitnah zugezogenen Bewohnern bislang kein Kontakt bestünde. Die Bewohnerin beobachtet, dass die Bewohnerinnen

⁴⁵ Apéro: Schweizerdeutsch für Umtrunk

und Bewohner im hochpreisigen Segment (z. B. Maag-Areal) nicht im Quartier leben, sondern Zweitwohnungen halten und sich dadurch auch nicht für das Quartier engagieren (ZZ 9: TM 3). Diese Beobachtung wird durch die Aussagen eines Bewohners der Pfingstweidüberbauung bestätigt. Er wohnt erst seit Kurzem im Quartier und berichtet, dass er bislang kaum Kontakt zu den Nachbarn hat (ZZ 20: TM 4). In direkter Nähe dieser neuen Wohnbebauungen steht das Nagelhaus (s. o.). Ein dort lebender Bewohner erklärt, dass er aus den Nachbargebäuden keine Nachbarn sieht oder kennt und er im Gegenteil einmal „aus dem (Hotel) Renaissance rausgeworfen wurde“ (ZZ 23: TM 5). Hier scheint die Nachbarschaft noch nicht gut zu funktionieren – oder eventuell auch gar nicht erwünscht zu sein. Ein anderer Zeitzeuge berichtet dazu, dass die Menschen in Zürich West sehr individuell seien und die Anonymität schätzen würden (ZZ 13: TM 1).

b) Kooperationen unter Veranstaltern

„Das Netzwerk ist geblieben. (...) Man hat den Draht zur jüngeren Generation: Kleine Labels, junge Leute, die etwas im Kreis 5 machen.“
(ZZ 22: TM 7)

Zwischennutzer und weitere Veranstalter berichten über gemeinsame Veranstaltungen. Es hätte unter den Galeristen im Schölller neben einer gemeinsamen Eröffnung weitere Essen und Partys gegeben, wie ein Galerist berichtet (ZZ 5: TM 14). In den Clubs habe man die unterschiedlichen Veranstalter gut gekannt und Verbindungen innerhalb der Schweiz und international gehabt. Posten an der Bar oder Garderobe wurden über Beziehungen besetzt, aber auch der Kontakt zu DJs über „connections“ aufgebaut (ZZ 1: TM 9; ZZ 21: TM 6-7). Inzwischen pflegen Clubs wie Helsinki, moods, Cabaret und Bogen F Kooperationen, die auf ein Netzwerk unter den Veranstaltern zurückzuführen sind (ZZ 8: TM 7; ZZ 14: TM 5). Beispielsweise bei der *Viaduktnacht* oder dem *heiligen Bimbam* würden gemeinsam Konzerte veranstaltet (ZZ 15: TM 4). Darüber hinaus bestehen Kontakte zu Gästen und unter Arbeitskollegen (vgl. ZZ 3, 4, 5, 7).

c) *Vereine*

„Wir verbinden Leute, die (das) Zürich-West-Feeling verbreiten.“

(ZZ 19: TM 8)

Es werden drei Organisationen genannt, in denen sich Akteure des Quartiers für Zürich West engagieren. Dazu zählen a) der Grundeigentümergebiet Zürich West, b) der Quartierverein IG-Hardturm und c) die Kulturmeile Zürich West.

Diese Vereine werden hier kurz vorgestellt:

a) *Grundeigentümergebiet Zürich West (VGZW)*

Der Verein Grundeigentümergebiet Zürich West wurde 2002 gegründet. Er engagiert sich „für eine eigentümergebietfreundliche städtebauliche Entwicklung“ und unterstützt „eine qualitative Quartierentwicklung“ (VGZW 2014). Diese Ziele implizieren eine städtebauliche Verdichtung und Zentrumsbildung an Orten mit stadtteilspezifischer Identität. Eine Geschäftsführerin erklärt zum Zusammenschluss der Grundeigentümergebiet:

„Es gab sehr viele Grundeigentümergebiet, die hinter der heutigen Gestaltung von Zürich West stehen. In Zürich West hatten die Grundeigentümergebiet mehr Freiheiten als in anderen Städten. Deshalb war es wichtig, dass sich diese Grundeigentümergebiet organisieren konnten.“

(ZZ 16: TM 3)

Die Organisation vertritt die Interessen ihrer Mitgliederinnen und Mitglieder auf lokaler Ebene und verfolgt das Ziel, „die Arbeits- und Wohnqualität in Zürich West zu verbessern und Zürich West ein urbanes attraktives Gesicht zu verleihen“ (VGZW 2014).

b) *Quartierverein IG-Hardturm*

Der Quartierverein IG-Hardturm setzt sich zum Ziel „Neuzugezogene (Hardturm Park, KraftWerk1, Limmat West, Maaghof, Pfingstweidpark, Puls 5, West Cube, Escher-Terrassen, Zölly) wie Alteingesessene (Bernoulli-, à Porta-, Förrlibuckhäuser) zu vernetzen und die Beziehungen untereinander und in benachbarte

Quartiere zu fördern“ (IGH 2014). Inhaltlich steht die Entwicklung von Zürich West zu einem qualitativen und nachhaltigen Quartier im Vordergrund (ebd.).

c) Kulturmeile Zürich West

Die bereits erwähnte Organisation *Kulturmeile* setzt sich aus Grundeigentümern, Anwohnern und Gewerbetreibenden zusammen, die sich seit 2002 für das ehemalige Industriequartier engagieren. Ihr Ziel ist es, „den Wandel vom Arbeits- und Ausgehquartier zur Zentrumslage mit hohem Wohnanteil und Shoppingmöglichkeiten (zu) begleiten.“ (Kulturmeile 2014).

Die hier vorgestellten Organisationen, in denen sich aktive Akteure aus Zürich West zusammengeschlossen haben, bilden nur eine Form des Engagements.

Kaum eine Interviewpartnerin oder ein Interviewpartner gaben an, sich nicht auf irgendeine Art und Weise im Quartier zu engagieren. Während einige Zeitzeugen ihr Engagement in der durch sie ausgeübten Tätigkeit -insbesondere in der Arbeit- sehen (vgl. ZZ 5, 8, 12, 19, 20), engagieren sich andere in den bereits vorgestellten Vereinen. Beispiele für den politischen Einsatz der Zeitzeugen beinhalten private Vorstöße als Auslöser für die Entwicklung von Zürich West (ZZ 16: TM 2), das Bemühen um die Entstehung öffentlicher Räume (ZZ 11: TM 8; ZZ 9: TM 5), der Kampf gegen ein steriles Büroquartier (ZZ 19: TM 5; ZZ 9: TM 5) und der Einsatz für den Erhalt von Zwischennutzungen (ZZ 19: TM 9). Die Motivation der Engagierten lässt sich mit dem einleitenden Zitat einer politisch aktiven Bewohnerin Zürich Wests zusammenfassen:

„Unsere Zielsetzung: Uns einmischen, damit es ein lebenswertes Quartier gibt!“

(ZZ 10: TM 5)

Die beschriebenen Engagements und Netzwerke verdeutlichen, dass sich verschiedene Interessensgruppen zusammenschließen.

Dabei scheint keine Durchmischung zwischen den einzelnen Gruppen stattzufinden. Es gibt kleinere Nachbarschaften, zwischen denen lose Fäden bestehen und die sich mit vereinzelt Vorstößen für den Stadtteil Zürich West einsetzen. Ein soziales Miteinander zwischen alteingesessenen und neuen Bewohnerinnen und Bewohnern gibt es (bislang) nicht. Die Vielfalt an lokalen Akteuren führt offensichtlich nicht per se zu einer Durchmischung. Das lässt die Vermutung zu, dass das fehlende soziale Miteinander über das gesamte Untersuchungsgebiet mit der arealweisen Planung und fragmentartigen Entwicklung des Gebietes zusammenhängt.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach dem Gebrauch und der Wahrnehmung der öffentlich nutzbaren Räume durch lokale Akteure.

4.3 Heutige Nutzung öffentlicher Außenräume

Es wurde beschrieben, dass Arbeitende, Wohnende und Besuchende zu den lokalen Akteuren von Zürich West zählen, welche Interessen sie vertreten und wie sie sich für den Stadtteil engagieren. Dabei ließ sich ein Nebeneinander unterschiedlicher Akteursgruppen feststellen, die bedingt miteinander vernetzt sind. Was bedeutet das für die Entwicklung der Raumnutzung im Stadtteil? Es wurde untersucht, wie sich heute die Nutzung der langfristig angelegten öffentlichen Räume in Zürich West gestaltet:

*Welche öffentlichen Räume werden genutzt? Wann werden sie genutzt?
Welche lokalen Akteure nutzen die öffentlichen Räume? Welche
Tätigkeiten finden statt?*

Wie oben bereits erläutert, basieren die Ausführungen überwiegend auf empirischen Befunden aus dem Wahlfach Soziologie, das im Herbstsemester 2013 an der Dozentur Soziologie der ETH Zürich durchgeführt wurde. Die Studierenden des Wahlfachs führten Wahrnehmungsspaziergänge und Kurzinterviews durch (vgl. 58ff.). Das Material wurde mir für die vorliegende Arbeit zur

Verfügung gestellt und von mir ausgewertet. Die Ergebnisse sind in die Kapitel 4.3 und 4.4 eingeflossen.

4.3.1 Öffentlich nutzbare Räume

„Ein Freiraum, wie ein öffentlicher Platz, ist etwas absolut Dringendes für urbane Strukturen.“

(ZZ 16: TM 4)

Im zweiten Kapitel wurden die öffentlich nutzbaren Räume von Zürich West vorgestellt (vgl. S. 84ff.). Das vorangestellte Zitat zeigt exemplarisch, dass die befragten Zeitzeugen den öffentlich nutzbaren Raum als wesentlichen Bestandteil des Quartiers einschätzen, da sie u. a. als Erholungs- und Ruhezeiten vom Verkehr und als „Lunge“ mitten in der Stadt gelten (ZZ 20: TM 5). Insbesondere das Limmatufer und der Turbinenplatz werden als wesentliche öffentlich nutzbare Räume von Zürich West hervorgehoben (vgl. Dokumentation B, S. 89ff.). Die durchgehende Erschließung und Öffnung des Limmatufers wird positiv wahrgenommen und als „*qualitätsvolle Verbindung*“ bezeichnet (ZZ 13: TM 2). Eine Zeitzeugin meint sogar, dass das Quartier vom Limmatraum lebe (ZZ 10: TM 7).

Im Gegensatz dazu wird der Turbinenplatz negativer beschrieben: Er würde nicht „*funktionieren*“ (ZZ 13: TM 3) und sei „*lieblos*“ gestaltet (ZZ 16: TM 5). Zeitzeugen berichten, dass sie den Turbinenplatz nur selten aufsuchen, wenn er z. B. durch eine temporäre Veranstaltung wie ein Konzert bespielt wird. Ansonsten würde er lediglich mittags von Arbeitnehmenden für ein kurzes Picknick genutzt. Allein ein Bewohner aus der Umgebung erklärt, dass er den Turbinenplatz aufsucht, um dort zu verweilen und Zeitung zu lesen (ZZ 23: TM 6).

In Bezug auf die Gestaltung öffentlich nutzbarer Räume ist von „*Designerbäumen*“ und „*Pseudobäumen*“ die Rede (ZZ 10: TM 8; ZZ 12: TM 5). Die Zeitzeugen vermissen mehr Grünflächen inmitten des neuen Quartiers und setzen ihre Hoffnung in den Pfingst-

weidpark, der im Sommer 2015 eröffnet werden soll (s. Dokumentation B, S. 89ff.). Zur Nutzung dieses Ortes kann -da er noch nicht fertiggestellt ist- an dieser Stelle keine Aussage getroffen werden.

Es fällt auf, dass der Gleisbogen von den Interviewten nicht erwähnt und anscheinend bislang nicht als öffentlich nutzbarer Raum wahrgenommen wird. Dafür verweisen die Befragten auf andere Räume, die zwar außerhalb des für diese Arbeit abgesteckten Untersuchungsgebietes liegen, zu denen es aber demnach Bezüge gibt. Dazu zählen die Josefwiese, die östlich der Viaduktbögen liegt und der Wipkingerpark am Letten, der durch den Ampèresteg mit dem Quartier verbunden ist (s. Dokumentation B, S. 89ff.; u. a. ZZ 5: TM 15; ZZ 10: TM 6).

Doch die öffentlich nutzbaren Räume beschränken sich nicht auf Plätze, Parks und Promenaden. Dazu zählen auch Straßenräume, überdachte Hallen wie das Puls 5 oder die Markthalle im Viadukt und öffentlich genutzte Brachen, wie Frau Gerolds Garten oder die Stadionbrache.

Anhand von Wahrnehmungsspaziergängen und Kurzinterviews wurde der Versuch unternommen, die Nutzung der hier genannten öffentlichen Räume zu erforschen.

4.3.2 Zentralität und Inselurbanität

„Grundsätzlich ist man ans Fußballmatch gegangen oder gezielt an Events. Aber so sehr ändert sich das ja nicht. Also, ich geh auch nicht einfach ein bisschen Flanieren durch Zürich West. Ich geh immer noch ziemlich gezielt dahin, wo etwas läuft.“

(ZZ 1: TM 10)

Die Raumnutzung in Zürich West fällt in den drei Untersuchungszeiträumen a) wochentags (montags – mittwochs) zur Rushhour zwischen 16:00 – 17:00h, b) am Wochenende (samstags)

mittags zwischen 14:00 – 15:00h und c) abends/nachts (donnerstags – samstags) zwischen 23:00 – 2:00h unterschiedlich aus.

Es zeigt sich, dass jeweils andere Akteure im öffentlichen Raum agieren: Während wochentags überwiegend Arbeitende die Räume transitorisch nutzen, zieht es am Wochenende Besuchende nach Zürich West. Insbesondere am Wochenende abends steigen soziale Dichte und Interaktion an. Zudem lässt sich eine Zentralität entlang der Hardbrücke feststellen, während daneben lediglich vereinzelte Hotspots zu einer temporären Belebung des öffentlichen Raums führen.

Im Folgenden werden die empirischen Ergebnisse anhand von ‚Interaktionskarten‘ und entsprechenden Beschreibungen aufgezeigt:

a) Wochentags

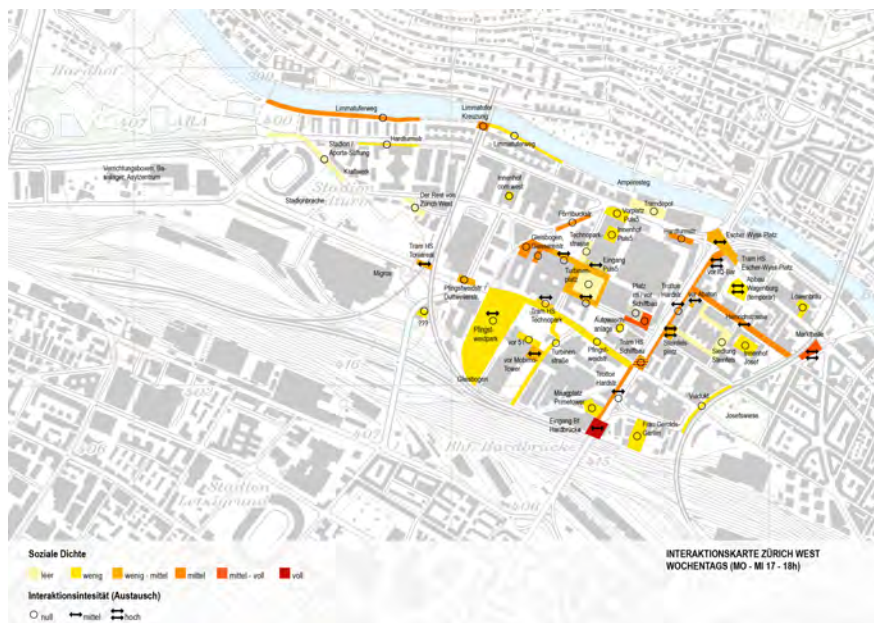


Abbildung 219: Interaktionskarte Zürich West: wochentags

(Eigene Zeichnung)

Zentralität entlang der Hardstraße

In Zürich West lässt sich eine gewisse Zentralität entlang der Hardstraße ablesen, die wochentags, samstags und vor allem abends eine verhältnismäßig hohe Dichte aufweist. Die Hardstraße verbindet den Bahnhof Hardbrücke und den Escher-

Wyss-Platz miteinander. Aus den Spontaninterviews geht hervor, dass das Quartier östlich des Gleisbogens überwiegend mit dem ÖV erschlossen wird, wobei die beiden genannten Verkehrsknoten wesentliche Erschließungspunkte bilden. Darüber hinaus sind Nutzerinnen und Nutzer vor allem zu Fuß oder mit dem Fahrrad im Stadtteil unterwegs. Entlang der Hardstraße gibt es eine Kette von kleineren Plätzen: den Eingang zum Bahnhof Hardbrücke, den Maagplatz hinter dem Primetower, den ‚Platz‘ bei der Tramhaltestelle Schiffbau, den Steinfelsplatz und das verbreiterte Trottoir vor dem Escher-Wyss-Platz.

Ort der Bewegung

Der Bereich unter der Hardbrücke ist fast ausschließlich Verkehrs- und Funktionsfläche und wird geprägt durch die Straße, die Tramschienen, die Gleise für den noch immer stattfindenden Güterverkehr und die Parkplätze. Auch die Bürgersteige entlang der Hardbrücke sind tagsüber hauptsächlich ein ‚Ort der Bewegung‘. Dies zeichnet sich in der Intensität der Interaktion ab, die tagsüber nur gering vorhanden ist. Es lässt sich feststellen, dass Aufenthalt und Austausch nicht vom Vorhandensein der Plätze, sondern insbesondere von den öffentlichkeitsbezogenen Nutzungen in den Erdgeschossen und dem Nutzungsangebot abhängen. Es wurde beobachtet, dass die mit Konsumzwang verbundenen Räume (z. B. Straßencafés) entlang der Hardbrücke tagsüber gut besucht waren, während gestaltete öffentliche Räume wie der Steinfels- oder Maagplatz kaum zum Verweilen genutzt wurden.

Diese Zentralität dehnt sich wochentags über die Heinrichstraße in Richtung Markthalle aus. Die Markthalle in den Viaduktbögen stellt den Ort mit einer großen sozialen Dichte bei höchster Interaktionsintensität dar. Hierher kommen vor allem Geschäftsleute oder Wohnende aus der Heinrichstraße, die nach der Arbeit einkaufen und eventuell noch einen Kaffee trinken.

Neben dem ‚Zentrum‘ gibt es vereinzelte Orte, an denen eine höhere Dichte festzustellen ist, wie z. B. vor dem Schiffbau, an den Rändern des Turbinenplatzes, an der Ecke Förrlibuckstraße / Gleisbogen und am oberen Limmatuferweg. Die Interaktion ist an diesen Orten jedoch gleich Null.

Nichtnutzung der öffentlichen Räume

Auffallend ist, dass andere öffentliche Räume wochentags kaum bis gar nicht genutzt werden: Turbinenplatz, Puls5, der Pfingstweidpark, der Maagplatz, die Viadukt-Promenade und Frau Gerolds Garten bleiben leer. Diese Nichtnutzung der öffentlichen Räume spiegelt sich auch in den Spontaninterviews wider: Abgesehen von der Josefwiese werden keine öffentlichen Räume erwähnt. Das Viadukt wird im Zusammenhang mit den Einkaufsmöglichkeiten aufgeführt. Es wird überwiegend samstags zum Schaufenstergucken, Shoppen und Kaffeetrinken besucht.

Verkehrsachsen

Weiter fällt auf, dass die beiden großen Verkehrsachsen Hardturmstraße und Pfingstweidstraße leer bleiben. Westlich des Gleisbogens ist dieses Resultat nachvollziehbar, da sich dort zum Untersuchungszeitpunkt viele Baustellen und Brachflächen befanden und Anziehungspunkte fehlten.⁴⁶

Entlang der Hardturmstraße ist das Ergebnis erstaunlich, da sich im Norden der Straße die Limmatwest-Bebauung mit Wohn- und Erdgeschossnutzungen und im Süden der Straße die Bürobauten der Dienstleistungs-Zone befinden.

Zentrales Ergebnis ist demnach, dass sich die Hardstraße zum Zentrum von Zürich West entwickelt. Bereits im zweiten Kapitel wurde festgestellt, dass die Hardbrücke zum verbindenden Element zwischen dem westlich und östlich davon liegenden Teil des Quartiers wird (s. S. 144). Der Turbinenplatz dagegen, dem man aufgrund seiner Größe und Lage im Stadtteil eine Zentrumsfunktion zuschreiben könnte, bleibt überwiegend ungenutzt.

Zudem wird deutlich, dass die Hauptakteure wochentags die Arbeitenden sind, die den öffentlichen Raum zum Transit gebrauchen.

⁴⁶ Eine aktuelle unveröffentlichte Studie zur Raumnutzung in Zürich West, die nach der Eröffnung der Hochschulen in der Tonimolkerei durchgeführt wurde, ergibt, dass die Pfingstweidstraße bei Einzelanlässen durch Besuchende für die Erschließung genutzt wird.

b) samstags

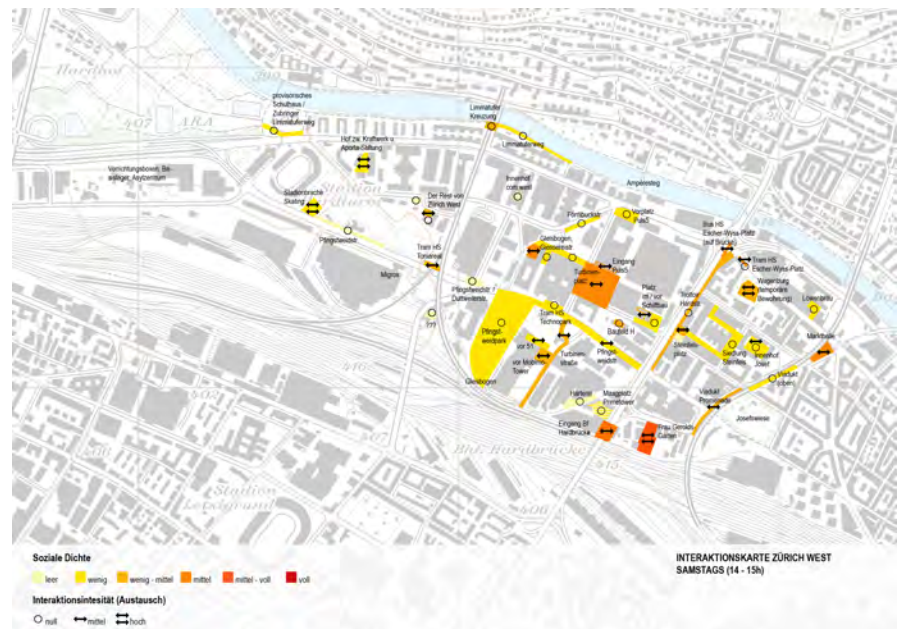


Abbildung 220: Interaktionskarte Zürich West: samstags

(eigene Zeichnung)

Besuchende und Kinder

Samstags werden die öffentlich nutzbaren Räume in Zürich West weniger gebraucht als wochentags. Dichte und Aktivität nehmen auch im ‚Zentrum‘ an der Hardstraße ab. Das deutet darauf hin, dass sich eine gewisse Anzahl der Nutzerinnen und Nutzer nur wochentags im Quartier aufhält und bewegt.

Samstags (tagsüber) zieht es Besucherinnen und Besucher nach Zürich West. Sie kommen aus anderen Stadtteilen Zürichs (z. B. Kreis 4, Kreis 9), aber auch aus anderen Städten (z. B. aus Winterthur, Altstetten, Pfäffikon, Wipkingen, Bern, Lausanne) und sogar aus dem Ausland (z. B. Deutschland). Sie sind zwischen 25 und 50 Jahre alt, kommen vor allem mit dem ÖV und erkunden das Quartier zu Fuß. Sie bewegen sich vor allem zwischen dem Viadukt und dem Gleisbogen und nutzen den Besuch, um im Viadukt einzukaufen oder Kaffee zu trinken.

Westlich des Gleisbogens ist die soziale Dichte samstags sehr gering. Auffallend ist jedoch eine sehr hohe Interaktionsintensität in den öffentlich nutzbaren Räumen beim Kraftwerk1. Im Hof

zwischen den Gebäuden des Kraftwerks und der Aportastiftung wurden spielende Kinder beobachtet. Auf der Stadionbrache skateten Kinder in der dafür vorgesehenen Skatingbowl. Auffallend ist, dass außer dieser Beobachtung nur eine weitere Begegnung mit einer Mutter mit Kind stattfand, was dafür spricht, dass es wenige Kinder in Zürich West gibt. Das ist insofern erstaunlich, als dass es ein Ziel der Planungen war, familien-gerechten Wohnraum zu schaffen (vgl. S. 155). Dass dieses Ziel nur bedingt erreicht wurde, zeigte sich bereits bei der Beschreibung der städtebaulichen Entwicklungen (vgl. S. 100). Der Schwerpunkt liegt offensichtlich in Bürogebäuden und Wohnungen im hochpreisigen Segment, bei denen die Bewohnerinnen und Bewohner oftmals kinderlos sind.

Verinselung (sozial) verdichteter Orte

Aus den Interaktionskarten lässt sich eine ‚Verinselung (sozial) verdichteter Orte‘ ablesen. Dazu zählen die Verkehrsknoten Bahnhof Hardbrücke und der Escher-Wyss-Platz. Zudem weisen die Markthalle, der Turbinenplatz und Frau Gerolds Garten auf dem Geroldareal eine mittlere soziale Dichte auf. Frau Gerolds Garten stellt an dem Samstag, an dem die Beobachtung stattfand, den Ort mit einer großen sozialen Dichte bei höchster Interaktionsintensität dar. Dies ist auf eine temporäre Veranstaltung (Flohmarkt) zurückzuführen. Auch das brachliegende Schützeareal wird durch eine temporäre Benutzung (Wagenburg) belebt.

c) Wochenende abends / nachts

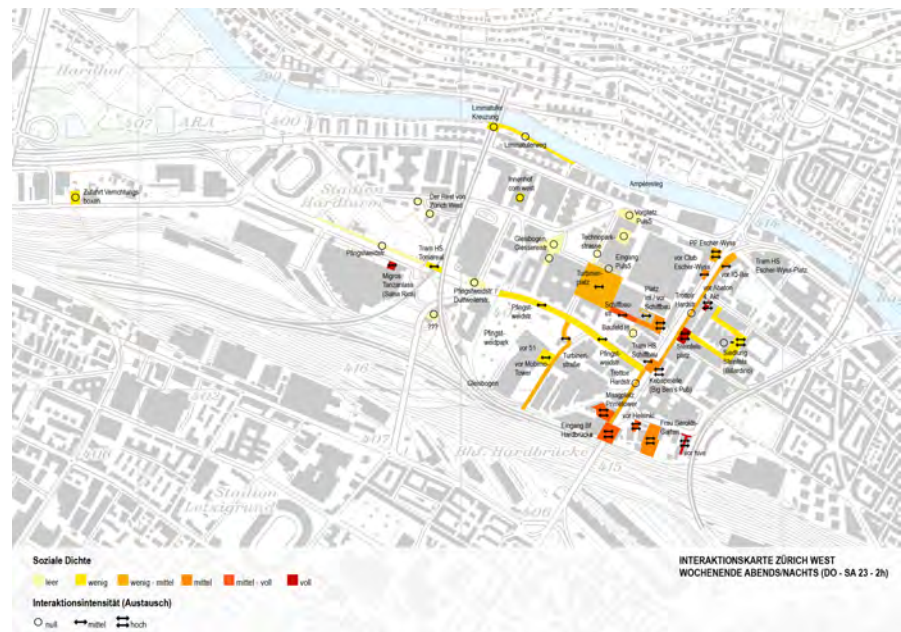


Abbildung 221: Interaktionskarte Zürich West: Wochenende abends/nachts
 (eigene Zeichnung)

Transit versus Ausgehmeile

Am Wochenende zur Abend- und Nachtzeit steigen soziale Dichte und Interaktionsintensität. An der Hardbrücke und auf dem Geroldareal, auf dem Schiffbauplatz und entlang der Schiffbaustraße zum Turbinenplatz liegt die soziale Dichte bei mittel bis voll, bei nahezu ausschließlich höchster Intensitätsstufe.

Die Studierenden des Wahlfachs beobachteten zwei ‚Realitäten‘: Tagsüber dient das Gebiet rund um die Hardbrücke hauptsächlich als Verkehrs- und Transitzone, während es am Wochenende nachts die Funktion der Ausgehmeile übernimmt. Erstaunlich ist, dass die Studierenden nachts ‚Menschentrauben‘ beobachteten, die sich vor den Club- und Bareingängen bildeten, da sich dort miteinander redende, trinkende und rauchende Menschen aufhielten.

Auffallend ist, dass die Orte nicht wegen ihrer Gestaltung oder Ästhetik zum Aufenthaltsort werden, sondern wegen des Nutzungsangebotes, das zum Anziehungspunkt wird.

Je nachdem, welcher Club oder welche Bar die Nutzerinnen und Nutzer anzieht, halten sie sich auf Parkplätzen (z. B. Club Escher-

Wyss), in Hinterhöfen (z. B. hive, Helsinki) oder Gassen (z. B. 4.Akt) auf.

Abends sind vor allem Studierende und junge Berufstätige in Zürich West unterwegs, die zwischen donnerstags und samstags abends in Zürich West ausgehen. Die Nutzergruppe erschließt das Quartier vor allem mit dem ÖV, zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Wenige nehmen sich ein Taxi, um nach Hause zu fahren.

Mikrokosmen und Inselurbanität

Neben der Club- und Partyszene rund um die Hardbrücke gibt es einzelne Orte, die eine Treffpunkt-Funktion übernehmen. Diese ‚Mikrokosmen‘ wie z. B. das Tanzwerk101 erzeugen eine erhöhte soziale Dichte im öffentlichen Raum, die jedoch mit einem temporären Ereignis verknüpft ist. Die Raumbenutzung zeigt, dass die Mikrokosmen nur verinselt auftreten und nicht regelmäßig oder konstant die Nutzung der öffentlichen Räume beeinflussen. Von diesen ‚Inseln‘ gibt es wenige in Zürich West. Dazu zählen u. a. das Sphères und die Stadionbrache (vgl. Dokumentation F, S. 133ff.). Die ‚Inseln‘ werden von den Studierenden bei der Raumbenutzung nicht wahrgenommen. Erst durch die leitfadengestützten Interviews wurden sie auf die ‚Mikrokosmen‘ aufmerksam und sich ihrer Bedeutung für die Belebung des Stadtteils bewusst. Das deutet darauf hin, dass diese Inseln einen ‚Insider-Charakter‘ genießen und die Orte gezielt angesteuert werden. Zum Beispiel stuften die Studierenden die Stadionbrache zum Zeitpunkt ihrer Beobachtung mit einer geringen sozialen Dichte ein. An bestimmten Abenden ist diese aber sehr gut besucht und es finden verschiedenste Aktivitäten und ein hoher Austausch statt.

Lediglich auf dem Geroldareal lässt sich eine Bündelung der Mikrokosmen feststellen. Da das Areal räumlich mit der Hardstraße verbunden ist und eine hohe soziale Dichte und Interaktion aufweist, wird das Geroldareal Teil des ‚Zentrums‘ von Zürich West.

Neben der Zentralität ist demnach die ‚Inselurbanität‘ zentrales Ergebnis der Untersuchung. Bei den Orten, die zu Anziehungspunkten werden, handelt es sich größtenteils um die zu Beginn des Kapitels beschriebenen Zwischennutzungen (vgl. 4.1.4). Sie werden von den Zeitzeugen als „Biotop“ (ZZ 7: TM 11), „(kleine) Inseln“ (ZZ 5: TM 16; ZZ 6: TM 13), „kleines Paradies“ (ZZ 6: TM 12) und „Oase“ (ZZ 17: TM 5) bezeichnet. Diese Wortwahl beschreibt überwiegend positive Empfindungen: Paradies meint einen Ort, der durch seine Eigenschaften Schönheit, Glück und ein friedliches Dasein impliziert. Oase verweist auf eine fruchtbare Stelle inmitten einer öden Landschaft, vergleichbar mit dem Biotop, das den Lebensraum einer einzelnen Art (i. d. R. Tier- oder Pflanzenart) meint. Diese Ausdrücke benennen gleichzeitig einen Gegensatz: Eine Oase liegt inmitten der öden Wüste, die Insel ist ringsum von Wasser umgeben und kann auch mit ‚einsam‘ assoziiert werden.

Das folgende Zitat verdeutlicht diesen Widerspruch:

„Wenn Du zu uns in den Garten kamst, warst Du wie in einer anderen Welt. Da draußen war es wirklich düster, wirklich tot, also wirklich tot.“
(ZZ 7: TM 12)

Gezieltes Ansteuern

Diese verinselten Orte werden von Nutzerinnen und Nutzern gezielt angesteuert. Das gezielte Bewegen im Quartier charakterisiert die Raumnutzung in Zürich West. Obwohl wenige Bewohnerinnen und Bewohner berichten, dass sie unregelmäßig das Quartier zu Fuß oder mit dem Fahrrad auskundschaften, um „zu sehen, was los ist“ und um „die Gegend zu erkunden“ (ZZ 19: TM 10; ZZ 20: TM 6), gibt es nach Aussagen der Zeitzeugen bislang keine Laufkundschaft (ZZ 3, 6, 13) im Quartier: Nutzerinnen und Nutzer von Zürich West würden nicht einfach „in der Gegend spazieren“ (ZZ 6: TM 14).

Die Analyse der Raumnutzung zeigt, dass sich entlang der Hardstraße und dem Geroldareal das Zentrum des Quartiers entwickelt. Ansonsten weist das Gebiet in den öffentlich

nutzbaren Räumen eine geringe soziale Dichte auf. Lediglich Einzelveranstaltungen führen zu einer temporären und punktuellen Steigerung der Raumnutzung.

Dieses Ergebnis spiegelt sich in der Raumwahrnehmung wider, wie Kurzinterviews mit Passanten ergaben.

4.3.3 Pulsierend versus ausgestorben

„Leute hätte es ja da, Zürich West ist ja nicht eine tote Ecke. Die Frage ist: Bringt man das weiter hinaus, von der Hardbrücke weg? Jeden Meter wird es schwieriger...“

(ZZ 21: TM 7)

Die Interviewpartnerinnen und -partner der Kurzinterviews wurden gebeten, ihre Wahrnehmung über den Ort, an dem sie sich zum Zeitpunkt der Befragung befanden, zu beschreiben.

Die Wahrnehmung der Räume weist Widersprüche auf: Das Gebiet wird einerseits als ‚pulsierend‘, andererseits als ‚ausgestorben‘ erlebt. Dabei verändern sich die Beschreibungen von Teilgebiet zu Teilgebiet, die in der nachstehenden Grafik noch einmal aufgeführt sind. Die Ergebnisse werden dieser Einteilung entsprechend dargestellt.



Abbildung 222: Teilgebiete

(eigene Zeichnung)

a) Teilgebiet 6: *lebendig, lässig, frei*

Die Befragten im Teilgebiet 6 verwenden überwiegend positive Ausdrücke zur Beschreibung des Ortes.

Lebendig, super, interessant, cool, lässig, nicht so schweizerisch und „bünzlig“⁴⁷ – diese Beschreibungen werden mehrfach genannt. Formulierungen wie *sehr spannend, faszinierend, sehr modern, urban, viel los* unterstreichen die positive Wahrnehmung. Zudem wird beschrieben, dass der Ort *nicht zu geplant* bzw. *frei geplant* sei. Das kann sich einerseits auf den gestalterischen Ausdruck beziehen, spiegelt sich andererseits in der Nutzung wieder: *„Man kann hier laut sein“* lautet eine weitere Empfindung. Anscheinend herrschen im Teilgebiet 6 wenig Verhaltensregeln, Reglementierungen und Vorgaben.

Ein Interviewpartner verweist mit seiner Äußerung *„Aber bald ist es vorbei und nicht mehr so cool“* auf die Veränderung des Ortes. Bei den Nutzungen auf dem Geroldareal handelt es sich um zeitlich begrenzte Zwischennutzungen, die sich kaum dauerhaft halten können. Hier sei nochmal auf die Ergebnisse der Interaktionskarten verwiesen: Das Geroldareal ist neben der Hardbrücke der urbanste Ort des gesamten Quartiers. Mit seinem Verschwinden wird ein großer Teil der sozialen Dichte und Interaktion abnehmen. Es ist zu erwarten, dass Zürich West dadurch an Kontrasten und Spannung verlieren wird.

Negative Beschreibungen in diesem Teilgebiet verweisen auf den Straßenlärm an der Hardbrücke und die hohen Preise zum Wohnen und Shoppen.

b) Teilgebiet 5: *busy, wachsend, laut*

Im Teilgebiet 5 werden vergleichbar positive Ausdrücke wie im Teilgebiet 6 verwendet. Auch dieser Ort wird als *interessant, spannend, belebt, angenehm, jugendlich* beschrieben. Hinzu kommen Begriffe wie *busy* und *wachsend*.

⁴⁷ Schweizerdeutscher Ausdruck für spießig (s. o.).

‚Busy‘ verweist auf eine der Hauptnutzungen in Zürich West: das Arbeiten. Zürich West bedeutet hier Arbeits- und Geschäftsalltag. Entlang der Hardbrücke gibt es viele Arbeitgeber, darunter Banken (ZKB), aber auch Industrie (MAN). ‚Wachsend‘ empfindet man diesen Ort vor allem im südlichen Teil, wo das Maag-Areal an die Hardstraße grenzt. Dieses Areal ist geprägt von mehreren Hochhäusern, wie im Kapitel ‚Vertikale Verdichtung‘ dargestellt wurde (vgl. S. 99ff.).

Neben diesen Begriffen nehmen die negativen Beschreibungen zu: *nicht schön anzuschauen, nicht gerade prickelnd, viel Verkehr, laut, viel Beton*. Diese Formulierungen beziehen sich auf die Hardstraße mit der Hardbrücke, die das Teilgebiet 5 dominiert. Es werden zudem ‚soziale‘ Empfindungen beschrieben: *zu lebhaft und laut am Wochenende, die Leute gefallen mir nicht*. Diese Äußerungen verweisen auf die Gegensätze und Konflikte zwischen den unterschiedlichen Akteursgruppen. Insbesondere in diesem Gebiet treffen Nutzerinnen und Nutzer der Ausgehzone und des Geschäftsviertels aufeinander (vgl. S. 286).

Wie bei Teilgebiet 6 wird auch hier beschrieben, dass es zu teuer ist, um in Zürich West zu wohnen.

c) Teilgebiet 4: Limmatnah, durchmischt, anonym

Einige der Befragten beschreiben das Teilgebiet 4 als *schön und modern, als charakteristischen und einzigartigen Ort voller Energie und mit sehr urbaner Atmosphäre*. Selbst das Puls5, das bei der Raumbenutzung vor allem durch seine Leere und Nichtnutzung auffällt, wird als *nett* bezeichnet. Turbinenplatz und Sphères werden als *toll* empfunden. Zudem werden positive Aussagen zur *sozialen Durchmischung* getroffen und beschrieben, dass eine *gute soziale Atmosphäre* herrsche. Auch hier wird die *Veränderung* des Ortes thematisiert und als *interessant* bezeichnet. Zudem fällt auf, dass -anders als in den Teilgebieten 5 und 6- die *Nähe zur Limmat* wahrgenommen wird: es sei *schön zum Spaziergehen*.

Neben diesen positiven Formulierungen gibt es zahlreiche negative:

Der Ort wird als *unbedeutend, anonym, neutral, gleichgültig* beschrieben, er sei *nicht einladend* und *nicht schön*. Dies läge unter anderem an der Architektur und an den *Geschäften, die dunkel aussähen* und nicht einladen würden. Es wird formuliert, dass es *zu wenig Leute* (u. a. am Turbinenplatz) gibt, *wenig Aufenthalt*, dass der Ort *ziemlich ausgestorben* wirkt und *wenig städtisch* ist. Die Befragten beschreiben zudem eine *Tendenz zum reichen Quartier*. Zu den Außenräumen wird erklärt, dass das *Potenzial nicht ausgeschöpft* sei und die *Aufenthaltsqualitäten verbessert* werden könnten. Interviewpartner, die am Abend befragt wurden, erklären, dass ihnen der *Außenraum egal* sei, wichtig ist die *Tätigkeit*, dass es einen Ort gibt, an dem sie sich mit Freunden treffen und etwas trinken könnten.

d) Teilgebiet 3: hässlich – wunderschön, businesslike

Das Teilgebiet 3 wird vergleichbar mit Teilgebiet 5 und 6 als *cool, modern, urban, jung, bewegend, pulsierend, lebendig* beschrieben. Das von einer hohen baulichen Dichte geprägte Gebiet wird als *aufstrebend und wachsend* bezeichnet. Wichtig scheint den Befragten die *zentrale Lage* zu sein. Mehrfach werden die *tolle Infrastruktur, ÖV und Bahn, der Verkehrspunkt* genannt. Das Gebiet wird als *kontrastreich* wahrgenommen. Ausdrücke wie *hässlich-wunderschön, großstädtisch-heimelig, Nebeneinander von verschiedenem, Kontrast alt-neu* unterstreichen dies.

Das in diesem Gebiet an der Turbinenstraße stehende ‚Nagelhaus‘ trägt in Anlehnung an das daneben neu gebaute Hotel Renaissance den Namen ‚Resistance‘ (s. Dokumentation E, S. 117ff.). Arbeiterinnen aus dem „51“ erwähnen das *Resistance* als positives Element des Ortes. Dass sich auch Bewohnende und Städtebauexperten positiv zu dem Gebäude äußern, wurde unter 4.2.2 geschildert.

In diesem Gebiet von Zürich West wird zudem die *Anonymität* geschätzt. Und -wie im Teilgebiet 6- wird hier die Aussage getroffen: „*Man kann laut sein, ohne dass Klagen kommen*“.

Gleichzeitig wird das Gebiet als *kalt, langweilig, seelenlos, unlebendig, menschenfremd, kahl, unpersönlich, verschlossen, clean, einseitig, künstlich* beschrieben. Ausdrücke wie „*es ist sterbend*“ und „*sieht tot aus*“ steigern die Negativwahrnehmung. Die Befragten kritisieren die Gestaltung, indem sie von *langweiliger Architektur* und *Klötzen* sprechen, weswegen es hässlich sei. Die klinische, sterile und *zu hübsche* Erscheinung bezieht sich nicht ausschließlich auf die Gebäude, sondern auch auf die Umgebung, in der es *zu wenig natürliches Grün und Bäume* gäbe. Die Befragten empfinden das Gebiet nicht nur baulich-räumlich als *zu businesslike*, sondern auch von den Nutzerinnen und Nutzern her: Es gäbe *viele Bürogummis*⁴⁸. Zudem wird kritisiert, dass das Gebiet *nichts biete*, es fehle an Einkaufsmöglichkeiten, an Kleingewerbe, Sitzgelegenheiten.

Insgesamt überwiegt die negative Wahrnehmung, ein Befragter spricht von einem *Unwohlgefühl*, das er mit dem Gebiet verbindet.

e) *Teilgebiet 2: spannend, dörflich, tot*

Im Teilgebiet 2 beschreiben Befragte das Quartier als *spannend*. Sie verweisen auf die *spannende Entwicklung* und *laufende Veränderung*. Sie finden den Ort *architektonisch interessant* und sehen in ihm eine *interessante Kreuzung zwischen ehemaligem Industriegebiet und heutiger Büro- und Wohnnutzung*. Dieses Teilgebiet wird als *großstädtisch, urban* und *kommunikativ* empfunden. Gleichzeitig wird von einem *Dorfcharakter* gesprochen und die *Limmat als sehr schönes Naherholungsgebiet* erwähnt (vgl. Teilgebiet 4, S. 304f.).

Andere erklären, dass in dem Gebiet *sehr viel Verkehr* herrscht, dass es *viele Baustellen* gibt, dass es *chaotisch, industriell* und *hässlich* sei. Während einige den *guten Anschluss an ÖV und Autobahn* hervorheben, kritisieren andere seine periphere Lage. Es fällt auf, dass hier die *Leere der Räume* thematisiert wird: es sei *leer*, gäbe *wenig Leben*, *viele ältere* und dafür *wenig junge Leute*. Sogar der

⁴⁸ *Bürogummi*: Schweizerdeutsch für Bürokraten (umgangssprachlich).

Ausdruck *tot* wird verwendet. Ein Interviewter berichtet, dass es *leider keine Insiderveranstaltungen mehr* gibt und verweist damit auf die Verdrängung der Zwischennutzungen (vgl. S. 273ff.).

Auf dem Toni-Areal eröffneten im Herbst 2014 in der ehemaligen Molkerei drei Hochschulen: Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) und das Institut für Angewandte Psychologie (IAP). Forschungsergebnisse einer aktuellen Studie der ETH Zürich deuten darauf hin, dass auf dem Toni-Areal eine Orientierung nach innen stattfindet und die Eröffnung der Hochschulen die Nutzung der öffentlichen Räume geringfügig beeinflusst.⁴⁹

f) Teilgebiet 1: ländlich, ausgestorben

Bereits bei den Ausführungen zu Teilgebiet 2 wurde der *Dorfcharakter* des Ortes thematisiert. Dieser wird auch im Teilgebiet 1 im Zusammenhang mit der Bernoulli-Siedlung genutzt. Ausdrücke wie *Wohnen im Grünen, ländlich, ruhig, gemütlich* unterstreichen diese Empfindung. Damit einher geht die *Lage am Fluss* und *Nähe zur Limmat*, die mehrfach als *toll* bezeichnet wird. Auch die *Stadionbrache* wird als *toller Freiraum* aufgeführt – von interviewten GCZ-Fans⁵⁰, die vor allem den Hartbelag, also die ‚Ruine‘ des Stadions schätzen.

Die gute Erschließung des Gebietes ist den Nutzerinnen und Nutzern wichtig, sie beschreiben *die Nähe zu anderen Unternehmen, den optimalen Anschluss an die Autobahn für Kunden, die gute ÖV-Anbindung, gute Radwege*.

Es fällt auf, dass Ausdrücke wie ‚lebendig‘ oder ‚spannend‘ bei der Befragung in diesem Gebiet nicht mehr verwendet werden. Stattdessen wird das Teilgebiet als *steril, total ausgestorben, trostlos*,

⁴⁹ Das Forschungsformat der Wahrnehmungsspaziergänge und Kurzinterviews wurde im Herbstsemester 2014 mit den Studierenden des Wahlfachs Soziologie am Departement Architektur der ETH Zürich unter der Leitung von Christian Schmid, Philipp Klaus und mir wiederholt. Die Ergebnisse unterscheiden sich unbedeutend von denen des Vorjahres.

⁵⁰ GCZ: Zürcher Fußballverein mit dem Namen ‚Grasshopper Club Zürich‘

grau, zu ruhig, kalt, lebensfeindlich empfunden. Die Befragten beschreiben, dass es an *Quartierleben fehlt*. Es gäbe nur *wenig Kulturangebote für die Quartierbevölkerung, es fehle an Einkaufsmöglichkeiten und an Orten für den Kontakt unter den Bewohnerinnen und Bewohnern*, wie z. B. ein Floh- oder Wochenmarkt. Einige Befragte bedauern, dass das *Stadion nicht kommt* (vgl. Dokumentation F, S. 133ff.).

Es zeigt sich, dass sich die Raumwahrnehmung zwischen den Teilgebieten verändert: Die Beschreibungen zu den Teilgebieten 5 und 6, die im vorherigen Kapitel als ‚Zentrum‘ von Zürich West identifiziert wurden, fallen überwiegend positiv aus und bestätigen, dass dieser Bereich belebt ist. Es wird deutlich, dass das Geroldareal als Teil des Zentrums wahrgenommen wird und Kontraste zwischen diesem und dem gegenüberliegenden Maag-Areal entstehen, das als geschäftig und wachsend wahrgenommen wird. Diese Kontraste erzeugen einerseits eine Spannung, können andererseits jedoch zu Konflikten zwischen den verschiedenen Akteuren führen.

Die positiven Beschreibungen nehmen in Richtung Westen ab, negative Beschreibungen steigen an. Während sich die gegensätzlichen und widersprüchlichen Aussagen in den Gebieten 2 – 4 ausgleichen, überwiegen im Teilgebiet 1 offensichtlich die negativen. Obwohl diesem Bereich durch die Nähe zur Limmat ein dörflicher Charakter beigemessen und die gute Verkehrslage geschätzt wird, fehle das Quartierleben und es sei ausgestorben.

Dieses Ergebnis zeigt sich auch in Bezug auf die Quartierbezeichnung und Identifikation mit dem Ort. Im Teilgebiet 1 antworten Nutzerinnen und Nutzer auf die Frage nach der Benennung des Quartiers mit *kein Name für das Quartier* und *keine Ahnung*. Die allgemein üblichen und bekannten Bezeichnungen ‚Zürich West‘ oder ‚Kreis 5‘ werden nicht genannt. Demnach ist im Gebiet zwischen den Viaduktbögen und dem Gleisbogen ein größeres Bewusstsein für das Quartier ‚Zürich West‘ vorhanden, das mit der Entfernung zur Hardbrücke abnimmt.

Es wird außerdem deutlich, dass sich die Befragten mit einzelnen Orten im Quartier identifizieren und diese als Bezeichnung für das Quartier verwenden.

Dabei handelt es sich um gebaute Räume, z. B. *Hardbrücke* und *Pfingstweid*, und um Arbeitsorte -*P51*, *Technopark*- oder Wohnorte - *Limmatwest*, *Bernoulli*. Selbst als *Ex-Hardturm-Stadion* wird Zürich West bezeichnet.

Das Quartier wird offensichtlich nicht als Einheit wahrgenommen, sondern es lässt sich eine Identifikation mit einzelnen Orten im Quartier feststellen. Diese Erkenntnis unterstreicht das Ergebnis der Verinselung (vgl. 4.1.4 und 4.3.2). Das führt zu dem Schluss, dass die verpasste Chance einer Gesamtplanung nicht nur eine arealweise Entwicklung impliziert, sondern sich darüber hinaus auf die Wahrnehmung und das Erleben des Stadtteils auswirkt.

4.4 Das Wichtigste in Kürze: Raum(um)nutzung

In diesem Kapitel wurde der Frage nachgegangen, wie Zürich West umgenutzt wurde und heute genutzt wird. Dabei wurde in Augenschein genommen, wie sich in Zürich West seit dem Ende der 80er-Jahre öffentlich nutzbare Räume entwickelten. Von Interesse war hier zunächst die Entstehung, Veränderung und Verdrängung der Zwischennutzungen, durch die sich das ehemalige Industriegebiet zum Trendquartier entwickelte. Zudem wurde untersucht, wie sich lokale Akteure und ihre Interessen mit dem Wandel des Gebietes veränderten. Nicht zuletzt wurde der Blick auf die heutige Nutzung der öffentlichen Räume gerichtet.

Die wesentlichen Erkenntnisse werden hier zusammengefasst:

1. Durch öffentlich nutzbare Räume entwickelt sich ein Trendquartier

Durch illegale Einzelveranstaltungen und die Bündelung diverser Zwischennutzungen auf dem Schöller- und dem Steinfelsareal entfalteten sich Ende der 80er-, Anfang der 90er-Jahre Kreativität und Kultur im ehemaligen Industriegebiet. Mit der Zunahme von Zwischennutzungen nahmen Diversität und Innovation zu. Durch

die spezifische Akteursgruppe der Zwischennutzungen wurde der Ruf des Gebietes geprägt und das Image des ‚Trendquartiers‘ gebildet. Die ursprünglich zufällige Standortwahl Zürich West, die auf dem Angebot an leeren und bezahlbaren Räumen gründete, wurde zunehmend zu einer bewussten Entscheidung, da man sich im In-Quartier aufhalten wollte.

Parallel zu den informellen Entwicklungen fanden Planungen über die Zukunft des Quartiers statt und es kam zu ersten baulichen Transformationen (vgl. Kap. 2 und 3). Die Realisierungen setzten Verdrängungsprozesse in Gang: Obwohl es durch die Zwischennutzungen zumindest zu einer symbolischen Wertsteigerung kam, mussten diejenigen weichen, die diese auslösten.

Gleichzeitig wurde das Image als ‚trendiges‘ und ‚kreatives‘ Quartier mit vielen Kulturangeboten zum Marketingartikel und für Werbezwecke genutzt. Mit der Verringerung der Zwischennutzungen geht jedoch eine Abnahme an Innovation und Kreativität einher. Ein Zwischennutzer, der seit Ende der 90er-Jahre in Zürich West aktiv ist, erklärt:

„Es hat weniger Innovation hier draußen als vor zehn Jahren.“

(ZZ 8: TM 9)

Offensichtlich entwickelt sich Zürich West zunehmend zum Geschäftsviertel, das Trendquartier ist Geschichte und nur noch stellenweise -z. B. beim Geroldareal als Relikt der Zwischennutzer-Ära- erlebbar. Diese Meinung vertreten auch zwei Zeitzeugen, die schildern, dass sich Zürich West von einem *„wilden und hektischen“* zu einem *„etablierten und gestandenen“* Stadtteil verändert (ZZ 15: TM 3). Das Quartier würde *„langweiliger, rigider, weniger offen und flexibel“* und *„es (gäbe) weniger Innovationsspielraum“* (ZZ 14: TM 6). Die Innovation würde durch die *„Tendenz zur Gleichmeierei“* erstickt, sodass Gegensätze und Möglichkeitsräume in der Stadt abnehmen (ZZ 14: TM 7).

Das Marketingprodukt ‚Trendquartier Zürich West‘ entspricht demnach kaum noch der heutigen Situation, sondern basiert auf

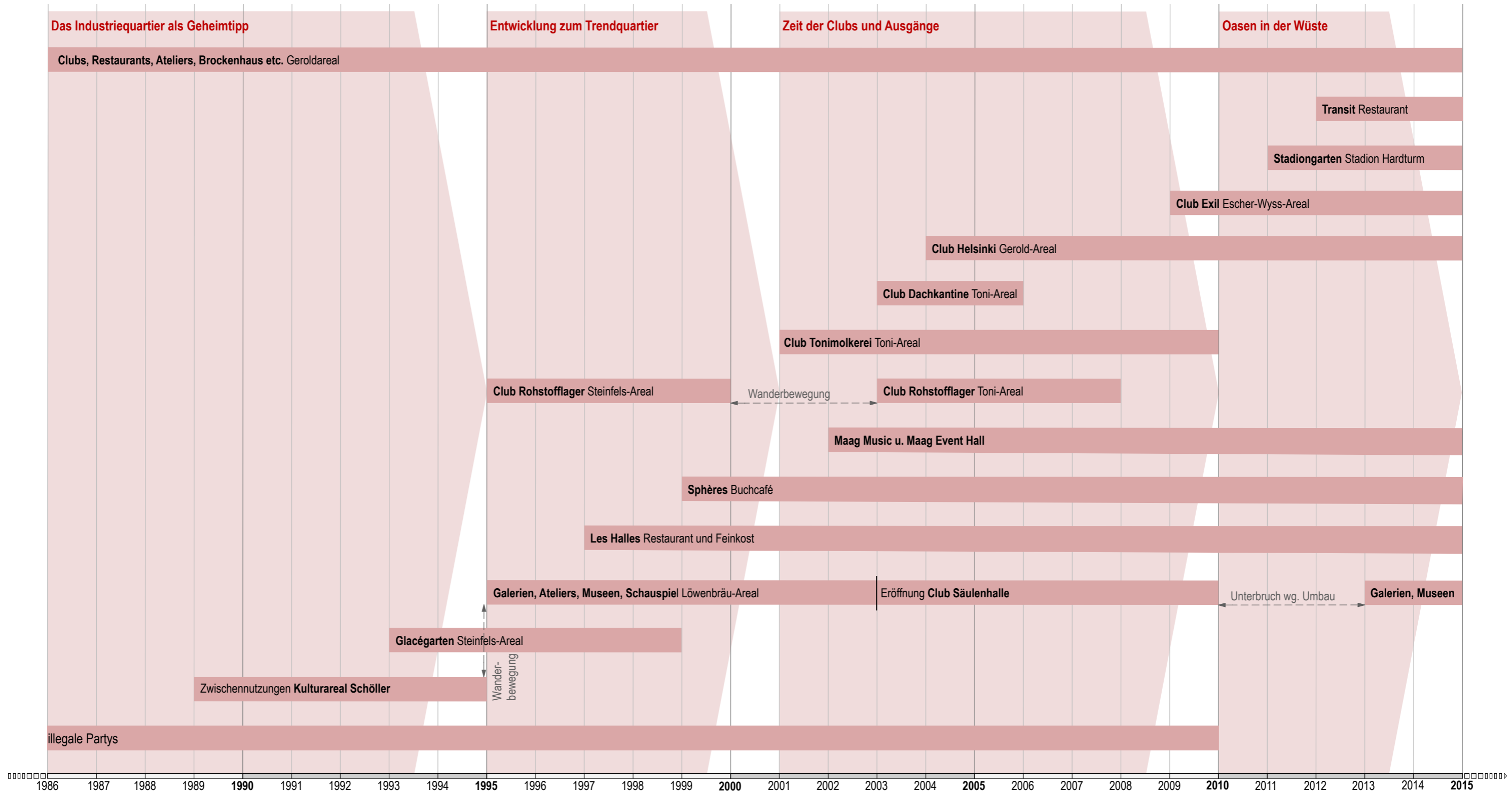
Entwicklungen aus den 90er-Jahren, die in dieser Form heute nicht mehr in Zürich West zu finden sind.

Der Wandel der öffentlichen Räume wird im nachstehenden Phasendiagramm dargestellt.

Abbildung 223: Phasendiagramm Nutzungen

(Eigene Zeichnung)

Phasendiagramm Nutzungen



2. Akteure verändern sich von Pionieren zu DINKS und Geschäftsleuten
Bereits im zweiten Kapitel wurde hinterfragt, welche Strukturen geschaffen werden müssten, damit das Quartier statt Monokulturen eine Durchmischung aufweist und belebt wird (vgl. S. 113). Es wurde in dem Zusammenhang deutlich, dass die bauliche Entwicklung des Quartiers insbesondere Geschäftshäuser und Wohnnutzung im hochpreisigen Segment beinhaltet.

Damit einher geht eine Veränderung der Nutzerinnen und Nutzer weg von den Pionieren hin zu DINKs und Geschäftsleuten. Dass sich das heutige Zürich West an die arbeitende Bevölkerung richtet, wird auch bei öffentlichkeitsbezogenen Nutzungsangeboten, wie z. B. Einkaufsmöglichkeiten, deutlich:

„Was noch fehlt, sind Einkaufsmöglichkeiten. Es gibt einen kleinen Coop beim Prime Tower, im Puls 5 gibt es eine Migros, aber sonst gibt es nicht viel. Man findet zudem immer mehr Fast Food Angebote. Es muss schnell gehen.“

(ZZ 16: TM 7)

Obwohl es in Zürich West engagierte Bewohnerinnen und Bewohner (z. B. Kraftwerk 1, Limmatwest) und Organisationen (z. B. Kulturmeile) gibt, die sich für eine Durchmischung und Vielfalt im Quartier einsetzen und der Entwicklung zum Geschäftsviertel gegenzusteuern versuchen, zeigt sich, dass ein soziales Miteinander unter den Akteuren fehlt und nur vereinzelte Netzwerke bestehen.

3. Heutige Nutzung öffentlicher Räume: gezieltes Bewegen

Mit der Transformation des Quartiers haben sich auch die öffentlich nutzbaren Räume gewandelt und zu einem auf Dauer angelegten Gerüst an öffentlich nutzbaren Räumen verändert.

Ergebnis der Analyse der heutigen Nutzung dieser Orte ist, dass

1. sich eine Zentralität entlang der Hardstraße und beim Geroldareal abzeichnet,
2. die öffentlich nutzbaren Räume wenig zum Aufenthalt genutzt werden, sondern überwiegend dem Transit dienen,

3. wenige Nutzerinnen und Nutzer die Ost-West-Verkehrsachsen gebrauchen,
4. sich eine ‚Inselurbanität‘ einstellt, da es zu einer Verinselung (sozial) verdichteter Orte kommt und einzelne Hotspots -oder Mikrokosmen- nur vereinzelt identifiziert werden konnten,
5. das zu einem gezielten Bewegen und punktuellen Beleben des Stadtteils führt.

Die Befunde verdeutlichen den Wandel des Trendquartiers zum gehobenen Stadtteil und zum überwiegenden Geschäftsviertel Zürich West. Dabei ist eine Gratwanderung zu leisten: Einerseits ist die Umnutzung und Aufwertung des Quartiers Ziel der Transformationen, andererseits müssen Strukturen zum Erhalt und zur Förderung von Akteuren geschaffen werden, die den Stadtteil beleben. Offensichtlich findet bislang eine Abnahme an Diversität, Innovation und Lebendigkeit statt, auf die kaum Strukturen und Nutzungen folgen, die diese ausgleichen. Die Entwicklungen zur Entstehung eines neuen Stadtteils scheinen sich bislang an wachstumsorientierten Faktoren zu orientieren.

Nachdem in den empirischen Kapiteln 2 – 4 die Dimensionen Raum – Planung – Nutzung getrennt voneinander beschrieben wurden, wird abschließend der Versuch unternommen, sie zusammenzuführen und Zusammenhänge aufzuzeigen.

5 Was lernen wir von Zürich West?

Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt darin, die Transformation eines Industriequartiers zum neuen Stadtteil abzubilden und Erkenntnisse über die Zusammenhänge der dabei stattfindenden Prozesse zu gewinnen. Um die Transformationen nachvollziehen und darstellen zu können, wurden -in Anlehnung an Lefebvres Theorie der Raumproduktion- drei Ebenen der Analyse und Beschreibung gewählt:

- Räumliche Transformation ,
 - Planungsprozesse,
 - Raum(um)nutzung und -aneignung durch lokale Akteure
- (vgl. Kap. 2-4).

Die empirische Auseinandersetzung mit diesen drei Dimensionen am Beispiel von Zürich West über einen Zeitraum von 25 Jahren zeigt auf, dass die Transformationen vielschichtig sind: Jede Dimension umfasst mehrere Veränderungsphasen in sich. Zudem finden Wechselwirkungen zwischen den Prozessen statt: Sie können parallel oder überlagernd verlaufen, sich gegenseitig ablösen und beeinflussen. Gleichzeitig wirken äußere Einflüsse auf sie ein: Die jeweils spezifischen räumlichen Gegebenheiten, ökonomischen Bedingungen, beteiligten Akteure und ihr Umgang mit oder ihre Reaktionen auf die Prozesse beeinflussen ihren Verlauf. In 5.1 werden die Zusammenhänge zwischen den Verläufen der Transformation am Fallbeispiel Zürich West hergestellt und zentrale Befunde aufgezeigt.

Um aus den Zürcher Erfahrungen für vergleichbare Transformationen zu lernen, werden daran anknüpfend Ansätze zu ihrer Übertragbarkeit formuliert, die den bisherigen Kenntnisstand zu den Verläufen der Innenentwicklung erweitern sollen (5.2).

Von den empirischen Befunden zu Zürich West und den weiterführenden Ansätzen ausgehend, stellt sich abschließend die Frage, was öffentliche Akteure allgemein und Stadtplaner insbesondere in derartigen Prozessen leisten können (5.3).

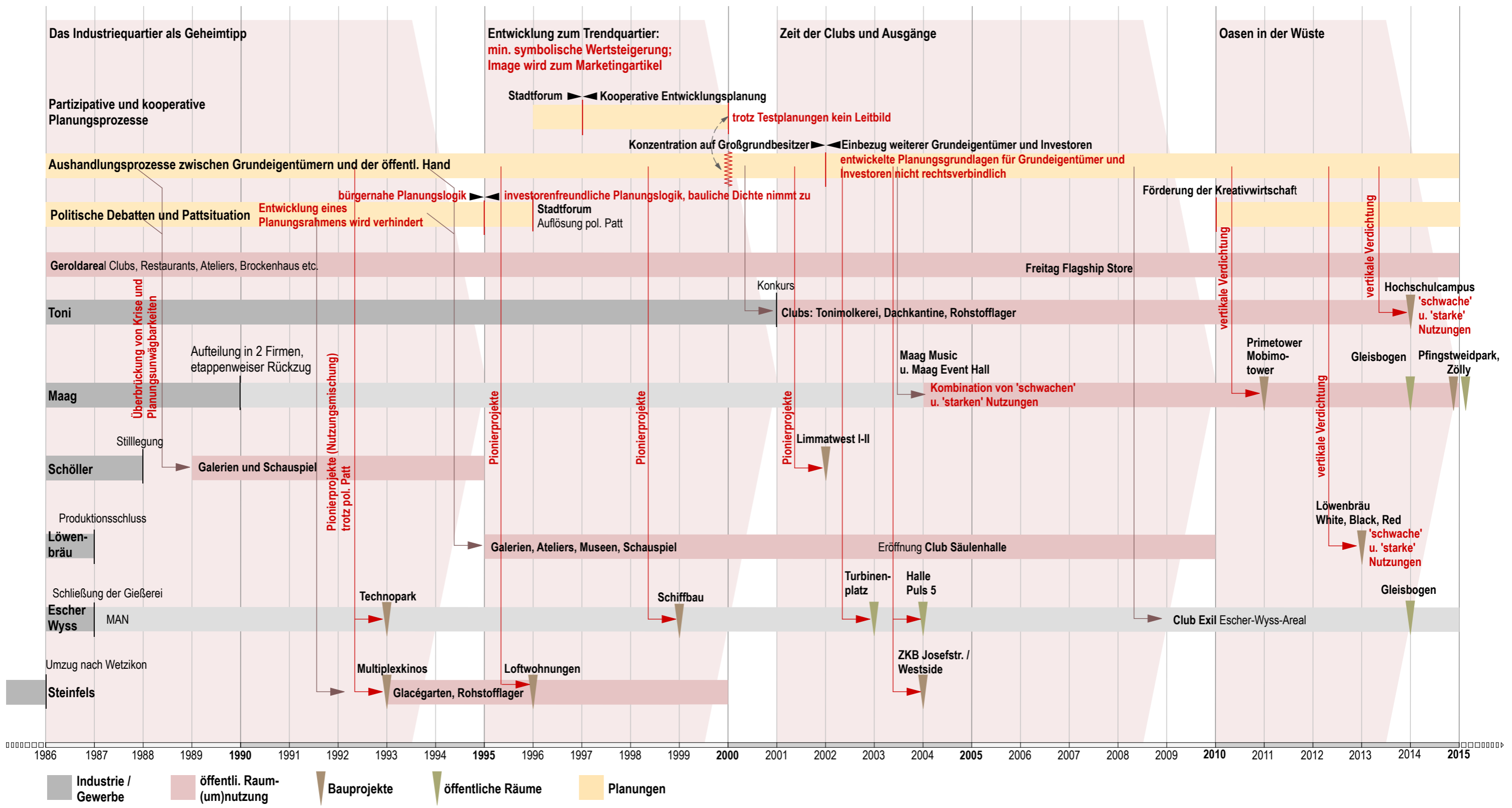
5.1 Zusammenhänge und zentrale Befunde zu Zürich West

Um die Verläufe der Entwicklung innerstädtischer Brachflächen im Zusammenhang nachzuvollziehen und darzustellen, werden die drei Dimensionen Räumliche Transformation – Planungsprozesse – Raum(um)nutzung abschließend überlagert. Die zentralen Befunde aus der vorliegenden Untersuchung werden dabei zusammenfassend resümiert und um Zusammenhänge zwischen den Entwicklungen erweitert. Die ergänzende Zeitschiene stellt diese im Überblick dar (s. Abbildung 224).

Abbildung 224: Zeitschiene

(Eigene Zeichnung)

Zeitschiene



Die Brache und ihre Folgen: Patt – Aushandlungen – Möglichkeitsräume
Auslöser für die Transformation des ehemaligen Industriegebietes war die Stilllegung oder Abwanderung der Industrie. Vier Entwicklungen wurden durch ihren Rückgang ausgelöst:

1. entstanden Brachflächen, die zeitlich versetzt freigesetzt wurden, da es sich nicht um ein zusammenhängendes Industrieareal, sondern um eine Ansammlung einzelner Firmenareale handelte.
2. wurden politische Debatten über die Umnutzung und Zukunft der ehemaligen Industrieareale in Zürich geführt,
3. begannen Grundeigentümer mit der Stadt Zürich über ihre Areale zu verhandeln und
4. eigneten sich Zwischennutzer die leerstehenden Flächen und Gebäude an.

Es lassen sich folgende Zusammenhänge zwischen diesen Entwicklungen feststellen:

Das zeitlich versetzte Brachfallen der Areale und der Umstand, dass sich die politischen Parteien uneinig über die zukünftige Nutzung von Zürich West waren, führten dazu, dass zunächst keine einheitliche Zukunftsvision für das gesamte Gebiet entwickelt wurde. Es wird deutlich, dass das politische Patt die Erarbeitung eines Rahmens (z. B. in Form eines Leitbildes, Rahmen- oder Masterplans etc.) beeinträchtigte. Obwohl die politischen Blockaden und Auseinandersetzungen um die zukünftige Nutzung der Industrieareale 1996 mit dem ‚Stadtforum‘ aufgelöst werden konnten, und die anschließenden Testplanungen in der ersten Phase der ‚Kooperativen Entwicklungsplanung‘ den Versuch darstellten, eine Gesamtvision zu Zürich West zu entwickeln, wurde keines der Projekte weiterverfolgt und auch Ende der 90er-Jahre kein einheitliches Leitbild erarbeitet. Stattdessen entstanden ‚Planungsinseln‘: Stadt und einzelne Grundeigentümer führten Aushandlungen über die Entwicklung der Areale.

Die Notwendigkeit eines (Planungs-)Rahmens wird in zweierlei Hinsicht deutlich:

Zum einen hätten ein Leitbild -und entsprechende rechtskräftige Planungsgrundlagen- die Steuerungsmöglichkeit der Stadt gegenüber privaten Planungsvorhaben begünstigt (hierzu später mehr).

Zum anderen löste das baufeldbezogene Vorgehen die Umstrukturierung und Umnutzung einzelner Areale aus. Daraus folgt ein Mangel an städtebaulicher Kohärenz, der bislang nicht durch die Gestaltung des öffentlich nutzbaren Raums und Verkehrsmaßnahmen behoben werden konnte. Aus den ‚Planungsinseln‘ entstanden einzelne städtebauliche Puzzleteile, die (noch) unzureichend miteinander vernetzt sind (vgl. S. 114), was sich wiederum auf soziale Netzwerke zwischen den Arealen auswirkt: Wie in anderen Städten auch, lässt sich in Zürich West feststellen, dass das Quartier von Nutzerinnen und Nutzern nicht als Einheit wahrgenommen wird und Verknüpfungen zwischen Nachbarschaften, Engagements und Netzwerken weitestgehend fehlen (vgl. S. 287ff.). Die ‚Verinselung‘ verstärkt die Identifikation mit einzelnen Orten im Quartier. Sie wird darüberhinaus durch die Großmaßstäblichkeit westlich der Hardbrücke und lange Distanzen, die es zu überbrücken gilt, begünstigt (vgl. S. 114ff.).

Weiterhin kann aufgezeigt werden, dass die ‚Nicht-Planung‘ Möglichkeitsräume entstehen lässt: Durch die politische Pattsituation und zeitaufwendigen Aushandlungen dauerte der Leerstand in Zürich West an. Zwischennutzer, die das Gebiet ‚entdeckten‘ und zunächst aufgrund des Angebots an leerstehenden und günstigen Räumen den Standort ‚Zürich West‘ wählten, überbrückten Krise und Planungsunwägbarkeiten und füllten die zeitliche Lücke zwischen der industriellen Nutzung und einer möglichen, auf Dauer angelegten Neunutzung (s. u.).

Nutzungsmischung durch öffentlich nutzbare Orte und Pionierprojekte

Während der angespannten politischen und unbestimmten planerischen Situation wandelten sich die vormals unzugänglichen Industrieareale insbesondere durch Zwischennutzungen zu

öffentlich nutzbaren Orten. Dadurch wurden weitere Veränderungen ausgelöst:

1. die Entwicklung vom Industriequartier Escher Wyss zum Trendquartier Zürich West (durch Raumumnutzung) und
2. die Verwendung dieses Images für Werbezwecke von öffentlichen und privaten Akteuren (im Planungsprozess).

Im Widerspruch dazu steht

3. der Versuch, durch die Realisierung einzelner Projekte Nutzungsmischung zu erzielen.

Ende der 80er- und Anfang der 90er-Jahre entstanden im ehemaligen Industriegebiet diverse Zwischennutzungen, mit denen sich Kreativität und Kultur im Gebiet entfalteten. Sie verliehen dem ehemaligen Industriegebiet ein Image von ‚trendig, innovativ und kreativ‘ und prägten seinen Ruf als ‚Trendquartier‘. Von dieser symbolischen Wertsteigerung durch Nutzerinnen und Nutzer mach(t)en Planende und Entwickelnde Gebrauch, indem sie das Image des Trendquartiers für Werbezwecke nutz(t)en. Damit einher geht eine zunehmende Kommerzialisierung und Profitorientierung. Es entsteht ein ökonomischer Druck, dem die finanzschwachen Nutzungen nicht nachkommen können, so dass es zur Verdrängung derer kommt, die die Wertsteigerung in Gang setzten (vgl. S. 273ff.). Durch das Weichen von produzierenden Betrieben, kreativen Kleinstunternehmen und Zwischennutzern nehmen die Nutzungen ab, die dem Gebiet das Image des Trendquartiers verliehen, wodurch die Lücke zwischen dem Image und dem Nutzungsangebot, das heute tatsächlich im Quartier vorzufinden ist, zunehmend auseinanderklafft.

Parallel zu dieser Entwicklung fanden -wie oben bereits erwähnt- baufeldbezogene Planungen statt, die in erste Bauvorhaben mündeten. Es entstanden verschiedene pionierhafte Projekte: der Technopark auf dem Escher-Wyss-Areal, Kinos und Loftwohnungen auf dem Steinfelsareal und die Bebauung Limmatwest auf dem Schölleraareal (vgl. S. 72ff.). Entgegen der Annahme, dass die

politische Pattsituation die Planung und Umsetzung von Projekten blockierte, wurden diese Projekte bereits in der ersten Hälfte der 90er-Jahre umgesetzt, bewilligt oder in ‚Privaten Gestaltungsplänen‘ festgesetzt.

Die Pionierprojekte sind auf die bürgernahe Politik in der Ära Koch zurückzuführen und verweisen auf das angestrebte Ziel, einen durchmischten Stadtteil zu entwickeln. Bei dem Versuch, durch diese Projekte Nutzungsmischung zu realisieren, wurde keine Rücksicht auf die Vielfalt genommen, die durch Zwischennutzungen bereits im Gebiet entstanden war. Dieser Widerspruch zeigt sich dadurch, dass bauliche Maßnahmen da getroffen wurden, wo Grundeigentümer und / oder Investoren bereit waren, zu entwickeln. Gerade an den Orten, wo Anfang der 90er-Jahre aufgrund der Zwischennutzungen die Kulturszene florierte, wurden die ersten Projekte (Schölller und Steinfels) realisiert.

Dennoch zeigt sich bei den ‚neuen‘ Projekten der Versuch, durch öffentlichkeitsbezogene Nutzungsangebote Vielfalt und Durchmischung zu erzeugen. Ihre Umsetzung wird jedoch im weiteren Verlauf der Entwicklungen durch wirtschaftliche Interessen beeinträchtigt.

Stadtentwicklung im Interesse der Wirtschaft – mit Konsequenzen

Dass die weitere Entwicklung des ehemaligen Industrieareals stark von wirtschaftlichen Interessen beeinflusst und geprägt wurde und wird, liegt nicht nur darin begründet, dass in Zürich West überwiegend auf privaten Grundstücken entwickelt wurde. Ausschlaggebend war insbesondere, dass wirtschaftliche Interessen nach dem Eingreifen des Kantons im Jahr 1995 politisch gestützt waren: Mit der vom Kanton aufoktroierten Bau- und Zonenordnung 95 fand ein Richtungswechsel weg von der bürgernahen Stadtentwicklungspolitik hin zu einer wirtschafts- und investorenfreundlichen Planungslogik statt (vgl. S. 164).

Diese planungsrechtliche Vorgabe hatte wesentlichen Einfluss auf die räumlichen Veränderungen, da die Ausnützung erhöht und die Entwicklung von Hochhäusern möglich wurde. Gegenüber den zuvor entwickelten Arealen ist ein Maßstabssprung und eine vertikale Verdichtung zu erkennen (vgl. S. 100).

Die Stadt Zürich hatte zunehmend Schwierigkeiten, die Umsetzung öffentlicher Interessen -wie z. B. die zuvor erwähnte Nutzungsmischung- zu bewirken. Sie geriet durch die erhöhte zulässige Ausnützung in eine schlechtere Position bei den Aushandlungsprozessen, da sie Grundbesitzern und Investoren durch das verlorene Verhandlungspfand wenig entgegenzusetzen hatte. Aufgrund der schlechteren Verhandlungsposition konnte sie dann auch nur eine geringe Beteiligung der Grundeigentümer und Investoren an der Ausrüstung des Quartiers mit den nötigen Infrastrukturen (z. B. öffentlich nutzbare Räume, Schulen, Verkehr) erzielen. Während vor der aufgekündigten BZO durch die Aushandlungen Flächen zur Schaffung und Gestaltung des öffentlichen Raums gesichert und eine finanzielle Beteiligung der Grundeigentümer erreicht werden konnte (z. B. Turbinenplatz, Gleisbogen), sind derartige Maßnahmen bei den neueren Projekten kaum zu identifizieren (vgl. S. 186ff.).

Der Bedarf an Steuerungsmöglichkeiten und Planungsinstrumenten, die über Aushandlungen hinausgehen, wird offensichtlich.

Die ‚Städtebaulichen Prinzipien‘, die als Ergebnis aus der ‚Kooperativen Planung‘ hervorgehen und als Grundlage für die Entwicklungen gelten, reichen dazu nicht aus. Sie wurden zum einen zu spät, zum anderen sehr allgemein und vage formuliert und -das ist entscheidend- sie sind für die Entwickler nicht rechtsverbindlich.

Es zeigt sich zudem, dass die Steuerung privater Entwicklungsvorhaben durch Akteurswechsel zusätzlich erschwert wird. Während mit lokalen privaten Grundeigentümern zunächst Vereinbarungen zugunsten der Entwicklung des Quartiers vereinbart werden konnten, war die Beteiligung von Investoren, die teilweise wenig Bezug zum Ort haben, an öffentlichen Infrastrukturen kaum zu erzielen.

Nun könnte -wie man sagt- die Nachfrage den Markt regulieren. Es konnte jedoch aufgezeigt werden, dass die erhöhte bauliche Dichte nicht per se zu einer Zunahme der sozialen Dichte führt, die für die Belegung des neuen Stadtteils nötig wäre und zu einer

entsprechenden Nachfrage an öffentlichkeitsbezogenen Erdgeschossnutzungen (wie z. B. Bäckerei, Apotheke,...) führen würde. Durch den Bau von Zweitwohnungen, die nicht regelmäßig bewohnt sind, und von Wohnangeboten im hochpreisigen Segment, bleibt die Anzahl an Bewohnerinnen und Bewohnern bei hohem Flächenverbrauch gering. Alltägliche Infrastrukturen rentieren sich aufgrund der mangelnden sozialen Dichte bislang nicht und werden daher von Entwicklern, bei denen Vermarktungsgesichtspunkte im Vordergrund stehen, nicht umgesetzt.

Beteiligung der Öffentlichkeit an Planung und Umsetzung

Obwohl Mitte der 90er-Jahre die Entwicklung großer Teile des Industriegebiets feststand, wurde 1996 das ‚Stadtforum‘ durchgeführt und die ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘ eingeleitet.

Das Stadtforum wurde in öffentlichen Gesprächsrunden durchgeführt und die Bevölkerung durch die Bank ‚Bewohnerinnen und Bewohner‘ beteiligt (s. Abbildung 199). Dennoch gab es nur eine Vertreterin aus der Anwohnergruppe Hard West. Die anderen Vertreterinnen und Vertreter kamen aus umliegenden Stadtteilen, obwohl es in Zürich West bereits Bewohnerinnen und Bewohner gab, die in den Wohnsiedlungen Bernoulli, A-Porta und den Schöllerhäusern lebten (vgl. S. 68 u. S. 72).

Das ‚Kooperative Planungsverfahren‘ bezog sich auf die Partner, die einen Beitrag zur Kooperation leisten konnten (z. B. Grundeigentum oder Investitionen). Die Aushandlungsprozesse zwischen den Entwicklern und der öffentlichen Hand fanden hinter verschlossenen Türen statt, wodurch die Öffentlichkeit ausgeschlossen wurde.

Bürgerinnen und Bürger wurden zwar auf vielfältige Weise -z. B. über Dialog-Veranstaltungen, Newsletter und Führungen- über die Entwicklungen informiert, jedoch nicht direkt an den Planungsprozessen beteiligt (vgl. S. 203ff.). Es stellt sich die Frage, welchen Einfluss die Öffentlichkeit auf das Ausschöpfen von Rechten Privater haben kann und darf. Dem wäre in weiterführenden Forschungen nachzugehen.

Netzwerke und Engagements von Gewerbetreibenden, Bewohnerinnen und Bewohnern wurden bei den untersuchten Planungsprozessen kaum thematisiert und die Quartierentwicklung durch Nutzerinnen und Nutzer lange nicht beachtet. Das hat sich inzwischen u. a. durch zwei Maßnahmen geändert:

1. wurde die Quartierkoordination als Schnitt- und Kommunikationsstelle eingerichtet, um die Sichtweise der Bürgerinnen und Bürger verstärkt zu berücksichtigen (vgl. S. 208ff. u. S. 287ff.).

2. werden die Belange von Gewerbetreibenden (u. a. die der Kreativwirtschaft) zunehmend einbezogen, seitdem die Qualitäten der Kreativwirtschaft erkannt und ihre Förderung mit Beginn der Legislaturperiode 2010 – 2014 Programm wurde (vgl. S. 213ff.).

Für viele Zwischennutzungen, die in den 90er-Jahren in Zürich West entstanden, kommt diese Förderung zu spät. Nur wenige Nutzungen konnten sich etablieren, während die meisten weichen mussten. Es bleibt intransparent, wie die Vorgänge des ‚Sich-Durchsetzens‘ oder ‚Sich-Nicht-Durchsetzens‘ verlaufen.

Hingegen lässt sich feststellen, dass in der dritten städtebaulichen Entwicklungsphase Umnutzungsprojekte entstanden, die ‚schwache‘ Nutzungen neben ‚starken‘ Nutzungen zulassen:

Im Löwenbräu wurde die Nutzung als Kunstzentrum beibehalten und mit weiteren Nutzungen (Wohnen und Arbeiten) ergänzt. Ehemalige Zwischennutzer, darunter einige Galerien, die sich in der Zwischenzeit etablierten und sich die erhöhten Kosten nach der Renovierung des Geländes leisten konnten, blieben an diesem Ort. Auf dem Maag-Areal wurde trotz des massiven Umbaus versucht, Altes einzubeziehen, z. B. durch den Erhalt der Maag Hall. Bei der Umnutzung des Toni-Areals zum Hochschulcampus wurden bewusst Teile ‚roh‘ belassen, damit Möglichkeitsräume entstehen können.

Der neue Stadtteil Zürich West: gebaut – geplant – genutzt

Seit ca. 1990 wurde das ehemalige Industriegebiet zum Gegenstand intensiver Planungen und aufwendiger Umstrukturierungen. Obwohl es zuvor bereits einige öffentliche Nutzungen umfasste -wie Stadion, Familiengärten und Wohnbebauungen-, lag es nicht im Bewusstsein der Bevölkerung. Diese nahm die Hardbrücke als Grenze der Stadt wahr (vgl. S. 67). Erst durch die Öffnung der industriell genutzten und abgeschlossenen Areale entstand eine neue Qualität: ihre Zugänglichkeit.

Zunächst wurden durch Zwischennutzungen öffentlich zugängliche Orte geschaffen. Diese veränderten sich mit der Zeit zu einem auf Dauer angelegten Gerüst an nutzbaren Räumen. In diesen Räumen lassen sich heute verschiedene Formen der Raumnutzung feststellen.

Es wurde aufgezeigt, dass die Interaktionsdichte in den öffentlich zugänglichen und nutzbaren Räumen generell gering bleibt. Gründe dafür gibt es mehrere. U. a. lässt sich feststellen, dass

- das Gebiet zwar baulich stark verdichtet wurde, die soziale Dichte aber -wie oben bereits erwähnt- aufgrund des niedrigen Wohnanteils und dem überwiegend hochpreisigen Wohnen kaum anstieg,

- Zürich West überwiegend als Arbeitsplatzgebiet genutzt wird und nur wenige Arbeitende im Quartier wohnen – und sie somit den öffentlichen Raum vor allem transitorisch zu Stoßzeiten nutzen,

- einer feinkörnigen Nutzungsmischung und öffentlichkeitsbezogenen Erdgeschossnutzungen, die für die Belebung und Nutzung der öffentlichen Räume förderlich sein könnten, wirtschaftliche Interessen entgegenstanden (s. o.).

Ein erstaunliches Ergebnis ist, dass sich die zuvor als Grenze wirkende Hardbrücke, die das Gebiet weiterhin in zwei Teile zerschneidet, durch die Art der Raumnutzung zum verbindenden Element entwickelt. Ursprünglich als Verkehrsprojekt geplant und gebaut, weist die Hardstraße (unter der Hardbrücke) wochentags,

samstags und insbesondere am Wochenende abends eine verhältnismäßig hohe soziale Dichte auf. Gemeinsam mit dem angrenzenden Geroldareal wird sie dadurch zum Zentrum von Zürich West (vgl. S. 291ff.).

Daneben wurden vereinzelte Hotspots identifiziert, die durch verbliebene Zwischennutzungen und neue Nutzungen gebildet werden. Diese führen zu einer ‚Inselurbanität‘, die ein gezieltes Bewegen und punktuelles Beleben des Stadtteils impliziert (vgl. S. 293ff.).

Wie so oft lassen sich Differenzen zwischen Planungsintentionen und resultierenden Umsetzungen feststellen, die sich an diesem Beispiel in der geringen Nutzung öffentlicher Außenräume niederschlagen. Es wäre interessant, in weiterführenden Forschungen darüber nachzudenken, wie ihre Nutzung gefördert werden könnte (vgl. S. 344f.).

Trotz der geringen Interaktionsdichte im öffentlichen Raum lässt sich in Zürich West eine Heterogenität ausmachen, die aus dem Nebeneinander von verbliebener industrieller Nutzung, von Zwischennutzungs-Relikten und neuen Entwicklungen ausgeht. Sie findet Ausdruck in unterschiedlichen städtebaulichen Maßstäben und einer Diversität an Nutzenden und Nutzungsangeboten.

Durch die Aufwertung des Quartiers verändern sich Nutzerinnen und Nutzer und ihre Bedürfnisse und Anforderungen an das Gebiet. Es kommt teilweise zu Konflikten zwischen der Wohn- und Arbeitsnutzung mit der dazu im Kontrast stehenden Nutzung von Zürich West als Ausgehmeile (z. B. Lärmbelästigungen und Littering, vgl. S. 286). Das lässt den Schluss zu, dass bestimmte Nutzungen nicht kompatibel sind und wirft die Frage auf, welche Nutzungen gemischt werden können und sollten.

Welche Lehren lassen sich aus den in Zürich gewonnenen Erkenntnissen mit den Verläufen der Innenentwicklung für vergleichbare Entwicklungsgebiete und Planungsaufgaben gewinnen? Aus den Schlussbetrachtungen zum konkreten Fallbeispiel Zürich West wird deutlich, dass

1. die Notwendigkeit eines (Planungs-)Rahmens besteht, um einer räumlichen und funktionalen Verinselung entgegenzuwirken,
2. der Umsetzung von Nutzungsmischung wirtschaftliche Interessen gegenüberstehen, die sie einschränken oder verhindern,
3. bei Planungen zu überwiegend privaten Grundstücken ein Bedarf an bedarfsorientierten Steuerungsmöglichkeiten und Planungsinstrumenten für öffentliche Akteure besteht,
4. Kooperation unter Partnern stattfindet, die etwas (Materielles) zur Kooperation beitragen können, während die Frage offen bleibt, wie weit die Öffentlichkeit an privaten Entwicklungsvorhaben beteiligt werden kann und sollte,
5. Nicht-Planung Möglichkeitsräume entstehen lässt und Zwischennutzungen für die folgenden Veränderungsprozesse impulsgebend wirken,
6. die Interaktionsdichte in den öffentlich nutzbaren und zugänglichen Räumen gering bleibt. Das wirft die Frage auf, wie ihre Nutzung gefördert werden könnte.

Um einen Bogen zu den Ausgangsbetrachtungen zu spannen (s. Kapitel 1), möchte ich mich hier ansatzweise mit diesen Erkenntnissen und Fragen auseinandersetzen, die über Zürich West hinausgehen – ohne dabei die Befunde der vorangegangenen Untersuchung aus den Augen zu verlieren.

5.2 Ansätze und weiterführende Fragen: über Zürich West hinaus

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, einen Beitrag zum Verständnis der Verläufe von Transformationen innerstädtischer Brachflächen zu neuen Stadtteilen zu leisten. Was hat nun die vorliegende Untersuchung gebracht? Was lässt sich aus den in Zürich gewonnenen Erkenntnissen für vergleichbare Planungsaufgaben lernen?

An die zuvor dargestellten sechs zentralen Befunde zu Zürich West anknüpfend, werden hier Ansätze und weiterführende Fragestellungen formuliert, die Bezug nehmen auf:

- die räumliche Transformation im Verständnis einer Gesamtentwicklung,
- das städtebauliche Ziel der Nutzungsmischung und die Frage nach ihrer Umsetzbarkeit,
- Steuerungsmöglichkeiten der öffentlichen Hand zu privaten Entwicklungsvorhaben,
- die Beteiligung der Öffentlichkeit an Kooperationen,
- Zwischennutzungen als Impulsgeber der Stadtentwicklung,
- die Nutzung öffentlicher Räume.

Ansatz A: Das Einzelne oder das Ganze –

Verinselung und die Notwendigkeit eines Rahmens

Zu Beginn der Veränderungsprozesse wird man immer wieder auf eine zentrale Frage stoßen: „Was ist das Leitbild bei alledem? Auf welche Vorstellung von Stadt hin soll die Entwicklung gelenkt werden – soweit und sofern sie lenkbar ist?“ (Selle 2005: 210). In den Debatten darüber waren vor zehn Jahren noch keine eindeutigen Antworten auf diese und damit verbundene Fragen zu finden. Es zeigte sich jedoch, dass „die Suche nach *einem* Leitbild und *einer* Vision der zukünftigen Stadt“ in die Irre führen kann (ebd.: 211). Stattdessen kam man zu dem Schluss, dass ein Leitbild auf die spezifischen Ausgangsbedingungen und authentischen Qualitäten der jeweiligen Städte und Regionen aufbauen sollte.

Heute ist zu beobachten, dass bei den meisten Umnutzungsprojekten der Versuch unternommen wird, eine leitende Vorstellung oder Vision zu entwickeln, wie es bei den einleitend vorgestellten Projekten Sulzerareal in Winterthur, Hafencity Hamburg und dem Ruhrgebiet der Fall war (vgl. S. 32ff.). Diese kann -und sollte- Ausdruck in einem formellen Konzept finden, das eine Gesamtstruktur festsetzt und gleichzeitig die Anpassung an sich verändernde Bedingungen zulässt (vgl. Müller et al. 2003: 172).

Das kann z. B. ein differenziertes Leitbild sein, oder eine Rahmen- oder Masterplanung (vgl. S. 32ff.).

Was ist Sinn und Zweck eines solchen leitenden ‚Rahmendokumentes‘? Für den Erfolg einer Stadtteilentwicklung ist es entscheidend, dass die einzelnen Teile des neuen Quartiers funktional und räumlich aufeinander abgestimmt werden. Insbesondere bei großen Flächen ist die Erarbeitung eines ‚Rahmendokumentes‘ ausschlaggebend, da durch ein solch grundlegendes Dokument „eine Zersplitterung durch unverbundene Einzelnutzungen verhindert“ werden kann (Müller et al. 2003: 172).

Genau diese Konsequenz zeigt sich in Zürich West: Eine solche Gesamtentwicklung scheiterte in diesem Fall daran, dass zu Beginn keine Gesamtstruktur festgelegt, sondern bei Planung und Umsetzung arealbezogen vorgegangen wurde – und immer noch wird (vgl. S. 114ff. u. S. 176ff.). Dabei gerieten wechselseitige Bezüge aus dem Blick und es kam zu einer räumlichen Verinselung, die sich nicht zuletzt auf die Nutzung, Wahrnehmung und Identifikation mit dem Quartier auswirkt (vgl. S. 301).

In Zürich West lag die Herausforderung darin, eine Vision zu erzeugen, der verschiedene Akteure mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und diskrepanten Interessen zustimmen. Allein die Akteursgruppe Politik war sich über eine Vision des zukünftigen Stadtteils nicht einig (vgl. S. 149ff.).

Neben dem Aspekt der ‚Verinselung‘ konnte aufgezeigt werden, dass ein einheitliches und rechtsverbindliches Leitbild die Steuerungsmöglichkeiten der Stadtplanung bei den Planungen zu überwiegend privaten Grundstücken hätte verbessern können. Hierzu mehr in Ansatz C (s. S. 335).

Ansatz B: Aus der Traum? –

über die Realisierbarkeit von Nutzungsmischung

Im Laufe der Zeit wurde im Städtebau mal die Mischung und mal die Trennung unterschiedlicher Nutzungen favorisiert.

Die historische Stadt war bis zur Industrialisierung durch ein dichtes Neben- und Durcheinander von Wohnen und Arbeiten charakterisiert (Wackerl 2011: 8). Mit der Industrialisierung und dem damit einhergehenden explosionsartigen Wachstum ehemaliger Dörfer zu Industriestädten wurde eine systematische Planung notwendig. Da insbesondere hygienische Zustände problematisch waren, wurde die Forderung nach „einer aufgelockerten Bauweise und einer stärkeren Nutzungsdifferenzierung innerhalb des Stadtgebietes“ (ebd.: 9) laut.

Erste rechtliche Regelungen hinsichtlich der Gliederung der Stadt in Zonen mit unterschiedlicher Nutzungsintensität wurden Ende des 19. Jahrhunderts getroffen (z. B. 1891 Zonenbauordnung in Frankfurt a. M.). Durch die räumliche und funktionale Zuordnung von Arbeitsgebieten, öffentlichen Einrichtungen, Wohnbereichen und Infrastrukturen sollten Lebensabläufe in der Stadt erleichtert werden (ebd.: 10).

Stadtmodelle, die Anfang des letzten Jahrhunderts entstanden, zeigen, dass sich die Nutzungsdifferenzierung zunächst auf die Trennung von Wohn- und Arbeitsbereichen konzentrierte. Mit der Charta von Athen aus dem Jahr 1933 wurde eine stärkere Trennung von Industrie, Handwerk, Geschäften, Verwaltung und Handel angestrebt (ebd.: 11).

In der Nachkriegszeit war die strikte räumliche Trennung von Nutzungsbereichen einerseits in Baunutzungsverordnungen verankert, andererseits wurde sie durch „wirtschaftliche Mechanismen von Boden- und Mietpreisen gefördert – wie etwa (durch) die ‚Citybildung‘, die Verdrängung der Wohnnutzung aus den Stadtkernen.“ (Albers 1997: 298 In: Wackerl 2011: 12). Diese Veränderungen waren -durch technischen und sozialen Wandel verstärkt- Grund dafür, dass sich in den dicht bebauten Großstadtvierteln kein intensives städtisches Leben mehr entwickelte (ebd.).

Diese Entwicklung wurde als Verlust an städtischer Qualität empfunden, der in den 70er-Jahren eine Kritik zur Nutzungstrennung entsprang: „(...) als Reaktion darauf entstand das neue Leitbild von der ‚verdichteten und verflochtenen‘ Stadt als Gegenentwurf zur ‚gegliederten und aufgelockerten‘ Stadt“ (ebd.: 14). Albers zeigt auf, dass sich das Modell der verdichteten Stadt

-obwohl zunächst nicht rechtlich verankert- schnell durchsetzte: Grundeigentümer und Investoren hatten ein Interesse daran, dichtere Wohnbebauungen umzusetzen, die ‚Urbanität‘ versprachen. Die ‚Verflechtung‘ mit anderen Nutzungen setzte sich jedoch nicht durch (vgl. Albers 1997: 298 In: Wackerl 2011: 14). Mit dem in den 80er-Jahren geprägten Leitbild der ‚Stadt der kurzen Wege‘ wurden verschiedene Vorteile der Nutzungsmischung dokumentiert: der Verkehr sollte reduziert, der Flächenverbrauch verringert und die Organisation des Lebens in der Stadt erleichtert werden. Funktionsmischung entwickelte sich seither zunehmend zur Voraussetzung für die Schaffung von ‚Stadt‘ (vgl. Wackerl 2011: 17f.).

Die Forderung nach Verdichtung und Nutzungsmischung spiegelt auch heute das Verständnis von Stadtentwicklung wider (vgl. Herzog, de Meuron 2003). Insbesondere ehemals gewerblich oder industriell genutzte Areale bieten ein Entwicklungspotenzial an Wohn-, Arbeits- und Erholungsflächen (vgl. Valda, Westermann 2004). Bei vielen Umnutzungsprojekten zeigt sich die Intention, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Nutzungen nicht länger zu segregieren, sondern durch Nutzungsmischung ‚belebte‘ Stadtquartiere zu schaffen. Bei der Umnutzung brachgefallener Areale scheint Nutzungsmischung als städtebauliches Ziel daher vielfach unstrittig. Ihre Umsetzung scheitert aber an einer Reihe von Restriktionen: Investoreninteressen und Vermarktungsgesichtspunkte stehen oftmals feinkörniger Nutzungsmischung und öffentlichkeitsbezogenen Erdgeschossnutzungen entgegen. Diese Einschränkungen zeigen sich in Zürich West: Zwar wurden Projekte mit unterschiedlichen Nutzungen realisiert, doch sie liegen weit auseinander -sind also nicht feinkörnig gemischt- und es mangelt an Erdgeschossnutzungen, durch welche die Öffentlichkeit erreicht werden könnte (vgl. S. 87).

Die Ergebnisse zu Zürich West zeigen, dass die Realisierung von öffentlichkeitsbezogenen Nutzungen in den Erdgeschossen aufgrund mangelnder Nachfrage bislang nicht rentiert – und daher von Grundeigentümern und Investoren kaum umgesetzt wird (vgl. S. 326). Grund dafür kann der eher niedrige Wohnanteil

sein, aufgrund dessen die soziale Dichte im Quartier gering bleibt. Gleichzeitig wird diese nochmals durch den Bau von Hotels, Zweitwohnungen und Wohnangebote im hochpreisigen Segment geschmälert. Das zeigt, dass fachliche Ziele und Aussagen durch wirtschaftliche Interessen überlagert werden (s. Ansatz C).

Darüber hinaus wird in Zürich West deutlich, dass die Mischung von gehobenem Wohnen und der verbliebenen Club- und Barszene zu Konflikten führen kann. In Zürich West fühlen sich Bewohnerinnen und Bewohner vor allem durch Lärmemissionen und Littering gestört (vgl. S. 286).

Diese Ergebnisse werfen weiterführende Fragen zur Nutzungsmischung oder -trennung auf:

Wie sinnvoll ist es, Nutzerinnen und Nutzer mit derart diskrepanten Ansprüchen an das Quartier zu durchmischen bzw. nebeneinander bestehen zu lassen? Worin liegen die Vorteile der Nutzungsmischung? Was spricht für eine Nutzungstrennung? Wie lassen sich Konflikte vermeiden? Welche Maßnahmen müssten zum Erhalt und zur Förderung der Heterogenität und Diversität entwickelt und eingesetzt werden?

Ansatz C: New deal oder no deal –

Steuerung privater Entwicklungsvorhaben

Das Planungsverständnis und allgemein das Verständnis vom staatlichen Einfluss auf gesellschaftliche Prozesse hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten stark verändert (vgl. Benz 2007):

In den sechziger und frühen siebziger Jahren war das Bild verbreitet, dass die Steuerung, Planung und Gestaltung komplexer gesellschaftlicher Prozesse wesentlich durch Politik und Verwaltung erfolgte, wodurch gemeinsames Agieren zum Zwang (und dann auch Alltag) wurde.

In den neunziger Jahren setzte sich die Vorstellung durch, dass öffentliche Akteure und ihre Handlungen vom Wirken anderer Akteure beeinflusst sind. Mayntz (1997: 286) erklärte, dass das politische Handeln eine Steuerung innerhalb der funktionell differenzierten Gesellschaft darstelle, dass die Gesellschaft selber aber nicht steuerbar sei. Dies lag nach damaligem Verständnis

daran, dass sich die Steuerung als Teil des sozialen Wandels mit anderen Prozessen überlagert und diesen zwar beeinflusst, aber nicht lenkt.

Etwa zehn Jahre später wurde das Bild eines steuernden Subjekts von der Vorstellung der Kooperation mehrerer Akteure abgelöst. Die Möglichkeiten des gemeinsamen Agierens von Individuen, öffentlichen und privaten Institutionen rückten ins Zentrum des Interesses (vgl. Selle 2010). Daraus resultiert eine grundlegende Verschiebung tradierter Fachperspektiven, bei der die Trennung von Steuerungssubjekt und -objekt immer unschärfer wird.

Dieses noch sehr junge Verständnis von der prozesshaften, kooperativen Planung ist zwar im Sprachgebrauch der Fachwelt verbreitet, doch unser Wissen über die Verläufe derartiger kooperativer Planungsprozesse ist beschränkt.

Am Beispiel von Zürich West konnten diese exemplarisch nachvollzogen werden. Dabei wurde deutlich, dass die Kooperation hauptsächlich zwischen Privaten und der öffentlichen Hand stattfindet (hierzu mehr in Ansatz D, s. S. 339ff.) und informelle Aushandlungen zwischen den beiden Verhandlungspartnern von großer Bedeutung sind.

Pegels (2004) beschreibt derartige Aushandlungsprozesse am Beispiel der Produktion öffentlich nutzbarer Räume, die in privatem Besitz sind. Sie zeigt auf, dass sich „das Zusammenspiel öffentlicher und privater Kräfte in ständigem Wandel befindet, (dass) die Suche nach der Ausgewogenheit der Interessen, nach einem partnerschaftlichen Verhältnis zueinander, bereits einen langen Weg gegangen ist.“ (Pegels 2004: 148). Bei diesen informellen Aushandlungen werden „Tauschgeschäfte“ vereinbart, die Pegels treffend beschreibt: „Für die Leistung, die der Bauherr (oder die Bauherrin) zugunsten der Öffentlichkeit erbringt, wird er in Form einer Genehmigung zur Errichtung zusätzlicher Geschossfläche (in Zürich: Erhöhung der Ausnutzung) belohnt, die ihm auf lange Sicht finanzielle Einnahmen versprechen.“ (ebd.: 154). Die Aushandlungen basieren also auf gegenseitigen Zugeständnissen, die für beide Seiten Vor- und Nachteile mit sich bringen.

Diese informellen Aushandlungen finden Ausdruck in Rahmenkonzepten formeller Art, z. B. in Absichtserklärungen, städtebau-

lichen Verträgen, Gestaltungsplänen, Städtebaulichen Prinzipien oder Stadtentwicklungskonzepten.

Dabei ließ sich feststellen, dass die erklärten Ziele nicht per se mit den tatsächlich verfolgten Zielen übereinstimmen, die sich im Steuerungsverhalten der Stadt und in der Entwicklungslogik der Grundeigentümer und Investoren ausdrücken (vgl. S. 188ff.). Diese Erkenntnis verdeutlicht unmittelbar den Bedarf an offenkundigen Absichten und an transparenter Kommunikation. Damit einher geht das Bedürfnis nach verbindlichen Orientierungsmöglichkeiten, denn es zeigte sich in Zürich, dass die gemeinsam erarbeiteten Rahmenkonzepte teilweise nicht rechtsverbindlich waren. Die ‚Stärke‘ der öffentlichen Hand gegenüber dominierenden Interessen, um Neues in Gang zu setzen oder Begonnenes bei Akteurswechseln beizubehalten, wurde dadurch geschwächt.

Andere rechtliche Grundlagen ermöglichten bereits eine so hohe Ausnützung, dass die Stadt den Privaten nichts mehr ‚anzubieten‘ hatte. Während letztere von den Entwicklungen profitier(t)en, konnte erstere bei Forderungen zur Beteiligung an öffentlichen Infrastrukturen kaum Erfolge erzielen – obwohl für die Investoren durch infrastrukturelle Maßnahmen auch ein Mehrwert zu erzielen wäre (vgl. S. 186ff.).

Offensichtlich besteht die Notwendigkeit, für derartige Kooperationen Rahmenbedingungen zu schaffen, welche die ‚Spielregeln der Tauschgeschäfte‘ festsetzen und Verhandlungen ‚auf Augenhöhe‘ ermöglichen. Insbesondere Planungsinstrumente und rechtliche Grundlagen, durch welche die Stadt zur gleichwertigen Verhandlungspartnerin wird, sind ein dringendes Desiderat.

Diesbezüglich liefert die vorliegende Arbeit bereits zwei exemplarische Möglichkeiten:

a) die Bau- und Zonenordnung:

Die Bau- und Zonenordnung und die entsprechenden Flächennutzungspläne bergen das Verhandlungspfund. Es scheint daher sinnvoll, Ausnutzungsziffern in Entwicklungsgebieten mit

überwiegend privaten Grundstücken nicht auf das Maximale festzusetzen, sondern (Verhandlungs-)Spielräume zu belassen.

b) die Mehrwertabschöpfung:

Die Mehrwertabschöpfung kommt in wenigen anderen schweizerischen Kantonen zur Anwendung und erlaubt Kommunen, Eingeständnisse zu erteilen. Im Gegenzug können für den angebotenen Mehrwert finanzielle Mittel zu öffentlichen Zwecken abgeschöpft werden. Ob diese in konkrete Projekte fließen, so dass für den ‚abgeschöpften Privaten‘ transparent ist, an welcher Maßnahme er beteiligt ist, oder ob die Finanzen in einen Topf fließen, der z. B. generell für öffentliche Infrastrukturen gedacht ist, scheint aus der Perspektive der Stadt zunächst zweitrangig. Wenn man diese Frage aus der Sicht der Privaten betrachtet, wird unmittelbar deutlich: je transparenter, desto höher wird ihre Bereitschaft sein, sich finanziell zu beteiligen.

Die an den Gleisbogen andockenden Pocketparks zeigen beispielhaft, dass die Beteiligung transparent nachvollziehbar sein kann:

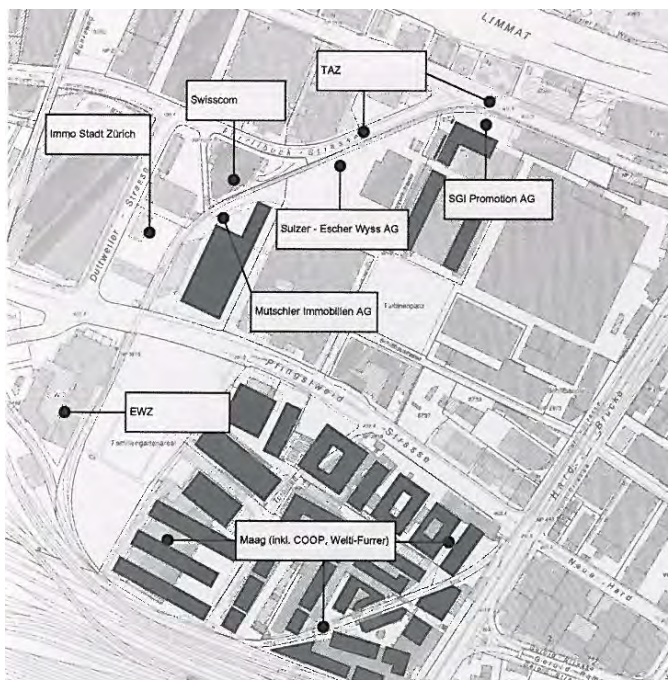


Abbildung 225: Angrenzende Grundeigentümer Gleisbogen

(Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) 2004: 79)

Die Möglichkeiten der öffentlichen Akteure, Prozesse zu lenken und Entwicklungen zu steuern, sind demnach immer auch eine juristische Frage, die Anlass zu weiteren Forschungen gibt.

Wie oben erwähnt, bezog sich die Kooperation auf zwei Verhandlungspartner. Welche Rolle aber spielt die Beteiligung der Öffentlichkeit an den Planungen zu überwiegend privaten Grundstücken?

*Ansatz D: Alles ‚Zuckerguss‘ –
über (Pseudo-)Bürgerbeteiligung hinaus...*

Wenn hier von ‚Öffentlichkeits- und Bürgerbeteiligung‘ die Rede ist, ist der gezielte Einbezug von Bürgerinnen und Bürgern an Stadtentwicklungsprozessen durch partizipative und kooperative Verfahren gemeint. Derartige geplante Beteiligungsprozesse finden sich seit mehr als zwei Dekaden in der Praxis. Ihre Bedeutung wird durch Forderungen nach ‚mehr Beteiligung‘ hervorgehoben – seitens der Stadtentwicklungspolitik z. B. mit der Leipzig-Charta von 2007 (vgl. BMVBS 2012: 11; BMVBS 2007: 5ff.) und seitens der Bürgerinnen und Bürger, u. a. durch Proteste, die mit ‚Stuttgart 21‘ (vgl. Wulfhorst 2013: 1) ihren Höhepunkt fanden. Selle (2013) ergründet in der Publikation „Über Bürgerbeteiligung hinaus: Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe?“, wie Bürgerinnen und Bürger an aktuellen Prozessen beteiligt -bzw. nicht wirklich beteiligt- werden. Aufgedeckt wird, dass immer „mehr“ und noch „innovativere“ Verfahren (...) die Möglichkeit bieten sollen, dass sich Bürgerinnen und Bürger „einbringen“ können und „mitgenommen“ werden (Selle 2013: 339). Selle kommt zu dem Schluss, dass die derzeitige Form der Beteiligung die Stadtplanung nicht fördert und Bürgerinnen und Bürger frustriert und verärgert. Mit dem Appell „Hört also auf, auf diese Weise zu „beteiligen“!“ (Selle 2013: 337) plädiert er daher für eine andere Art der Partizipation. Es geht demnach weniger um ‚mehr‘ Beteiligung, sondern vielmehr darum, ‚wie‘ beteiligt wird.

Auch in der Schweiz ist die Beteiligung der Öffentlichkeit ein aktuelles Thema. Krug (2012) stellt am Beispiel der Umstrukturie-

zung des Sulzerareals in Winterthur (vgl. S. 36ff.) die These auf, dass „Bürger in der Pflicht stehen, rechtzeitig ihre Wünsche und ihre Begehren zu formulieren“ (Krug 2012: 249). Er plädiert daher für einen stärkeren Einbezug aller Bürgerinnen und Bürger, „um deren Kompetenzen, Ideen und Konfliktlösungsfähigkeiten“ intensiver zu nutzen (ebd.: 252). Der Bedarf nach Räumen und Möglichkeiten, wo die Öffentlichkeit sich einbringen kann, wird offensichtlich.

In Zürich West war geradezu exemplarisch zu beobachten, dass sich die Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern weitestgehend auf ihre Information beschränkt.

Mit dem Stadtforum gelang es zunächst -in einer konfliktreichen und politisch angespannten Situation-, verschiedenste Akteure zusammenzubringen, um die unterschiedlichen Sichtweisen in einer fachlichen Diskussion zusammenzuführen. Das daraus hervorgehende ‚Kooperative Planungsverfahren‘ erweckt zunächst den Anschein, dass diese breite Beteiligung fortgesetzt wurde. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zeigen jedoch, dass dieses Versprechen nicht eingelöst wurde (vgl. S. 203ff.).

Stattdessen fanden wichtige Teile der Verhandlungen über die zukünftige Entwicklung des Gebietes hinter verschlossenen Türen statt (vgl. S. 173ff.). Die Kooperation bezog sich dabei auf die Partner, die -wie oben bereits erwähnt (s. Ansatz C, S. 335ff.)- etwas Materielles (z. B. Grundeigentum oder Investitionen) zur Kooperation beitragen konnten.

Würde man die Veränderungsprozesse als „demokratische Entwicklungsprozesse“ verstehen, von denen ebenfalls bei Krug (2012) die Rede ist, unterschieden sich die Akteurskonstellationen und Beteiligungsverfahren von den heute vorzufindenden. Es geht dabei nicht darum, Formate von Beteiligungs- und Dialogprozessen wie Werkstätten, Foren etc. zu be- oder gar abzuwerten – im Gegenteil: Die Befunde zeigen, dass die Möglichkeiten der Öffentlichkeitsbeteiligung nicht ausgeschöpft wurden. Hier drängt sich die Frage auf, welche Gründe es dafür gibt? War ihre Beteiligung nicht erwünscht? Denn Möglichkeiten für eine öffentliche und transparente Partizipation der Bürgerinnen und Bürger hätte es im Prozess ‚Zürich West‘ durchaus gegeben:

Zu Beginn wäre eine Zukunftskonferenz möglich gewesen, um eine gemeinsame Vision, ein Leitbild, für das Gebiet zu entwickeln.⁵¹ Bei diesem Verfahren kommen die unterschiedlichen, von den Veränderungen betroffenen und daran beteiligten Akteure zusammen, um grundlegende Aspekte für eine „wünschenswerte Zukunft“ zu erarbeiten (Krug 2009: 252).

Die Kooperationen -z. B. die Testplanungen in der ersten Phase der Kooperativen Entwicklungsplanung- hätten offener, transparenter und in der Beteiligung breiter angelegt werden können – mit dem Ziel, bürgerorientierte Rahmenbedingungen zu schaffen, die dann aber auch rechtsverbindlich und durch- bzw. umsetzbar sind. (Wobei ein klarer Bezug zum vorherigen Ansatz C deutlich wird: Entsprechende Steuerungsmöglichkeiten und Planungsinstrumente sind hierzu erforderlich.)

In Zürich West wurde deutlich, dass Bürgerinnen und Bürger aus den konkreten Planungen zu den Arealentwicklungen rausgehalten wurden – offensichtlich wollten öffentliche und private Akteure nicht, dass Bürgerinnen und Bürger diesbezüglich Einfluss nehmen. Dieses Ergebnis wirft Fragen auf, die Anlass für weitere Forschungen geben: Wie lassen sich Forderungen nach Öffentlichkeitsbeteiligung und Transparenz mit Eigentümer- und Investorengesprächen vereinbaren? Welchen Einfluss kann und darf die öffentliche Meinungsbildung auf das Ausschöpfen von Rechten Privater haben? Welcher Mehrwert wäre zu erwarten, wenn die Interessen und Bedürfnisse von Bürgerinnen und Bürgern bei derartigen Verhandlungen zur Geltung kämen?

Ansatz E: Kreativ und trendy –

Zwischennutzungen als Impulsgeber der Stadtentwicklung

Obwohl die Zwischennutzung an sich kein neues Phänomen ist, sind Zwischennutzungen „feste(r) Bestandteil aktueller Diskurse über Stadtentwicklung und Städtebau“ (Misselwitz et al. 2013: 373).

Insbesondere zwei aktuelle Studien aus der Schweiz und Deutschland befassen sich mit den Potenzialen der Zwischennut-

⁵¹ In Winterthur wurde dieses, erstmals von Weisbord beschriebene, amerikanische Verfahren bei der Entwicklung des Sulzer-Areals angewandt (vgl. Krug 2009: 252).

zung und plädieren dafür, sie verstärkt bei der Entwicklung von Stadt zu berücksichtigen (vgl. Angst et al. 2010; Misselwitz et al. 2013). Unterschieden werden dabei Zwischennutzungen, die sich ‚von unten nach oben‘ entwickeln oder ‚von oben nach unten‘ gezielt als Instrument eingesetzt werden.

In Zürich West ließ sich nachvollziehen, wie sich Pioniere das Gebiet durch Zwischennutzungen aneigneten, belebten und zum Trendquartier entwickelten. Damit wurde ein wichtiger Impuls für die weiteren Veränderungen ausgelöst, den sich die öffentliche Hand und private Entwickler zu eigen machten und nutzen, um das Gebiet als ‚Trendquartier‘ zu vermarkten (vgl. S. 273ff.). Die weiteren zu beobachtenden und in dieser Arbeit dargestellten Entwicklungsverläufe zeigen, dass ‚schwache‘ Nutzungen durch ‚starke‘ Nutzungen verdrängt werden und ein Nebeneinander (bislang) kaum möglich ist. Eine Ausnahme stellt dabei das Geroldareal dar, da es aus vielen kleinen Parzellen besteht und nicht ‚im Ganzen‘ umstrukturiert werden kann. Bislang bemühte sich die Stadt Zürich vergeblich darum, alle Parzellen aufzukaufen, um das Areal gesamthaft zu entwickeln, da sich insbesondere ein Grundeigentümer für den Erhalt der bisherigen Nutzungen einsetzt (vgl. S. 216).

Diese am Beispiel von Zürich West exemplarisch zu beobachtende Entwicklung ist typisch für ‚Gentrifizierung‘, mit der „die ökonomische Aufwertung und die kulturelle sowie die damit verbundene symbolische Umwertung innenstadtnaher (Wohn-)viertel (gemeint ist), die mit Prozessen des Zuzugs und der Verdrängung einhergehen.“ (Huber 2012: 39). Diese Entwicklungsverläufe sind bekannt und viel diskutiert (z. B. Holm 2010; Smith 1996). Neu ist allerdings, dass sich Stadtplanung und Politik für die Förderung und den Erhalt der ‚schwachen‘ Nutzungen einsetzen, um ihre Potenziale für die Stadtentwicklung zu nutzen, wie es in dieser Arbeit aufgezeigt werden konnte (vgl. S. 213ff.).

Zwischennutzungen bieten dabei das Potenzial, mindestens als pragmatische Lückenbüsserin zu fungieren, im Idealfall aber als Impulsgeberin für eine schrittweise, prozessuale Stadtentwicklung eingesetzt zu werden (vgl. Misselwitz et al. 2013: 37 u. 375).

Relevant scheint dabei insbesondere die Tendenz und Rückbesinnung auf die Entwicklung von Stadt durch lokales Kapital und vorhandene Ressourcen (ebd.: 374f.), wie folgendes Zitat verdeutlicht:

„Mit dem wachsenden Bewusstsein, dass die eigene Lebensweise unmittelbar mit der Produktion des Lebensumfeldes zusammenhängt, ergreifen Menschen Initiative, um wieder direkten Einfluss auf die Gestaltung und Nutzung ihrer Umwelt zu nehmen.“ (ebd.: 374).

Vor diesem Hintergrund gilt es, sich wieder darauf zu besinnen, was ‚Stadt‘ bedeutet. Auch Wackerl stellt sich am Ende seiner Dissertation die Frage, „was uns die (...) Stadt jenseits von Leitbildern, Fachdiskussionen und Marktmechanismen heute Wert ist und was jeder Einzelne von uns bereit ist, dafür persönlich zu investieren.“ (Wackerl 2011: 260).

Denn Stadt ist mehr als eine politische Debatte, mehr als ein Leitbild, mehr als eine Aneinanderreihung oder Überlagerung von Planungsprozessen, mehr als der Gegensatz von gebautem und ungebautem Raum, mehr auch als Fachdiskussionen und die Orientierung an Markt und Rendite.

Stadt entsteht durch die Menschen, die ‚Stadt machen‘, indem sie sich einsetzen, auseinandersetzen und mitwirken. Stadt entsteht durch die Menschen, die ‚Stadt leben‘, indem sie sie aneignen, gebrauchen und ihre Möglichkeiten ausschöpfen.

Bleibe die Frage, ob sich aus den in Zürich gewonnenen Erfahrungen schließen lässt, dass die Aufwertung und Verdrängung von Nutzungen und Nutzern nicht (mehr) so unausweichlich aneinander gebunden ist? In Zürich West kommt eine Förderung der Kreativwirtschaft zu spät, da die Verdrängungsprozesse bereits sehr weit fortgeschritten sind (vgl. S. 211ff.). Für vergleichbare Entwicklungsgebiete lässt sich aus den gewonnenen Erkenntnissen folgern, dass durch Zwischennutzungen spezifische Qualitäten entstehen, die es zu erhalten und zu fördern lohnt (vgl. S. 213ff.). Gerade in einem Stadtgebiet, das durch die Transformation industrieller Bestandsflächen entsteht, sind die Zwischennutzer oftmals ‚die ersten Siedler‘. Sie sind die Pioniere, die die Stadt und das Leben in ihr wachsen lassen. Um zu verhindern, dass die Qualitäten, die durch sie entstehen, wieder verloren

gehen, sollten Möglichkeitsräume „für experimentelle Nutzungen als notwendige Ressource der Stadtentwicklung offen (ge)halten“ (Misselwitz et al. 2013: 373) oder ggf. durch Strukturen abgelöst werden, die der Entstehung von ‚Stadt‘ förderlich sind.

Ansatz F: Gährende Leere –

Wer nutzt den öffentlichen Raum wann und wie?

Das Thema der ‚öffentliche Räume‘ ist ein weitreichendes, das in Planung und Wissenschaft immer wieder auftaucht (vgl. Havemann, Selle 2010: 12). Dabei verändert sich der Fokus je nach Phase und rückt vom „Wohnungsumfeld innerstädtischer Quartiere“ über „Grünräume“ zum derzeit aktuellen Augenmerk auf „Räume in der inneren Stadt“ (ebd.). Bei der Realisierung von öffentlichen Räumen in Entwicklungsgebieten liegt der Schwerpunkt nochmal anders. Hier gilt es zunächst, durch vertragliche Vereinbarungen zwischen privaten Akteuren und der öffentlichen Hand überhaupt öffentliche Nutzungen auf privatem Land zu sichern und umzusetzen (vgl. Bauer 2010: 165).⁵²

Ist in diesen Gebieten dann ein dauerhaftes Gefüge an öffentlich nutzbaren Räumen angelegt, stellt sich die Frage nach ihrer Nutzung. Denn wie einführend beschrieben wurde, garantieren gut gestaltete Plätze, Parks und Promenaden nicht, dass sie auch tatsächlich ‚belebt‘ werden (vgl. S. 43ff.). Dabei scheint unstrittig zu sein, dass „mit der Planung und Gestaltung öffentlicher Plätze fast immer die Erwartung verbunden (ist), dass (...) sich möglichst viele und möglichst unterschiedliche Menschen gleichzeitig (dort) aufhalten“ sollen und „zwischen ihnen so etwas wie Kommunikation“ und Interaktion entsteht (Spiegel 2010: 251).

Die vorliegende Untersuchung zur Nutzung der öffentlichen Räume in Zürich West lässt den Schluss zu, dass diese Er-

⁵² Ausführlich wird die Produktion öffentlicher Räume im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten behandelt in Berding, Ulrich; Havemann, Antje; Pegels, Juliane; Perenthaler, Bettina (Hg.) (2010): *Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten*. Detmold.

wartungshaltung an ‚belebte‘ öffentliche Räume, in denen Interaktion stattfindet, hier nicht erfüllt wird.

Dabei kommt den öffentlichen Räumen und ihrer Nutzung in Zürich West eine hohe Bedeutung zu: Sie sind einerseits Resultat der vielschichtigen Planungsprozesse, übernehmen andererseits die Funktion der räumlichen Verknüpfung und sind gleichzeitig geprägt durch die Menschen, die sich alltäglich in ihnen bewegen, sie beleben und nutzen. Damit wird der öffentliche Raum und seine Nutzung zur Schnittstelle der drei untersuchten Dimensionen (s. Abbildung 226).

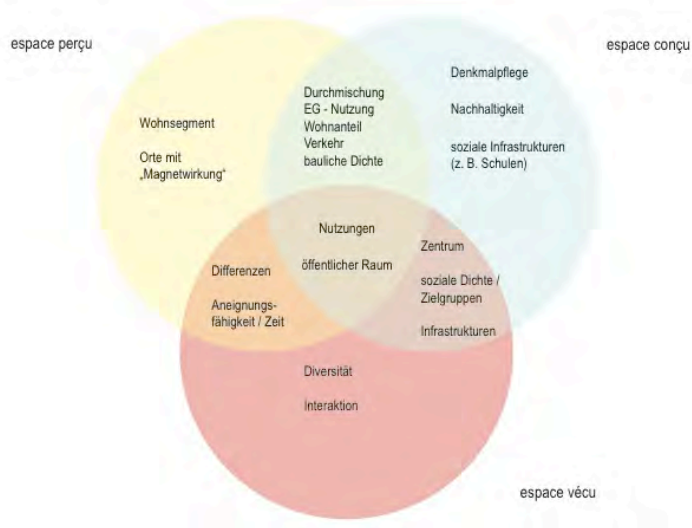


Abbildung 226: Schnittmenge Dimensionen

(Eigene Zeichnung)

Obwohl aufgezeigt werden konnte, dass durch die Entstehung der öffentlich nutzbaren Räume eine neue Qualität erreicht wurde -nämlich die Zugänglichkeit und Nutzbarkeit der zuvor abgeschlossenen Industrieareale (vgl. S. 85ff.)-, bleiben die soziale Dichte und die Intensität der Interaktion in den untersuchten Räumen generell gering. Es zeigt sich, dass die Räume überwiegend transitorisch und weniger zum Aufenthalt genutzt werden. Charakteristisch ist das gezielte Ansteuern von Einzelveranstaltungen, durch die die Räume temporär belebt werden.

Bleibt die Frage, welche Gründe es dafür gibt und wie sich die Nutzung der öffentlichen Räume fördern ließe? Hierzu erste Erklärungsansätze als Ausgangspunkt für weitere Forschungen:

Spiegel (2010) zeigt auf, dass die Nutzung öffentlicher Räume an eine Reihe von räumlich-funktionalen Rahmenbedingungen geknüpft ist, u. a.

- an Lage und Zentralität des Raumes und dem damit verbundenen Einzugsbereich,
- an die Funktion und Bedeutung der angrenzenden Gebäude und deren Anziehungskraft für potenzielle Nutzerinnen und Nutzer,
- an die Funktion des Stadtteils, in dem sich der Raum befindet (z. B. Geschäftsviertel, Wohngebiet, Mischgebiet etc.) und
- an die Dichte der Bebauung und die Vernetzung zu anderen öffentlichen Außenräumen (vgl. Spiegel 2010: 257).

Des Weiteren zeigt sich in Zürich West beispielhaft, dass die räumliche Entwicklung in verschiedenen Phasen und zeitlich versetzt stattfindet. Die Umsetzung und Gestaltung der öffentlichen Räume erfolgte erst, nachdem bereits verschiedene Areale isoliert voneinander entwickelt waren (vgl. hierzu Ansatz A, S. 331ff.). Nachträglich wird versucht, durch ein Gerüst an öffentlichen Räumen fehlende Verbindungen und unzureichende Vernetzungen herzustellen.

Das lässt darauf schließen, dass die Nutzung der öffentlichen Räume u. a. gefördert werden könnte, wenn

- der Wohnanteil und Einzugsbereich derart bestimmt wird, dass eine kritische Masse zur potenziellen Belebung der Räume erreicht wird,
- an die Außenräume Gebäude mit öffentlichkeitsbezogenen (Erdgeschoss-)Nutzungen angrenzen,
- sie in ihrer Funktion den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer des Stadtteils gerecht werden,
- Verbindungen und Vernetzungen zwischen einzelnen Teilräumen entstehen und
- ein dauerhaft angelegtes Freiraumgefüge frühzeitig konzipiert und in den räumlichen Kontext eingebettet wird.

Dem Befund der geringen Belegung der Außenräume zum Trotz wurden im Verlauf der empirischen Untersuchungen wiederholt zuversichtliche Äußerungen getroffen wie „Wenn der Park kommt, wird alles besser!“; oder „Wenn erst die Studenten da sind, wird Zürich West belebt sein!“ und: „Wir müssen der Stadt auch Zeit geben!“.

Unbestritten braucht die Stadt Zeit, um sich zu entwickeln, doch ist damit keinesfalls ein ‚Abwarten‘ und passives Verhalten seitens der Akteure gemeint. Vielmehr werden öffentliche wie private Akteure benötigt, welche die Prozesse der Stadtentwicklung aktiv und mit einem (gemeinsamen) Ziel vor Augen gestalten. Gleichwohl besteht ein Bedarf an Nutzerinnen und Nutzern, die ‚Stadt leben‘. Aktivität ist also gefragt, die sich nicht auf Herkömmliches beschränkt, sondern offensiv und mutig zur Umsetzung von Visionen beiträgt.

Was heißt das für uns als Stadtplanerinnen und Stadtplaner? Was können wir in derartigen Prozessen leisten? Hierzu einige abschließende Überlegungen.

5.3 Rolle der Stadtplanung: nur noch kurz die Welt retten?

Ausgangssituation der vorliegenden Arbeit waren die komplexen und dynamischen Verläufe der Veränderungsprozesse bei der Entwicklung innerstädtischer Brachflächen. Diese wurden am Beispiel von Zürich West von 1990 bis heute nachvollzogen und beschrieben. Lässt man die Verläufe der untersuchten Dimensionen Räumliche Transformation – Planungsprozesse – Raum(um)nutzung und ihre Bezüge untereinander Revue passieren, stellt sich eine abschließende Frage: Inwiefern wirken sich die veränderten Planungsaufgaben, die sich ‚der Planung‘ mit der Entwicklung innerstädtischer Brachflächen stellen, auf das Rollenbild der Stadtplanerin und des Stadtplaners aus? Was bedeuten die in Zürich West gewonnenen Erfahrungen für uns als Planerinnen und Planer? Was können öffentliche Akteure allgemein und Stadtplaner insbesondere in diesen Prozessen leisten?

Als ich mit dieser Arbeit begann, ging nicht nur von dem Entwicklungsgebiet eine Spannung und Anziehungskraft aus, auch -und gerade- ‚die Planung‘ zeugte von Innovation. Schlagwörter wie ‚Kooperative Entwicklungsplanung‘, Stadtforen und Dialogveranstaltungen erweckten den Anschein, dass in Zürich ‚Stadt‘ im Zusammenspiel vieler Akteure anhand fortschrittlicher Planungsprozesse entwickelt wird.

Die Gespräche mit den Interviewpartnerinnen und -partnern dämpften die anfängliche Euphorie: Ein Grundeigentümer, der die Entwicklung Zürich Wests mit persönlichem Engagement und finanziellen Mitteln unterstützte, brachte Frustration und Enttäuschung zum Ausdruck. Ein Städtebauexperte war der Überzeugung, dass Zürich West ‚verloren‘ und an verpassten Chancen nichts mehr zu ändern sei. Und viele fragten mich, ob ich mit meiner Arbeit nicht zu spät käme, ob überhaupt noch etwas zu ‚retten‘ sei. Was war geschehen? War ‚die Planung‘ gescheitert?

Im Verlauf des Arbeitsprozesses kamen weitere Ernüchterungen hinzu: Man hatte verpasst, eine Gesamtplanung durchzuführen, es gab weder Leitbild noch Masterplan, das Stadtforum diente der Deblockierung politischer Streitereien und nicht in erster Linie dem Fortschritt einer (integrierten) Stadtteilentwicklung, die Kooperationen mit privaten Entwicklern waren intransparent und die Stadt in schlechter Verhandlungsposition, die Öffentlichkeit wurde umfassend informiert, aber wenig beteiligt, und so weiter und so fort...⁵³ Und wer, wenn nicht die Stadtplanung, trägt die Verantwortung für diese (Fehl-)Entwicklungen?

Unter dem Rollenbild des Stadtplaners als ‚Weltretter‘, dass bis in die 70er-Jahre (in der Eigen- und Außenwahrnehmung) verbreitet war, wäre dem zumindest so gewesen. Umwelt und Gesellschaft waren nach diesem Verständnis planbar und die Planer die Superhelden, die anstrebten, eine verbesserungsbedürftige Welt positiv zu verändern (vgl. Selle 2005: 46ff.).

⁵³ Diese gerafften Ausführungen werden den Ergebnissen der Arbeit nicht gerecht. Sie werden ausführlich in den Zwischenresümees zu den empirischen Teilen und in den Kapiteln 5.1 und 5.2. dargestellt (s. S. 318ff. u. S. 330ff.).

Dieses (selbst)überschätzte Rollenbild ist bis heute nicht vollständig aus den Köpfen verschwunden. Gerhard Matzig, Redakteur der Süddeutschen Zeitung, beschrieb vor einigen Jahren bei einer Tagung seine Vorstellung des Stadtplaners⁵⁴: Superelastiko und Problemlöser sollte er sein. Ein Weltretter, der flexibel auf äußere Einflüsse und Gegebenheiten reagiert und gleichzeitig komplexe Anforderungen, die sich der Stadtentwicklung stellen, wirkungsvoll löst, um zukünftige Entwicklungen zu lenken.

Dieses Rollenverständnis des Weltretters -oder zumindest Weltverbesserers- wandelte sich in den 80er- und 90er-Jahren aufgrund verschiedener Erschütterungen. Einer Umfrage zufolge wurden die Superhelden zu „Feuerwehmännern“ und „nützlichen Idioten“ degradiert (Selle 2005: 49f.). Ihre Aufgabe sei es, Rahmenbedingungen für die Wirtschaft herzustellen, wobei die Stadtplanung zwischen die Mühlen von Wirtschaftsinteressen und Kommunalpolitik geriete (ebd.).

Diese ‚sich drehenden und zermalmenden Mühlen‘ -um bei dem Bild zu bleiben- ließen sich geradezu exemplarisch in Zürich West beobachten. In den 90er-Jahren wäre es hier Aufgabe der Stadtplanung gewesen, ein Rahmenkonzept für das Gebiet zu entwickeln und dieses in rechtskräftigen Dokumenten (z. B. Bau- und Zonenordnung, Gestaltungsplänen etc.) zu verankern. Nun wurde sich die Politik nicht einig über eine anzustrebende Gesamtstruktur, während gleichzeitig einige Grundeigentümer entwickeln wollten. War es richtig, in dieser ungeklärten und strittigen Situation als öffentlicher Akteur erste Aushandlungen mit Privaten zu führen? Hätte die Aufgabe der Stadtplanung nicht vielmehr darin bestehen müssen, zwischen den divergenten Meinungen zu vermitteln und eine Masterplanung voranzutreiben? Oder war die hier stattfindende Kooperation notwendig, um -an scheinbar unlösbaren und festgefahrenen Problemen vorbei- Stadt zu entwickeln?

⁵⁴ PT-Tagung (2009): *Neustart: Die Zukunft der Stadtplanung. Aufgaben. Profession.*
Lehre. RWTH Aachen.

Obwohl in dieser Zeit eine bürgernahe Planungslogik verfolgt wurde und die Stadt damit ihrer Aufgabe als Vertreterin der Interessen von Bürgerinnen und Bürgern nachkam, war es nicht möglich, politische und wirtschaftliche Interessen aus der Planung auszuklammern. Das zeigte sich in Zürich West rasch und einschneidend mit dem Einschreiten des Kantons als nächst höhere Instanz durch eine geänderte Bau- und Zonenordnung, welche die wirtschaftlichen Interessen planungsrechtlich untermauerte.

Daran wird deutlich, dass die Stadtplanung nicht über Politik und Wirtschaft steht und richtungsweisend steuern kann. Vielmehr scheint es darum zu gehen, einen Konsens zwischen vielen Akteuren zu erzielen und Stadtentwicklung im Zusammenspiel von Planung, Politik, Markt und Öffentlichkeit zu gestalten. Also sind Stadtplanerinnen und Stadtplaner weder übergeordnete Superhelden noch der Wirtschaft zuarbeitende ‚Feuerwehrmänner‘ oder (schon gar nicht) ‚nützliche Idioten‘. Sie befinden sich vielmehr auf Augenhöhe mit anderen Akteuren, die gemeinsam versuchen zu wirken und „Einfluss auf die räumliche Entwicklung“ (Albers 1988: 2 In: Selle 2005: 52) zu nehmen. Das Rollenverständnis des Stadtplaners verändert sich hin zum realitätsbewussten Teamplayer.

Dennoch, und das ist meines Erachtens entscheidend, kommt der Stadtplanung innerhalb des ‚Teams‘ eine zentrale Rolle zu:

Ohne sich über die anderen Akteure zu erheben, übernimmt sie innerhalb des ‚Teams‘ die Funktion der „Vermittlerin“ mit der Kernaufgabe, „öffentliche und private Belange gegeneinander und untereinander (abzuwägen)“ (Selle 2005: 55). Die Stadtplanung als öffentlicher Akteur behält also eine leitende Funktion, wie der Dirigent als Teil eines Orchesters (jedoch ohne auf dem Podest zu stehen): Der Dirigent allein macht noch keine Musik, aber ohne Dirigenten würden die Musiker durcheinanderspielen.

Mit diesem Bild wird nicht nur deutlich, dass das Handeln der gleichberechtigten Teamplayer voneinander abhängig und aneinander gebunden ist; es lässt auch den Schluss zu, dass die Stadtplanung einen ‚Dirigentenstab‘ braucht.

Übertragen hieße das, die Stadtplanung benötigt Steuerungsinstrumente, um Überblick, Lenkungsmöglichkeiten und Kontrolle zu behalten.

Dabei verfolgt sie Ziele und Werte, die

1. der Gestaltung von Planungsprozessen,
2. der Umsetzung von räumlichen Transformationen und
3. der Nutzung von Räumen durch die Öffentlichkeit

förderlich sind. Damit komme ich wieder zum Ausgangspunkt: den drei Dimensionen der Veränderungsprozesse.

Hat die Stadtplanung also tatsächlich Einflussmöglichkeiten auf alle diese Entwicklungen?

Ich bin der Überzeugung, dass derartige Planungsaufgaben zu meistern sind – unter der Voraussetzung, dass das Orchester zusammenspielt und der Dirigent seinen Stab in der Hand behält. Und während des gemeinsamen Konzerts sollte es natürlich im Interesse aller stadtplanenden Mitspielerinnen und Mitspieler liegen, ein kleines Stück der Welt zu verbessern.

Literatur

I. Allgemeine Literatur

- Acebillo, Josep; Lévy, Jacques; Schmid, Christian et al. (2012): Globalization of urbanity. Mendrisio.
- Albers, Gerd (1997): Zur Entwicklung der Stadtplanung in Europa – Begegnungen, Einflüsse, Verflechtungen. Braunschweig / Wiesbaden.
- Alexander, Christopher (1966): A City is not a tree. Reprint from the magazin Design, London: council of Industrial design, N° 206, 1996. London.
- Andres, Lauren (2006): L'émergence d'une nouvelle centralité: le Flon. In: Urbanisme, N° 349. Paris.
- Andres, Lauren (2006): Temps de veille de la friche urbaine et diversité des processus d'appropriation: la Belle de Mai (Marseille) et le Flon (Lausanne). In: Géocarrefour. Numéro Vol. 81/2. Lyon.
- Angéllil, Marc; Christiaanse, Kees; Lampugnani, Vittorio Magnago; Schmid, Christian; Vogt, Günther (2013): Urbane Potentiale und Strategien in Metropolitanregionen. Am Beispiel des Metropolitanraums Zürich. Nationales Forschungsprogramm NFP 65. Neue Urbane Qualität. Zürich.
- Angéllil, Marc; Christiaanse, Kees; Lampugnani, Vittorio Magnago; Schmid, Christian; Vogt, Günther; Weidmann, Ulrich (2009): Urbane Potentiale und Strategien in metropolitanen Territorien am Beispiel des Metropolitanraums Zürich. Nationales Forschungsprogramm NFP 65. Neue Urbane Qualität. Zürich.
- Angst, Marc; Klaus, Philipp; Michaelis, Tabea; Müller, Rosmarie; Müller, Stephan; Wolff, Richard (2010): Zone*imaginaire. Zwischennutzungen in Industriearealen. Zürich.
- Angst, Marc (2004): zone*imaginaire. Momentaufnahme eines Industriequartiers im Aufbruch. Aarau.
- Angst, Marc (2003): zone de l'imaginaire – Vom Potenzial der Zwischennutzung im südlichen Bahnhofsgelände Aarau. Heimatschutz Sauvexgarde. Zürich.
- Anz, Philipp; Walder, Patrick (Hg.) (1995): techno. Zürich.
- Argast, Frank (2002): Zürich West. Leitlinien zur planerischen Umsetzung. In: Collage Zeitschrift für Planung Umwelt und Städtebau, Nr. 2 / 2002. Allschwil. S. 21 – 23.
- Arlt, Peter (2006): Stadtplanung und Zwischennutzung. In: Haydn, Florian; Temel, Robert: Temporäre Räume. Konzepte der Stadtnutzung. Basel.
- Arras, Hartmut E.; Keller, Donald A. (1997): Stadtforum Zürich. Schlussbericht. Zürich.
- Bauer, Paul (2010): Fallbeispiele und Akteursgeschehen aus Zürich zum Thema 'öffentliche Räume'. In: Berding, Ulrich; Havemann, Antje; Pegels, Juliane; Perenthaler, Bettina (Hg.) (2010): Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten. Detmold.
- Bauer, Paul (2006): Zürich – die Stadt am Fluss, am See, im Grünen. In: Moll, Claudia (2006): Zürich. Ein Begleiter zu neuer Landschaftsarchitektur. München.
- Baum, Martina (2008): Urbane Orte. Ein Urbanitätskonzept und seine Anwendung zur Untersuchung transformierter Industrieareale. Dissertation Universität Karlsruhe (TH). Karlsruhe.
- Bärtschi, Hans-Peter (Hg.) (2002): Industriekultur in Winterthur. Basis: Produktion. Zürich.

Bärtschi, Hans-Peter (2006): Auf und Ab der Industrie. In: Hochparterre Beilage zu Nr. 6 – 7. Winterthur: Eine Stadt im Wandel. Zürich.

Beer, Bettina (Hg.) (2003): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin.

Bendl, Hermann; Rotter, Wilhelm (2000): Your Companion to English Literary Texts. Vol 1. Stuttgart.

Benz, Arthur et al. (Hg.) (2007): Handbuch Governance. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder. Wiesbaden.

Benz, Arthur (2004): Einleitung: Governance – Modebegriff oder nützliches sozialwissenschaftliches Konzept. In: Benz, Arthur (Hg.) (2004): Governance – Regieren in komplexen Regelsystemen. Wiesbaden.

Berding, Ulrich; Havemann, Antje; Pegels, Juliane; Perenthaler, Bettina (Hg.) (2010): Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten. Detmold.

Berding, Ulrich; Perenthaler, Bettina (2010): „Dazwischen“ – öffentlich nutzbare Räume im Schnittbereich kommunaler und privater Aktivitäten. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung Heft 2/2010. Berlin.

Blancpain, Robert M. (2005): Wachstumsmotor Kreativwirtschaft. In: Stadt Zürich. Stadtblick 12. Zürich.

Blum, Martin; Hofer, Andreas; P. M. (1993): KraftWerk 1. Projekt für das Sulzer-Escher Wyss Areal. Zürich.

Bodenschatz, Harald (2009): Die europäische Großstadt: Version 3.0. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25.

Bodenschatz, Harald (Hg.) (2005): Renaissance der Mitte. Zentrumsumbau in London und Berlin. Berlin.

Bodenschatz, Harald (2003): Perspektiven des Stadtumbaus. In: architektur aktuell Nr. 6 / 2003. (<http://de.ceunet.org/2003/06/01/perspektiven-des-stadtumbaus/>. Zugriff am 11.09.2012.)

Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.) (2009): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. Wiesbaden.

Braum, Michael; Schröder, Thies (Hg.) (2010): Wie findet Freiraum Stadt? Fakten, Positionen, Beispiele. Bericht der Baukultur. Basel.

Breitling, Peter (1979): „Urbanität“ als städtebauliche Zielvorstellung. In: Lehrstuhl für Städtebau und Regionalplanung der TU München (Hg.) (1979): Zwischen Transformation und Tradition. Städtebau in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Gerd Albers zum 60. Geburtstag. München.

Bruns-Berentelg, Jürgen (2010): HafenCity Hamburg: Öffentliche Stadträume und das Entstehen von Öffentlichkeit. In: Bruns-Berentelg, J.; Eisinger, A.; Kohler, M.; Menzl, M. (Hg.) (2010): HafenCity Hamburg. Neue urbane Begegnungsorte zwischen Metropole und Nachbarschaft. Wien.

Bruns-Berentelg, Jürgen; Eisinger, Angelus; Kohler, Martin; Menzl, Marcus (Hg.) (2010): HafenCity Hamburg. Neue urbane Begegnungsorte zwischen Metropole und Nachbarschaft. Wien.

BSA Ortsgruppe Zürich (Hg.) (2012): Zürich 1980 – 2012. Dynamik einer Stadtentwicklung. Zürich.

Bühler, Elisabeth; Kaspar, Heidi; Ostermann, Frank (2010): Sozial nachhaltige Parkanlagen. Forschungsbericht NFP 54. Zürich.

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (Hg.) (2012): 5 Jahre LEIPZIG CHARTA – Integrierte Stadtentwicklung als Erfolgsbedingung einer nachhaltigen Stadt. Integrierte Stadtentwicklung in den 27 Mitgliedstaaten der EU und ihren Beitrittskandidaten. Berlin.

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (Hg.) (2007): Integrierte Stadtentwicklung als Erfolgsbedingung einer nachhaltigen Stadt. Hintergrundstudie zur „Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt“ der deutschen EU-Ratspräsidentschaft. Berlin.

Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2008): Die Branchen der Schweiz: Reporting 2008. (www.are.admin.ch. Zugriff am 17.05.2011)

Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2005): Raumentwicklungsbericht 2005. Bern: BBL.

Bundesamt für Raumentwicklung ARE / Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft BUWAL (2004): Die Brachliegende Schweiz – Entwicklungschancen im Herzen von Agglomerationen. (www.are.admin.ch. Zugriff am 17.05.2011)

Burano-Gruppe (2002): Burano - eine Stadtbeobachtungsmethode zur Beobachtung der Lebensqualität. In: Riege, Marlo; Schubert, Herbert (Hg.) (2002): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. Opladen.

Charnock, Greig, Ribera-Fumaz, Ramon (2011): A new space for knowledge and people? Henri Lefebvre, representations of space, and the production of 22@Barcelona. In: Environment and Planning D: Society and Space 29(4) 613 – 632.

Christaanse, Kees; Höger, Kerstin; Michaeli, Mark; Rieniets, Tim (2006): Situations – Entwurf und Strategie im urbanen Raum. Reader zum Modul Stadt entwickeln. Zürich.

Couch, Chris; Fraser, Charles; Percy, Susan (Hg.) (2003): Urban regeneration in Europe. Oxford.

Curdes, Gerhard (1996): Entwicklung des Städtebaus. Perioden, Leitbilder und Projekte des Städtebaus vom Mittelalter bis zu Gegenwart. Institut für Städtebau und Landesplanung der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Aachen.

Dangschat, Jens S. (2009b): Das Down-Town-Syndrom. Über die Wiederbelebung der Innenstädte – aber zu welchem Preis? In: vhw, Forum Wohnen und Stadtentwicklung 5.

Dangschat, Jens S. (2009a): Architektur und soziale Selektivität. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25.

Delitz, Heike (2009): Architektursoziologie. Bielefeld.

Demont Catsicas, Hélène (et al.) (2009): Quartier du Flon: N46°31'17,18, E06°37'38,66. Lausanne.

Dialer, Claudius (2005): Urbane Vitalität durch Konversion. Städtebauliche Projektentwicklung auf Brachflächen als stadtplanerische Herausforderung. Dissertation TU Wien. Wien.

Diener, Roger; Herzog, Jacques; Meili, Marcel; de Meuron, Pierre; Schmid, Christian (2006): Die Schweiz. Ein städtebauliches Portrait. Basel.

Dirksmeier, Peter; Helbrecht, Ilse (2012): New Urbanism. Life, Work, and Space in the New Downtown. Surrey.

Dönitz, Ulrich; Panebianco, Stefano (2006): Die REGIONALEN in Nordrhein-Westfalen. Impulse für den Strukturwandel. MBV NRW / ILS NRW 2006. Aachen.

Dörfler, Thomas (2011): Antinomien des (neuen) Urbanismus. Henri Lefebvre, die HafenCity Hamburg und die Produktion des posturbanen Raumes: eine Forschungsskizze. Raumforschung und Raumordnung. Vol. 69. No. 2. S. 91 – 104.

Dörny, Sabine; Rosol, Marit (2011): Kreativwirtschaft als Motor der Stadtentwicklung? Das Beispiel Zürich. In: Matznetter, Walter; Musil, Robert (Hg.) (2011): Europa: Metropolen im Wandel. Wien.

Du Kulturmedien AG (Hg.) (2012): Art City Zürich. Mit dem Löwenbräu auf die Kunst-Weltkarte. Nr. 827 / 2012. Zürich.

Eberle, Orlando (2003): Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus Regulationstheoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West. Diplomarbeit der Universität Bern.

Eckart, Frank (2004): Soziologie der Stadt. Bielefeld.

Einig, Klaus; Grabher, Gernot; Ibert, Oliver; Strubelt, Wendelin (2005): Urban Governance. In: Information zur Raumentwicklung Heft 9 / 2005. Berlin.

Eisinger, Angelus (2010): Kultur der Metropole. Ein Versuch zu öffentlichen Räumen. In: Bruns-Berentelg, Jürgen; Eisinger, Angelus; Kohler, Martin; Menzl, Marcus (Hg.) (2010): HafenCity Hamburg. Neue urbane Begegnungsorte zwischen Metropole und Nachbarschaft. Wien.

Eisinger, Angelus; Reuther, Iris (2007): Zürich baut – Konzeptioneller Städtebau. Building Zurich: Conceptual Urbanism. Basel.

Eisinger, Angelus; Schmid, Christian (1999): Stadtumbau. In: Werk, Bauen und Wohnen Heft 11. Zürich.

Elden, Stuart (2004): Understanding Henri Lefebvre: Theory and the Possible. Bodmin. Cornwall.

Feldtkeller, Andreas (Hg.) (2001): Städtebau: Vielfalt und Integration. Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen. Stuttgart / München.

Feldtkeller, Andreas (1994): Die zweckentfremdete Stadt: wider der Zerstörung des öffentlichen Raums. Frankfurt am Main.

Flick, Uwe (2009): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Hamburg.

Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.) (2010): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg.

Friedrich, Sabine (2004): Stadtumbau Wohnen. Ursachen und methodische Grundlagen für die Stadtentwicklung mit Fallstudie zu Wohngebieten in Zürich. Zürich.

Gehl, Jan (2012): Leben zwischen Häusern. Berlin.

Gleichstellungsbüro der RWTH Aachen (2010): Geschlechtergerechte Sprache. (URL: www.rwth-aachen.de/gsb. Zugriff am 03.07.2014)

Goonewardena, Kanishka; Kipfer, Stefan; Milgrom, Richard; Schmid, Christian (2008): Space, Difference, Everyday Life. Oxon.

Gülden-zoph, Wiebke (2001): Strategien des Industriebrachenrecyclings im Kanton Zürich - Analyse, Vergleich und Evaluation. Zürich.

Grün Stadt Zürich (Hg.) (2006): Das Grünbuch der Stadt Zürich. Integral planen – wirkungsvoll handeln. Zürich.
Grün Stadt Zürich (Hg.) (2000): Limmatraum Stadt Zürich. Landschaftsentwicklungskonzept (LEK). Zürich.

Häberli, Michel; Maurer Thomas O. (Hg.) (2006): Dachkantine. Zwei Jahre Tanz über den Dächern von Zürich. Zürich.

- HafenCity Hamburg GmbH 2015 (2015): Das Projekt HafenCity. (<http://www.hafencity.com/de/ueberblick/das-projekt-hafencity.html>). Zugriff am 05.02.15).
- Hardturm AG; Kuhn Fischer Partner Architekten AG (2003): Limmatwest. Zürich.
- Harth, Annette; Scheller, Gitta (Hg.) (2010): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven. Wiesbaden.
- Hauser, Susanne; Kamleithner, Christa; Meyer, Roland (Hg.) (2011): Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Zur Ästhetik des sozialen Raumes. Bielefeld.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2000): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim / München.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (1992): Urbanität. Stadtentwicklungsplan. In: Magistrat der Stadt Wien, MA 18 (Hg.): Beiträge zur Stadtforschung., Stadtentwicklung, Stadtgestaltung. Wien.
- Havemann, Antje; Selle, Klaus (Hg.) (2010): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel – Analysen, Positionen, Konzepte. Detmold.
- Hayoz, Stephan (2008): Nachhaltige Entwicklung einer Zwischennutzung. Untersuchung der Entwicklung des ehemaligen Industriegebiets Lagerplatz auf dem Sulzer-Areal Winterthur in ein lebendiges Stadtquartier. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- Heider, Katharina (2007): Der Einfluss der Kreativwirtschaft in Zürich auf die Entwicklung von Stadtquartieren. Diplomarbeit, Universität Dortmund.
- Heiler, Jörg (2013): Gelebter Raum Stadtlandschaft. Taktiken für Interventionen an suburbanen Orten. Bielefeld.
- Herzog & de Meuron Architekturbüro (2003): Basel Dreispitz: eine städtebauliche Studie. Basel.
- Hilber, Maria Luise; Datko, Götz (Hg.) (2012): Stadtidentität der Zukunft. Berlin.
- Hitz, Hansruedi; Keil, Roger; Lehrer, Ute; Ronneberger, Klaus; Schmid, Christian; Wolff, Richard (Hg.) (1995): Capitales Fatales. Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich. Zürich.
- Hochparterre (Hg.) (2014): Löwenbräu – Areal. Themenheft von Hochparterre, Januar 2014. Zürich
- Hochparterre Beilage zu Nr. 12 (2010): verwegen – verworfen – verpasst. Ideen und Projekte für Zürich 1850 – 2009. Zürich.
- Hochparterre Sonderheft (2005): Escher-Wyss-Areal. Die Industrie bleibt! Zürich.
- Hochstadt, Stefan (2010): Öffentlichkeit und Privatheit: Wem gehört die Stadt? In: Informationskreis zur Raumplanung Nr. 148. Dortmund.
- Holm, Andrej (2010): Wir Bleiben Alle! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung. Münster.
- Hönig, Roderick (Hg.) (2010): Zürich wird gebaut. Ein Führer zur zeitgenössischen Architektur 1990-2010. Zürich.
- Hönig, Roderick; Moll, Claudia; Allemann, Björn (2009): Unterwegs in Zürich und Winterthur. Landschaftsarchitektur und Stadträume 2000 – 2009. Zürich.
- Hubeli, Ernst (1991): Nach Büroschluss tot?: Die heimliche Umnutzung von Industriearealen im Zürcher Industriequartier. In: Werk, Bauen + Wohnen. Industriebrachen. Band 78, Heft 1 / 2. Zürich.

Huber, Florian J. (2012): Gentrifizierung. Reflexion über einen kritischen Begriff in der Krise. In: *dérive. Vom Superblock zur Überstadt. Das Modell Wieder Wohnbau*. Nr. 46. Wien.

Huber, Werner (2006b): Mit kleinen Schritten zum grossen Ziel. In: *Hochparterre Beilage zu Nr. 6 – 7*. Winterthur: Eine Stadt im Wandel. Zürich.

Huber, Werner (2006a): Auf und Ab der Industrie. In: *Hochparterre Beilage zu Nr. 6 – 7*. Winterthur: Eine Stadt im Wandel. Zürich.

IBA GmbH (1999): Internationale Bauausstellung Emscher Park : IBA '99 : Katalog der Projekte 1999. Gelsenkirchen.

Infocenter Zürich-West (2009): Diverse Flyer zur Ausstellung. Zürich.

INURA Zürich Institut (2010): Zwischennutzungen. Bedeutung, Verfahren, Ideen. Eine Anleitung. Zürich.

Jauslin, Nicolas (2011): Das Zwischennutzungsprojekt «Basislager» in Zürich-Binz. Industriebranchenentwicklung und Kreativwirtschaftsförderung in Symbiose? Masterarbeit, Geographisches Institut der Universität Zürich. Zürich.

Job, Hubert; Koch, Martin (2002): Gewerbebrachflächenrecycling. Ein Beitrag zur nachhaltigen Raumentwicklung. In: Mayr, Alois et al. (Hg.): *Stadt und Region. Dynamik von Lebenswelten*. Leipzig.

Kalberer, Rima (2007): Bedeutung soziokultureller Zwischennutzungen auf brachgefallenen Industrie- und anderen Arealen. Bachelorarbeit, Geographisches Institut der Universität Zürich.

Kanton Zürich (2005): Verfassung des Kantons Zürich. Zürich.

Kanton Zürich (1975): Planungs- und Baugesetz. Zürich.

Kantensprung AG; Scheurer, Matthias; Grau, Pascale (Hg.) (2005): *Gundeldinger Feld: Vom Traum zum Raum*. Anleitung zur Umnutzung. Basel.

Klaus, Philipp (2013): *Immo Dorado Zürich West – Bilanz 2013*. Hg: Mieterinnen- und Mieterverband Zürich. Zürich.

Klaus, Philipp (2006): *Stadt, Kultur, Innovation: Kulturwirtschaft und kreative Kleinstunternehmen in der Stadt Zürich*. Zürich.

Klemme, Marion; Selle, Klaus (Hg.) (2010): *Siedlungsflächen entwickeln. Akteure. Interdependenzen. Optionen*. Detmold.

Klemme, Marion (2009): *Stadtentwicklung ohne Wachstum. Zur Praxis kommunaler Siedlungsflächenentwicklung. Empirische Befunde und Folgerungen zu Steuerungsverständnissen und -formen öffentlicher Akteure*. Veröffentlichte Dissertation. In: *PT-Materialien 24*. Aachen.

Kolkau, Anette (2001): *IBA Emscher Park: Impulse für den Wandel des Ruhrgebiets*. In: *Oberhausen entdecken*. Essen.

Koll-Schretzenmayr, Martina; Zöllig, Christof (2010): *Innenentwicklung akteursbezogen. Das Beispiel Wohnungsbau in Zürich*. In: Klemme, Marion; Selle, Klaus (Hg.) (2010): *Siedlungsflächen entwickeln. Akteure. Interdependenzen. Optionen*. Detmold.

Koll-Schretzenmayr, Martina; Müller, Valentin (2002): *Projektentwicklung und Vermarktung auf Industriebrachen*. In: *Disp 150*. Zürich.

- Koll-Schretzenmayr, Martina (2000): Strategien zur Umnutzung von Industrie- und Gewerbebrachen. Dissertation. Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung (ORL; heute IRL) an der ETH Zürich. Zürich.
- Kowall, Sabine; O'Connell, Daniel C. (2010): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.) (2010): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg.
- Kühne, Armin (1997): Regimewandel durch Großprojekte. Auf der Suche nach lokaler Handlungsfähigkeit in Zürich und Wien. Amsterdam.
- Kurtcuoglu, Sima (2006): Chance für Winterthur: Rückblick auf 17 Jahre Entwicklung im Sulzer-Areal. Diplomwahlfacharbeit Soziologie, ETH Zürich. Zürich.
- Küstners, Ivonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden.
- Langhagen-Rohrbach, Christian (2003): Räumliche Planung in Deutschland und der Schweiz im Vergleich. Rahmenbedingung, Akteure und praktische Umsetzung, dargestellt an den Beispielen Europaviertel (Frankfurt am Main) und Zürich West. Frankfurt am Main.
- Lampugnani, Vittorio Magnago; Keller, Thomas K.; Buser, Benjamin (Hg.) (2007): Städtische Dichte. Zürich.
- Lefebvre, Henri (2012): The production of space. Translated by Donald Nicholson-Smith. 31. Auflage. Oxford.
- Lelong, Bettina (2012): Exposé zum Dissertationsvorhaben. Netzwerkanalytische Untersuchung urbaner Transformationsprozesse: Die politische Durchsetzung der städtebaulichen Großprojekte HafenCity und Kop van Zuid (Arbeitstitel; nicht veröffentlicht).
- Littig, Beate, Bogner, Alexander, Menz, Wolfgang (2013): Experteninterviews. Wiesbaden.
- Locher, Adalbert (2002): Der Klub im Glas. In: Hochparterre. Band Nr. 4. Zürich.
- Loderer, Benedikt (Hg.) (2008): Pleiten und Profit im Brachenland Schweiz. In: Hochparterre. Beilage zu Nr. 11. Zürich.
- Loderer, Benedikt (2000): Die Gestalt des Gestaltungsplans. In: Hochparterre. Band Nr. 13. Zürich.
- Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte. Frankfurt am Main.
- Lüders, Christian (2009): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe et al. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck.
- Lütke Daldrup, Engelbert; Zlonicky, Peter; Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (Hg.) (2009): Grosse Projekte in Deutschen Städten. Berlin.
- Manderscheid, Katharina (2004): Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume. Wiesbaden.
- Mayntz, Renate (2006): Governance Theory als fortentwickelte Steuerungstheorie? In: Schuppert, Gunnar Folke (Hg.): Governance-Forschung. Baden-Baden. S. 11ff.
- Mayntz, Renate (1997): Soziale Dynamik und politische Steuerung: theoretische und methodologische Überlegungen. Frankfurt a. M. / New York.
- Mebold, Adrian (2009): Sulzerareal: in 20 Jahren ist ein Jahrhundertwerk entstanden. In Jahrbuch Winterthur, 2009, S. 88 – 97. Winterthur.
- Menzi, Renate (2000): Live im Photoshop. In: Hochparterre Band Nr. 11. Zürich.

Menzl, Marcus (2012): Hamburg – Reurbanisierungsprozesse in einer wachsenden Stadt. In: Brake, K.; Herfert, G. (Hg.) (2012): Reurbanisierung. Wiesbaden.

Menzl, Marcus (2010): Das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit in der HafenCity: ein komplexer Balanceakt. In: Bruns-Berentelg, Jürgen; Eisinger, Angelus; Kohler, Martin; Menzl, Marcus (Hg.) (2010): HafenCity Hamburg. Neue urbane Begegnungsorte zwischen Metropole und Nachbarschaft. Wien.

Merrifield, Andy (2006): Henri Lefebvre: A Critical Introduction. Oxon.

Metzger, Michael (2005): Stadion Zürich. Eine exemplarische Planungsgeschichte für Grossprojekte der Stadt Zürich? Diplomwahlfacharbeit Soziologie. Dozentur Soziologie, D-arch, ETH Zürich (nicht veröffentlicht).

Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2009): Experteninterview und der Wandel der Wissensproduktion. In: Bogner, Littig, Menz (Hg.) (2009): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. Wiesbaden.

Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2005): Experteninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.) (2005): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden.

Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Garz, Detlef; Kraimer, Klaus (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen.

Mikoleit, Anne; Pürckhauer, Moritz (2011): Urban Code. Zürich.

Misselwitz, Philipp; Oswald, Philipp; Overmeyer, Klaus (Hg.) (2013): Urban Catalyst – Mit Zwischennutzungen Stadt entwickeln. Shenzhen / China.

Misselwitz, Philipp; Oswald, Philipp; Overmeyer, Klaus (Hg.) (2003): Urban Catalyst – Strategies for Temporary Uses. Synthesis Report. TU Berlin.

Moll, Claudia (2006): Zürich. Ein Begleiter zu neuer Landschaftsarchitektur. München.

Moravánszky, Ákos; Schmid, Christian; Stanek, Łukasz (Hg.) (2014): Urban Revolution Now: Henri Lefebvre in Social Research and Architecture. Surrey.

Müller, Emanuel; Emmenegger, Barbara; Litscher, Monika; Steiner, Tom (2009): Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum. Schlussbericht. Luzern.

Müller, Heidi; Schmitt, Gisela; Selle, Klaus (2003): Stadtentwicklung rückwärts! Brachen als Chance? Aufgaben. Strategien. Projekte. Dortmund.

Mullis, Daniel (2009): Gentrification und Neoliberalisierung. Die Berner Stadtplanung im Fokus. Eine kritische Analyse der Stadtplanungsinstrumente am Beispiel des Lorrainequartiers. Bachelorarbeit und Forschungsbericht an der Universität Bern.

Muri, Gabriela (2011): Kontextualität – urbane Akteurinnen und Akteure – informelle Begegnungen: Urbane Öffentlichkeiten als gegenwartsspezifische Kontexte des Alltagshandelns. In: B. Emmenegger, M. Litscher (Hg.): Perspektiven zu öffentlichen Räumen. Theoretische und praxisbezogene Beiträge aus der Stadtforschung. Luzern: Interact, 205 – 225.

Muri, Gabriela; Friedrich, Sabine (2009): Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkultur zwischen geplanter und gelebter Urbanität. Wiesbaden.

Noack, Thomas; Ramseier, Katharina (2011): Verdichtung – Ja, aber wie? In: Tec21 48 / 2011. Zürich.

- Norbisrath, Gudrun (Hg.) (2005): Kultur an der Ruhr. Von A wie Aalto bis Z wie Zollverein. Essen.
- Odermatt, André; Klaus, Philipp; Van Wezemaal, Joris E. (2003): Zürich. Wirtschaftlicher Strukturwandel und Stadterneuerung. In: Geographische Rundschau, Heft 9, 55 Jg., Braunschweig, 20 – 26.
- Oehler, Patrick (2006): Zentrale Zwischennutzer in der Stadt Zürich. Das Maag Areal im Kontext des Escher Wyss Quartiers. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- Ostojski Ostoja, Piotr; van der Laan, Willem (Hg.) (1999): Kop van Zuid 2. Rotterdam.
- Paravicini, Ursula; Claus, Silke; Münkel, Andreas; von Oertzen, Susanna (2002): Neukonzeption städtischer öffentlicher Räume im europäischen Vergleich. Forschungsbericht. Hannover.
- Pegels, Juliane (2004): Privately Owned Public Space – New York Citys Erfahrungen im Umgang mit öffentlichen Räumen, die sich in privatem Besitz befinden. Dissertation an der Fakultät für Architektur der RWTH Aachen. I. Architektur, Nr.1. Freunde und Förderer des Reiff e. V., Aachen.
- Pfadenhauer, Michaela (2009): Auf gleicher Augenhöhe. Das Experteninterview – ein Gespräch zwischen Experte und Quasi-Experte. In: Bogner, Littig, Menz (Hg.) (2009): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. Wiesbaden.
- Plüss, Priska (2007): Bau- und Planungsrechtliche Aspekte von Zwischennutzungen. Abschlussarbeit MAS in Raumplanung, ETH Zürich.
- Powell, Kenneth (2000): Stadt im Umbau. Städtebau zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Stuttgart / München.
- Pryborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. München.
- PT-Tagung (2009): Neustart: Die Zukunft der Stadtplanung. Aufgaben. Profession. Lehre. RWTH Aachen.
- Reicher, Christa (et al.) (Hg.) (2011): Schichten einer Region. Kartenstücke zur räumlichen Struktur des Ruhrgebiets. Berlin.
- Reicher, Christa; Heider, Katharina; Schlickewei, Sven; Schröter, Sabrina; Waldmüller, Johannes (Hg.) (2011): Kreativwirtschaft und Stadt. Konzepte und Handlungsansätze zur Stadtentwicklung. Dortmund.
- Reicher, Christa; Niemann, Lars; Uttke, Angela (Hg.) (2011): Internationale Bauausstellung Emscher Park: Impulse. Essen.
- Reicher, Christa; Schauz, Thorsten (2010): IBA Emscher Park. Die Wohnprojekte 10 Jahre danach. Essen.
- Reicher, Christa; Klemme, Thomas (2009): Der öffentliche Raum. rha Reicher Haase Architekten + Stadtplaner. Ideen – Konzepte – Projekte. Berlin.
- Roth, Ueli (2011): Neu-Oerlikon: ein modernes Planungsmärchen? 1988 – 2010. Einige Hintergründe und die wichtigsten Urheber aus persönlicher Sicht. Zürich.
- Roth, Ueli (2005): So baut man eine Stadt: Neu-Oerlikon. In: Hochparterre Nr. 6 / 7. Zürich.
- Rütsche, Yvonne (2006): Erfolgsfaktoren der Entwicklung von Industriebrachen im Immobilienmarkt Schweiz. Masterthesis, CUREM Zürich.
- Schäfers, Bernhard (2006): Stadtsoziologie. Stadtentwicklung und Theorien – Grundlagen und Praxisfelder. Wiesbaden.
- Schimank, Uwe (2007): Elementare Mechanismen. In: Benz, Arthur et al. (Hg.) (2007): Handbuch Governance.

Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder. Wiesbaden.

Schnabel, Bernd; Selle, Klaus (2000): Das Stadtforum Zürich. Blockaden abbauen und Projekte zur Aufwertung benachteiligter Gebiete kooperativ entwickeln. In: Selle, K. (Hg.): Freiräume entwickeln – in Stadt und Region. Beispiele aus der Praxis. Dortmund.

Schneider (2009): Einblicke Ausblicke 2009. Sulzerareal. Broschüre der Sulzer Immobilien AG. Winterthur.

Schmid, Christian (2011): Henry Lefebvre's theory of the production of space. In: Summer School Global Urbanization in Comparative Perspective vom 11. – 16.07.2011, ETH Zürich, Zürich.

Schmid, Christian (2010): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart.

Schmid, Christian; Fülcher, Bernadette (2004): Zürich West – Zürich Nord. Erkundungen zum Städtischen. Booklet. Departement Architektur an der ETH Zürich. Zürich.

Schmidt, Christiane (2010): Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.) (2010): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg.

Scholz, Roland W. (et al.) (1996): Industrieareal Sulzer-Escher Wyss: Umwelt und Bauen: Wertschöpfung durch Umnutzung. Zürich.

Schubert, Dirk (Hg.) (2002): Hafen- und Uferzonen im Wandel, Analysen und Planung zur Revitalisierung der Waterfront in Hafenstädten. Berlin.

Schubert, Dirk (2002): Vom Traum zum Alptraum? Von den Docks zu den Docklands. Strukturwandel und Umbau der ehemaligen Hafensareale in London. In: Schubert, Dirk (Hg.): Hafen- und Uferzonen im Wandel, Analysen und Planung zur Revitalisierung der Waterfront in Hafenstädten. Berlin.

Schubert, Herbert (2010): Ein neues Verständnis von urbanen öffentlichen Räumen. In: Havemann, Antje; Selle, Klaus (Hg.) (2010): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel – Analysen, Positionen, Konzepte. Detmold.

Schwarze-Rodrian, Michael (2005): Masterplan Emscher Landschaftspark 2010. Essen.

Schweizerische Bundeskanzlei in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (2009): Geschlechtergerechte Sprache. Leitfaden zum geschlechtergerechten Formulieren im Deutschen. (<http://www.bk.admin.ch/dokumentation/sprachen/04915/05313/index.html?lang=de>. Zugriff am 03.07.2014)

Selden, Brigitte (1997): Industriegeschichtlicher Zeitzeuge im Wandel. Serie in drei Teilen. In: Ideales Heim (1997 / 1998): Heft Nr. 11, Heft Nr. 12 – 1, Heft Nr. 2. Zürich.

Selig, Veronika (2003): Stadtentwicklung ohne öffentliches Leben? In: Tec 21 3 – 4 / 2003. Zürich.

Selle, Klaus (2013): Über Bürgerbeteiligung hinaus: Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe? Analysen und Konzepte. Detmold.

Selle, Klaus (2011): Urbanität – eine Fortsetzungsgeschichte. Teil 1 – 4. pnd-online.

Selle, Klaus (2010b): Gemeinschaftswerk? Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger an der Stadtentwicklung. Aachen. Unveröffentlichte Studie.

Selle, Klaus (2010a): Stadtentwicklung. Die Koproduktion des Stadtraumes – Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung Heft 2 / 2010. Berlin.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (Hg.) (2011): Urban Pioneers. Stadtentwicklung durch Zwischennutzung. Berlin.

- Siebel, Walter (2002) Urbanität ohne Raum, Der Möglichkeitsraum. In: Kornhardt, Pütz, Schröder (Hg.), Mögliche Räume, Hamburg.
- Silberberger, Jan (2011): A qualitative investigation into decision-making within jury boards of architectural competitions. Fribourg.
- Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rammstedt, O. (Hg.) (1995): Georg Simmel Gesamtausgabe, Bd. 7. Frankfurt am Main.
- Smith, Neil (1996): The new urban frontier. Gentrification and the revanchist city. New York.
- Söderström, Ola (2000), Des images pour agir. Le visuel en urbanisme. Lausanne.
- Spiegel, Erika (2010): Stadtplätze als öffentliche Freiräume: wer nutzt sie wann, wie und warum? In: Havemann, Antje; Selle, Klaus (Hg.) (2010): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel – Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold.
- Stadt Zürich (Hg.) (2009a): Entwicklungskonzept Zürich-West. Leitlinien für die planerische Umsetzung. Zürich.
- Stadt Zürich (Hg.) (2009b): Zürich West. Bericht Entwicklungsgebiete Stadt Zürich. Zürich.
- Stadt Zürich (Hg.) (2007): Zürich-West. Vom Industrie- zum Trendquartier. Zürich.
- Stadt Zürich (Hg.) (2000): Entwicklungskonzept Zürich West. Kooperative Entwicklungsplanung. Zürich.
- Stadt Zürich (Hg.) (1997): Stadtforum Zürich. Schlussbericht. Zürich.
- Stadt Zürich, Fachstelle für Stadtentwicklung (Hg.) (2004): Nachhaltige Entwicklung Zürich West. Statusbericht 2004 aus Sicht der Stadt Zürich. Zürich.
- Stadt Zürich, Fachstelle für Stadtentwicklung, Amt für Städtebau (Hg.) (2003): Nutzungsstudie Zürich West 2003. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (2012): Dichter. Eine Dokumentation der baulichen Veränderung in Zürich – 30 Beispiele. Zürich.
- Stadt Zürich, Präsidialdepartement, Statistik der Stadt Zürich (Hg.) (2011c): Quartierspiegel. Escher Wyss. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (2011b): RES. Räumliche Entwicklungsstrategie des Stadtrats für die Stadt Zürich. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement (Hg.) (2011a): Entwicklungsgebiete. Zürich-West. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.) (2009): Baukultur in Zürich. Aussersihl Industrie / Zürich West. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (2006b): West_Wärts. Vom Industriequartier zu Zürich West. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement (Hg.) (2006a): Bau und Zonenordnung der Stadt Zürich. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.) (2006): Relikte der Industrie – Vergangenheit und Zukunft in Zürich-West. Zürich.

- Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (2004): Entwicklungsplanung Zürich West. Materialien zum Planungsprozess 1996 – 2001. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (2001): Hochhäuser in Zürich. Richtlinien für die Planung und Beurteilung von Hochhausprojekten. Zürich.
- Stadt Zürich, Hochbaudepartement, Amt für Städtebau (Hg.) (1999): Kooperative Entwicklungsplanung Zürich West. Synthesebericht der Stadt Zürich und der mitwirkenden Grundeigentümer. Zürich.
- Stadt Zürich, Stadtrat (Hg.) (2011): Strategien Zürich 2025. Ziele und Handlungsfelder für die Entwicklung der Stadt Zürich. Zürich.
- Stadt Zürich, Stadtrat (Hg.) (2010): Legislatorschwerpunkte 2010 – 2014. Ziele und Strategien für die laufende Legislatur. Zürich.
- Stahel, Thomas (2007): Wo-Wo-Wonige! Stadt- und Wohnpolitische Bewegungen in Zürich nach 1968. Zürich.
- Stanek, Łukasz (2011): Henri Lefebvre on Space. Architecture, Urban Research, and the Production of Theory. Minneapolis, Minn.
- Steve Stiehler, Caroline Fritsche, Christian Reutlinger: Der Einsatz von Fall-Vignetten. (URL: <http://www.sozialraum.de/der-einsatz-von-fall-vignetten.php>, Datum des Zugriffs: 27.03.2014)
- Thierstein, Alain; Natrup, Wilhelm; Friedrich, Sabine; Binggeli, Dunja; Grimaldi, Carolina (2005): Aufbruch West?. Nachhaltige Entwicklung und städtische Erneuerung am Beispiel Zürich West. Zürich.
- Thierstein, Alain; Tschander, Bettina (2001): Nachhaltigkeit in Boomtown?. Aufbruch in Zürich-West - pulsierendes Leben statt Industriebrache. In: unimagazin. Die Zeitschrift der Universität Zürich, Nr.1. Zürich.
- Valda, Andreas; Westermann, Reto (2007): Umnutzung von Industrie- und Gewerbebrachen – Massnahmen zur Förderung, Schweiz. Bern.
- Valda, Andreas; Westermann, Reto (2004): Die brachliegende Schweiz. Entwicklungschancen im Herzen von Agglomerationen. Bern.
- Van Wezemaal, Joris; Silberberger, Jan; Paisiou, Sofia (2011): Assessing 'Quality': The unfolding of the 'Good' – Collective decision making in juries of urban design competitions. In: Scandinavian Journal of Management (2011) 27, S. 167 – 172.
- Vogelpohl, Anne (2012): Urbanes Alltagsleben. Zum Paradox von Differenzierung und Homogenisierung in Stadtquartieren. Dissertation Freie Universität Berlin. Wiesbaden.
- von Seggern, Hille; Tessin, Wulf (2002): Einen Ort begreifen: Der Ernst-August-Platz in Hannover. Beobachtungen – Experimente – Gespräche – Fotos. In: Riege, Marlo; Schubert, Herbert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. Opladen.
- Wackerl, Wolfgang (2011): Die Entstehung und Entwicklung von Konflikten in Nutzungsgemischten Quartieren. Eine Untersuchung am Beispiel der ExWoSt-Modellprojekte Tübingen-Südstadt, Essen-Weststadt und Berlin-Komponistenviertel. Dissertation an der Fakultät für Architektur der RWTH Aachen.
- Weckerle, Christoph; Theler, Hubert (2010): Dritter Kreativwirtschaftsbericht Zürich. Die Bedeutung der Kultur- und Kreativwirtschaft für den Standort Zürich. Zürich.
- Wehrli-Schindler, Birgit (2002): Kulturelle Einrichtungen als Impulsgeber für Stadtentwicklung? Beobachtungen am Beispiel Zürich West. In: DISP 150.

Werk, Bauen + Wohnen (1996): Studienaufträge für ein Kultur- und Werkzentrum auf dem Zürcher Escher-Wyss-Areal. Band Nr. 83, Heft 10. Zürich.

Wildner, Kathrin (2003): Zócalo – Die Mitte der Stadt Mexiko. Ethnographie eines Platzes. Berlin.

Wirth, Louis (1938): Urbanism as a Way of Life. In: The American Journal of Sociology, 44 / 1.

Wulfhorst, Reinhard (2013): Konsequenzen aus »Stuttgart 21«: Vorschläge zur Verbesserung der Bürgerbeteiligung. In: pnd-online 2013 – 1 (<http://www.planung-neu-denken.de/texte-mainmenu-41/256-wulfhorst2013-1>). Zugriff am 24.02.2015)

Ziehl, Michael; Oßwald, Sarah; Hasemann, Oliver; Schnier, Daniel (2012): Second hand spaces. Recycling Sites undergoing urban transformation. Berlin.

Züst, Roman; Joanelly, Tibor; Westermann, Reto (2008): Waiting Lands. Strategien für Industriebrachen. Sulgen.

II. Zeitungsartikel

Grund, Christian (2012): City Guide Zürich. Grau ist das neue Bunt. Verbraucht, verbaut, verführerisch: Der Stadtteil Zürich-West feiert Erfolge als großstädtische Anti-Idylle. In: Die Zeit, 18.02.2012. Hamburg.

Jirát, Jan (2010): Eine Margerite wuchert im Schweizer Beton. In: Die Wochenzeitung (WOZ), Nr. 38. 23.09.2010. Zürich.

Koch, Michael (1998): Wiederkehr der Stadtplanung? In: Neue Zürcher Zeitung (NZZ), 06.11.1998. Zürich.

Kunz, Nina (2014): Widerständiger wider Willen. In: Die Wochenzeitung (WOZ), Nr. 42. 16.10.2014. Zürich.

Landolt, Noemi (2008): <Brotätschen> im Zürcher Hardturmstadion. Willkommen im Taka-Tuka-Land. In: Die Wochenzeitung (WOZ), 10.07.2008. Zürich.

Neue Zürcher Zeitung (NZZ) 04.07.2008: Linksautonome besetzen Hardturm-Stadion. Zürich.

Neue Zürcher Zeitung (NZZ) 23.03.1995: Mitglieder der Stadtentwicklungskommission gewählt. In: Eberle, Orlando (2003): Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus Regulationstheoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West. Diplomarbeit der Universität Bern. S. 55.

Neue Zürcher Zeitung (NZZ) 07.02.1995: Neue Perspektiven für die Planungspolitik. In: Eberle, Orlando (2003): Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus Regulationstheoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West. Diplomarbeit der Universität Bern. S. 55.

Neue Zürcher Zeitung (NZZ) 15.12.1994: Weitere Abfuhr in Sachen Nutzungsplanung. In: Eberle, Orlando (2003): Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus Regulationstheoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West. Diplomarbeit der Universität Bern. S. 51ff.

Neue Zürcher Zeitung (NZZ) 11.06.1993: Baubewilligungsverfahren in der Praxis. In: Eberle, Orlando (2003): Konflikte, Allianzen und territoriale Kompromisse in der Stadtentwicklung. Eine Analyse aus Regulationstheoretischer Perspektive am Beispiel Zürich West. Diplomarbeit der Universität Bern. S. 53.

Strobel, Jan (2013): Was macht eigentlich...Ursula Koch, Alt-Stadträtin. In: Tagesanzeiger, 12.02.2013. Zürich.

Tagesanzeiger, 01.09.2010: Sulzer verkauft halb Winterthur an einen Baukonzern. Zürich.

III. Internet

Allreal (2012): Industrieareal Escher-Wyss. (www.escher-wyss-areal.ch. Zugriff am 03.12.2012)

Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2014b): Revision Raumplanungsgesetz RPG. (<http://www.are.admin.ch/themen/recht/04651/index.html?lang=de>. Zugriff am 15.10.2014)

Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2014a): Bundesrat setzt revidiertes Raumplanungsgesetz auf den 1. Mai 2014 in Kraft. (www.are.admin.ch/dokumentation/00121/00224/index.html?lang=de&msg-id=52521. Zugriff am 13.10.2014)

Credit Suisse (2014): Planungsgebiet Maag-Areal Plus. (www.maagarealplus.ch. Zugriff am 04.07.14)

Endut, Timothy (2014): Der Rest von Zürich-West. Der letzte Zeitzeuge der Industrie in Zürich-West beißt ins Gras. (<http://www.westnetz.ch/story/der-rest-von-zuerich-west>. Zugriff am 23.07.14)

FREITAG lab. Ag (2014): Über Freitag. (www.freitag.ch. Zugriff am 31.07.14)

IGH (2014): IG Hardturm. (<http://www.ighardturm.ch> Zugriff am 27.05.2014)

Implenia Immobilien AG (2014): Vom Industrieareal zum Stadtteil: Der letzte Mosaikstein. (<http://www.sulzerareal.ch/de-ch/projekte-von-implenia/ubersicht.html>. Zugriff am 18.07.2014)

Intershop Management AG (2012): Puls 5. Leben, einkaufen und arbeiten. (www.puls5.ch. Zugriff am 23.10.12)

Kulturmeile (2014): Mission. (www.kulturmeile.ch. Zugriff am 27.05.2014)

Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (MSWKS) (o. J.): Die internationale Bauausstellung. Emscher Park 1989 – 1999. (<http://www.iba.nrw.de/iba/main.htm>. Zugriff am 15.08.2011)

Ministerium für Wirtschaft, Energie, Bauen, Wohnen und Verkehr (MBV) (o. J.): Industriekultur. (<http://www.mbv.nrw.de/Staedtebau/baukultur/industriekultur/index.php>. Zugriff am 15.08.2011)

P. M. (1990): bolo'bolo. Zürich. (<http://www.geocities.ws/situ1968/bolo/bolobolo.html>. Zugriff am 14.11.2014)

Rhombus Partner Immobilien AG (o. J.): Wohnturm. (<http://loewenbraeu-black.ch/de/white>. Zugriff 30.06.2014)

Rohstofflager (2012): Rohstofflager im Steinfels. (www.rohstofflager.ch. Zugriff am 17.04.2012)

Stadt Zürich, Sozialdepartement (2015b): Für mehr Lebensqualität. (<https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/soziokultur/gwa.html>. Zugriff am 16.03.2015)

Stadt Zürich, Hochbaudepartement (2015a): Kennzahlen. (https://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/entwicklungsgebiete/zuerich_west/kennzahlen.html. Zugriff am 29.01.2015)

Stadt Zürich (2014e): Limmatuferweg. (www.stadt-zuerich.ch. Zugriff am 04.08.2014)

Stadt Zürich (2014d): Gleisbogen. (www.stadt-zuerich.ch. Zugriff am 04.08.2014)

Stadt Zürich (2014c): Pfingstweidareal. (www.stadt-zuerich.ch. Zugriff am 08.08.2014)

Stadt Zürich, Hochbaudepartement (2014b): Teilrevision Bau- und Zonenordnung (BZO). (<https://www.stadt-zuerich.ch/bzo-teilrevision>. Zugriff am 15.10.2014)

Stadt Zürich, Amt für Städtebau (2014a): Plan 1a: Gebäude. (www.stadt-zuerich.ch/hochbau. Stand Februar 2014).

Stadt Zürich (2012a): Steinfels-Areal. (www.stadt-zuerich.ch. Zugriff 20.04.12)

Stadt Zürich (2012): Puls 5. (https://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/entwicklungsgebiete/zuerich_west/projekte_realisiert/puls_5.html. Zugriff am 22.04.12)

Stiftung TECHNOPARK® Zürich (2014): Technopark. (Zugriff am 03.07.2014)

Sulzer Immobilien AG (o. J.): Vom Industriequartier zum durchmischten Stadtteil. (<http://www.sulzerareal.com/arealentwicklung/einfuehrung/index.php>. Zugriff am 15.08.2011)

Universität GH – Essen (o. J.): Was ist die IBA-Emscher-Park? (<http://www.uni-due.de/~gpo202/iba-allgemein.htm>. Zugriff am 15.08.2011)

vbz (2011): Imagekampagne: Menschen in Zürich West. (https://www.stadt-zuerich.ch/vbz/de/index/die_vbz/portraet/werbekampagnen/menschen-in-zuerich-west.html. Zugriff am 28.11.2014)

VGZW (2014): VGZW. Grundeigentümer Zürich West. (<http://www.vgzw.ch/> Zugriff am 27.05.2014)

Westnetz (2014): Stadt erwirbt Grundstück an der Geroldstraße. (<http://www.westnetz.ch/story/stadt-erwirbt-grundstueck-an-der-geroldstrasse>. Zugriff am 04.07.14)

IV. Filme

Biermaier, Nicole; Vaid, Ravi; Merz, Dion (2010): Dachkantine. We miss you so much! Zürich.

Guidovideo / Tonimolkerei 08 (2008): Wir bitten zum letzten Tanz! Zürich.

Videoladen Zürich (1980 / 2005): Züri brännt. Zürich.

Anhang

A Leitfaden Interviews mit Städtebauexperten (ES)

- Wie würden Sie Ihre Rolle im Entstehungsprozess „Zürich West“ beschreiben?

Städtebauliche Entwicklung

- Können Sie beschreiben, wie ZW sich räumlich entwickelt hat?
- Was, glauben Sie, sind die großen Herausforderungen gewesen?
- Was sind aus Ihrer Sicht wesentliche Einschnitte und Entscheide gewesen?
- Können Sie beschreiben, welche Auswirkungen die unterschiedlichen BZOs auf die räumliche Entwicklung des Quartiers haben?
- Welche Räume, Bauten, Orte haben für das Quartier eine besondere Bedeutung? Gibt es Leuchtturmprojekte?
- Was sind aus Ihrer Sicht relevante Faktoren zur Entstehung eines neuen Stadtteils?
- Welche Bedeutung hat für Sie die Durchmischung des Quartiers?
- Wie zeigt sich die Durchmischung im Quartier – im Städtebau?
- Mich würde noch interessieren, wie Erdgeschossnutzungen geplant werden?
- Können Sie beschreiben, welche Bedeutung das „Wohnen“ für Zürich West hat?
- Können Sie beschreiben, wie es sich mit den sozialen Infrastrukturen in Zürich West verhält?
- Welche Kriterien sind für Architekten bei der Gestaltung ihrer Bauvorhaben entscheidend?
- Wie wurden diese bei den durch Sie geplanten und umgesetzten Projekten berücksichtigt?

Résumé

- Sehen Sie im Rückblick auf die letzten 25 Jahre Umsetzung verpasste Chancen?
- Was würden Sie sich für die weitere Entwicklung von ZW wünschen?
- Welche Handlungshinweise würden Sie an vergleichbaren Entwicklungsprozessen Beteiligten (in Ihrer Position) mit auf den Weg geben?

B.1 Leitfaden Experteninterviews Staffel I (PE)

- Wie würden Sie Ihre Rolle im Entwicklungsprozess „Zürich West“ beschreiben?
- Seit wann sind Sie in dieser Position?

Planungsprozess / Akteure / Kooperation

- Können Sie erzählen, wie das damals abgelaufen ist?
- Wie würden Sie den Planungsprozess beschreiben?
- Was sind für Sie die großen Herausforderungen der letzten 20 Jahre gewesen?
- Wie sind Sie damit umgegangen?
- Was sind aus Ihrer Sicht wesentliche Einschnitte und Entscheide gewesen?
- Können Sie erzählen, welche Ziele damals / zu dem Zeitpunkt Ihrer Tätigkeit verfolgt wurden?
- Meinen Sie, dass heute die gleichen Ziele verfolgt werden?
- Änderungen? Paradigmenwechsel? Aktuelle Ziele? Interessen?
- Mich würde noch interessieren, welche anderen Akteure eine Rolle spielen?
- Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit ihnen?
- Kräfteverteilung? Push- und pull-Faktoren?
- Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten Grundlagen für die Kooperation zwischen den unterschiedlichen Akteuren?
- Leitlinien, Maßnahmenplan, städtebaulichen Prinzipien...Orientierung?
- Welche Konsequenzen ergaben sich für Sie in Ihrer Position aus der Kooperation mit anderen Akteuren?
- Positive und negative?
- Warum glauben Sie, konnte sich eine gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Akteuren über das Stadtforum hinaus nicht im Planungsalltag fortsetzen?
- Diskrepanz Stadtforum – kooperative Planung
- Sehen Sie im Rückblick auf die letzten 20 Jahre Planung verpasste Chancen?
- Welche Möglichkeiten zur alternativen Entwicklung hätte es gegeben?

Städtebauliche Entwicklung

- Können Sie erzählen, wie ZW sich räumlich und baulich entwickelt hat?
- Zusammenhänge, Wechselwirkungen, Differenzen zur Planung?
- Was, glauben Sie, sind die großen Herausforderungen gewesen?
- Was sind aus Ihrer Sicht wesentliche Einschnitte und Entscheide gewesen?
- Welche Räume, Bauten, Orte haben für Sie eine besondere Bedeutung?
- Mit welchen anderen Akteuren haben Sie zu tun, die an der räumlichen Entwicklung beteiligt sind?

- Mich würde noch interessieren, welche anderen Nutzer eine Rolle spielen?
- Veränderungen der Nutzergruppen bisher, noch zu erwartende?
- Wie stellen Sie sich die Zielgruppen vor?
- Welche Nutzungen fallen Ihnen ein, wenn Sie an Zürich West denken?
- Wie hat die Geschichte die heutige Nutzung beeinflusst?
- Welche Bedeutung hat für Sie die Durchmischung des Quartiers?
- Wohnen, Arbeiten, Gewerbe, Industrie, Anteile?
- Wie sehen Sie die Rolle der Zwischennutzer bei der Entwicklung des Quartiers?
- Kennt man ihre Belange? Wer vertritt ihre Interessen?
- Sehen Sie im Rückblick auf die letzten 10-15 Jahre Umsetzung verpasste Chancen?
- Welche Möglichkeiten zur alternativen Entwicklung hätte es gegeben?

Öffentlicher Raum

- Welche Orte fallen Ihnen ein, die von der breiten Öffentlichkeit genutzt werden?
- Wie sehen Sie die Rolle / Bedeutung dieser öffentlich genutzten Räume?
- Wie begreifen Sie ohne Erklärung „öffentlicher Raum“?
- Können Sie die Wechselwirkungen zwischen den Planungsprozessen, städtebaulichen Entwicklungen und dem öffentlichen Raum beschreiben?
- z. B. Gestaltung, Dichte, Funktion?
- Wie viel Beachtung wurde diesen Räumen im Planungsprozess beigemessen?
- Steuerung durch die Stadt?
- Mich würde noch interessieren, von wem diese Orte entwickelt werden?
- Akteure? Private? Stadt? Zwischennutzer?
- Wie wirkt sich die Kooperation auf die Entwicklung und Gestaltung aus?
- Welche Herausforderungen stellen sich durch die schnellen Veränderungen an den Umgang mit öffentlichem Raum in ZW?

Résumé

- Welche Weichen wurden mit der bisherigen Entwicklung gestellt?
- Was würden Sie sich für die weitere Entwicklung von ZW wünschen?
- Was sind neue Aufgaben und Herausforderungen, die sich damit für die weitere Entwicklung von Zürich West stellen?
- Welche Handlungshinweise würden Sie an vergleichbaren Entwicklungsprozessen Beteiligten (in Ihrer Position) mit auf den Weg geben?

B.2 Leitfaden Experteninterviews Staffel II (PE)

- Wie würden Sie Ihre Rolle im Entwicklungsprozess „Zürich West“ beschreiben?
- Seit wann sind Sie in dieser Position?

Planungsprozess

- Können Sie die Ausgangslage Ende der 80er- / Anfang der 90er-Jahre beschreiben?
- Wie würden Sie die Vision oder Vorstellung beschreiben, der die Akteure im Planungsprozess folgten?
- Wie hat man planerisch versucht, Durchmischung zu erzielen?
- Welche relevanten Faktoren können Sie nennen für die Entstehung eines lebendigen, urbanen Stadtteils?
- Was sind für Sie die großen Herausforderungen der letzten 20 Jahre gewesen?
- Was sind aus Ihrer Sicht wesentliche Einschnitte und Entscheide gewesen?
- Können Sie erzählen, welche Ziele damals / zu dem Zeitpunkt Ihrer Tätigkeit verfolgt wurden?
- Meinen Sie, dass heute die gleichen Ziele verfolgt werden?
- Mich würde noch interessieren, welche anderen Akteure eine Rolle spielen?
- Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit ihnen?
 - Welche gemeinsamen Interessen wurden verfolgt? Wo gab es Differenzen?
- Was sind Ihrer Meinung nach die wichtigsten Grundlagen für die Kooperation zwischen den unterschiedlichen Akteuren?
- Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit unter den Grundeigentümern und zwischen Grundeigentümern und Investoren?
- Wie wird im Planungsprozess mit wechselnden Verhandlungspartnern umgegangen?
- Können Sie beschreiben, wie die Bevölkerung in den Planungsprozess einbezogen wurde?
- Warum glauben Sie, konnte sich eine gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Akteuren über das Stadtforum hinaus nicht im Planungsalltag fortsetzen?
- Welche Ziele wurden mit dem Stadtforum verfolgt?
- Welche Bedeutung hat das Stadtforum für die Planungen und die Umsetzungen im Quartier?
- Sehen Sie im Rückblick auf die letzten 20 Jahre Planung verpasste Chancen?
 - Welche Möglichkeiten zur alternativen Entwicklung hätte es gegeben?

Städtebauliche Entwicklung

- Können Sie erzählen, wie ZW sich räumlich entwickelt hat?
 - Zusammenhänge, Wechselwirkungen, Differenzen zur Planung?
- Was, glauben Sie, sind die großen Herausforderungen gewesen?
- Was sind aus Ihrer Sicht wesentliche Einschnitte und Entscheide gewesen?

- Können Sie beschreiben, welche Auswirkungen die BZO Hofmann auf die räumliche Entwicklung des Quartiers hat?
- Welche Räume, Bauten, Orte haben für das Quartier eine besondere Bedeutung?
- Wo liegen die Zentren oder wichtige Treffpunkte?
- Mit welchen anderen Akteuren haben Sie zu tun, die an der räumlichen Entwicklung beteiligt sind?
- Welche Nutzungen fallen Ihnen ein, wenn Sie an Zürich West denken?
- Welche Bedeutung hat für Sie die Durchmischung des Quartiers?
- Wie zeigt sich die Durchmischung im Quartier – im Städtebau?
- Mich würde noch interessieren, wie Erdgeschossnutzungen geplant werden?
- Wer trägt die Verantwortung für die Umsetzung?
- Können Sie beschreiben, welche Bedeutung das „Wohnen“ für Zürich West hat?
- Können Sie beschreiben, wie es sich mit den sozialen Infrastrukturen in Zürich West verhält?
- Mich würde noch interessieren, welche anderen Nutzer eine Rolle spielen?
- Wie stellen Sie sich die Zielgruppen vor?
- Wie sehen Sie die Rolle der Zwischennutzer bei der Entwicklung des Quartiers?
- Sehen Sie eine Möglichkeit, dass sich die Zwischennutzungen etablieren? Wer bleibt, wer geht?
- Sehen Sie im Rückblick auf die letzten 10-15 Jahre Umsetzung verpasste Chancen?

Öffentliche Freiräume

- Welche Orte fallen Ihnen ein, die von der breiten Öffentlichkeit genutzt werden?
- öffentliche Räume, Plätze und Strassen
- neu definierte und angeeignete Räume
- Welche Tätigkeiten finden in geplanten, welche dagegen in ungeplanten, unstrukturierten Räumen statt?
- Welche Bedeutung haben die Zwischennutzungen für die Lebendigkeit und das soziale Leben im Quartier?
- Welche Herausforderungen stellen sich durch die schnellen Veränderungen an den Umgang mit öffentlichem Raum in ZW?

Résumé

- Welche Weichen wurden mit der bisherigen Entwicklung gestellt?
- Was würden Sie sich für die weitere Entwicklung von ZW wünschen?
- Was sind neue Aufgaben und Herausforderungen, die sich damit für die weitere Entwicklung von Zürich West stellen?
- Welche Handlungshinweise würden Sie an vergleichbaren Entwicklungsprozessen Beteiligten (in Ihrer Position) mit auf den Weg geben?

C Leitfaden Zeitzeugeninterviews (ZZ)⁵⁵

- Warum sind Sie nach Zürich West gegangen?
- Seit wann sind Sie da?
- Was machen Sie da?

Alltagsräume und Freiräume

- Wie würden Sie Ihren Alltag in Zürich West beschreiben? (Arbeiten, Wohnen, Freizeit, Familie, Freunde,...)
- Wo spielt sich Ihr Alltag ab? Wo und wie bewegen Sie sich? Welche Wege gehen Sie?
- Welche Orte suchen Sie auf? Wo gehen Sie einkaufen? Wie verbringen Sie Ihre Freizeit? Welche Kultur- oder Sportangebote nutzen Sie? Welche Gastronomien oder Clubs besuchen Sie?
- Welche Menschen aus dem Quartier kennen Sie (Familie, Nachbarn, Bekannte,...)? Wo treffen Sie sich mit Ihnen?
- Engagieren Sie sich im Quartier? Können Sie erzählen, was Sie machen? Warum engagieren Sie sich?
- Wie nehmen Sie die Veränderungen in Zürich West wahr?
- Wie hat sich Ihr Alltag verändert?
- Welche Freiräume gibt es in Zürich West? Welche nutzen Sie selber?
- Welche Bedeutung haben die Freiräume?
- Gibt es weniger Freiräume als früher? Wie haben sie sich verändert?
- Ist das hier ein Freiraum? Für welche Leute?

Résumée

- Fällt Ihnen noch etwas Wichtiges ein, wonach ich nicht gefragt habe?

⁵⁵ Die Leitfaden wurde von Philipp Klaus und mir für das Wahlfach Soziologie im HS 13 an der Dozentur Soziologie der ETH Zürich entwickelt.

Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name Fee Natalie Thissen
 Geburtsdatum 25.12.1981
 Geburtsort Oberhausen, Deutschland
 Nationalität deutsch



Berufliche Stationen

seit 2015 RWTH Aachen, Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtentwicklung
Wissenschaftliche Mitarbeit

2010 – 2015 RWTH Aachen / ETH Zürich
Promotionsstudentin

2014 DAAD-Stipendium zur Rückgewinnung deutscher Wissenschaftler aus dem Ausland

2012 – 2014 ETH Zürich, Departement Architektur, Dozentur Soziologie
Forschung und Assistenz

2012 – 2013 Cometti Truffer Architekten AG in Luzern
Geschäftsleiterin

2007 – 2012 Cometti Truffer Architekten AG in Luzern
Architektin und Projektleiterin

2006 Stadtplaner- und Architektenpartnerschaft hjp-planer in Aachen
Studentische Mitarbeit

2005 – 2006 u. 2006 – 2007 RWTH Aachen, Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtentwicklung in Aachen
Studentische Hilfskraft

2005 Planungsgesellschaft Ropertz & Partner in Duisburg
Studentische Mitarbeit

Mitgliedschaften

seit 2014 Mitglied der Architektenkammer (AKNW)
 seit 2012 Mitglied Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein (SIA)

Praktika

2006 de Architectengroep -rijnboutt van der vossen rijnboutt- in Amsterdam, Niederlande
 2004 Planungsgesellschaft Ropertz & Partner in Duisburg

Studium

2007 Diplom der Architektur und Stadtplanung an der RWTH Aachen
 2003 – 2004 Architekturstudium an der EPFL in Lausanne, Schweiz
 DAAD-Stipendium
 2001 – 2007 Studium der Architektur mit Vertiefung Stadtplanung an der RWTH Aachen